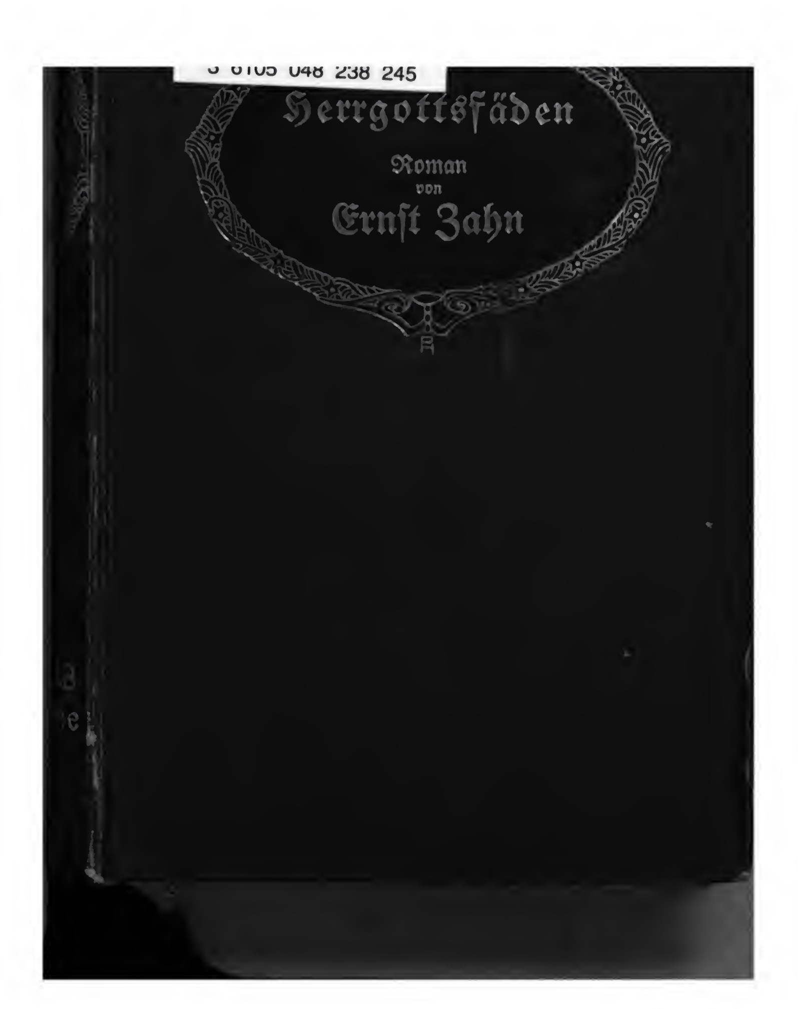
image
not
available


833.8 .Z19HE C.1
Herrgottsfaden; roman
Stanford University Libraries
3 6105 048 238 245



Herrgottsfäden
Roman
von
Ernst Zahn


LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



Bibliothek
zeitgenössischer Autoren

Herrgottsfäden

Roman

von

Ernst Zahn

Siebente Auflage



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1907

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Walter Schacht

seinem guten und getreuen Freunde

widmet sein Buch

dankbar

der Verfasser

Erstes Kapitel

Jetzt muß es heraus! Ich bin das Heimlichtun und das Herumschleichen satt. Ich will reden, es gibt ja keine Sünde zu beichten. Und wenn ich kein Dieb bin, will ich auch nicht auf den Zehen gehen wie ein Dieb."

„Du bist so ein Wilder, Christen. Kannst denn nicht noch zufrieden sein — eine Zeitlang noch —, so wie wir es jetzt haben. Wir sehen einander jeden Tag. Und immer wieder findet sich ein Augenblick zum Alleinsein. Und . . ."

Der Christen Russi sah sein Mädchen mit den zornigen schwarzen Augen an und grollte weiter: „Warum noch warten? Entweder er gibt mir dich jetzt oder nie. Warum also das Fragen versparen? Und gibt er mir dich nicht freiwillig, so muß er?"

„Er muß," sagte sinnend das Hochfluhhof-Mädchen, die Rosi. Ihr schmales Gesicht war krankbleich und das bittere Weinen zuckte ihr um den Mund.

„Glaubst es etwa nicht?" fuhr der Christen wieder auf und seine Stimme wurde lauter, als vorsichtig war. „Ich will und was ich habe wollen, das hat noch alleweil durch müssen!"

Rosi schreckte zusammen und zitterte. Drüben am Wohnhaus, in dessen Fenstern das weiße Mond-

licht brannte, war eine Tür gegangen. Es war so taghell drüben, daß das Mädchen sich besinnen mußte, wie sie hier, im Gadenschatten und durch den Gemsberg gegenüber wider den Mond abgemauert, sicher und heimlich standen.

Der Hochfluhhofgaden hatte seit Wochen und Wochen viel unnützes Gerede und Getuschel, Schmeicheln und Kosen zu hören bekommen. Aber die vier grauen Wände waren geduldig und hatten in ihrer ganzen Breite das Paar vor unberufenen Spähaugen geschützt, dem Hochfluhhof-Felix seine Tochter und — seinen Knecht. Jetzt lag der große Bau, der stattlichste und größte unter den Ställen und Scheunen zu Fruttnellen, fast völlig im Dunkeln, während doch über den grünen Hang und die Häuser und Hütten, die gleich einem auf schroffem Steige hockenden Riesenhühnervolk an der Bergecke klebten, eine dem Tageslicht gleichkommende Helle gegossen war. Der Hochfluhhof, der wie das Tor des Dorfes war, stand im hellsten Licht. Breit und fürnehm, gleich einem Wegwächter, war er das erste Haus, das sichtbar wurde, wenn man den halbstündigen steilen Pfad vom Fruttneller Weiler der „Fluh" entlang heraufkam. Er wäre wie eine Burg, meinten die Fruttneller, die noch keine gesehen hatten, die paar Mauersteine abgerechnet, welche aus uralter Zeit noch unfern im Intschiwald standen und vielleicht einst zu einem Edelsitze gehört hatten. Der Hochfluhhof stand inmitten grüner Matte. Seine Bauart unterschied ihn nicht von den übrigen Hütten, nur seine Größe. Es war immer dasselbe kunstlose Aufrichten, wenn die Fruttneller bauten: Steine aus den Felswänden rings oder von den in allen Matten sich breitmachenden Blöcken gebrochen und zu vier mannshohen Mauern geschichtet, mit rohem

Mörtel verbunden und gefestet. Auf diesen Unterbau kam das eigentliche Haus zu stehen. Sie holten die Rottannen von den Flühen, die in hundert Sturmjahren erprobt waren, und schlugen sie sich für ihre Wände zurecht. Jeder war seines eignen Hauses Zimmermann, nur daß, wenn er reich war wie der Hochfluhhöfler, er nur den Leiter und Meister machte und sich zur Arbeit die nötige Anzahl Knechte hielt.

Das Bauernhaus, auf das die Frutneller samt und sonders stolz waren, hatte die Größe dreier gewöhnlicher Dorfhütten. Die Stube allein nahm eine Hausfront von sieben Fenstern ein. Mit ihr auf gleichem Boden lagen nur die Küche und das Zimmer, in welchem die Fruttneller Gemeinderäte bei ihrem Präsidenten, dem Hochfluhhof-Felix, zu Rat saßen. Zwei Stockwerke bauten sich darüber noch auf und boten der Räume genug für die Schlafkammern des Bauern, seiner Familie und seines Gesindes. Ein mächtiges Schindeldach schützte die Behausung, und der Frontquerbalken trug in kunstreich eingeschnitzter Schrift die Jahrzahl 1848. So weit der Ausblick vom Hochfluhhof ging, war Eigen seines Besitzers. Bis hinan an die Kirchenmauer und bis hin, wo der Gaden hart an schroff abfallender Felswand stand, reichte sein Mattenland. Noch mehr besaß der Felix Furrer an den Hängen des Fruttnellertales, das sich jenseits des Bergvorsprungs auftat und in das man über den Fuß- und Saumpfad gelangte, der an der Kirche vorbei- und zwischen den zwei unregelmäßigen, sich den Berg hinanziehenden Hüttenreihen hindurchführte. Es war ein holperiger Weg. Wer hätte ans Bessern gedacht! Für der Fruttneller harte Füße und ihr hölzernes Schuhwerk war er lange gut genug. Nur steil fanden auch sie ihn zuweilen, wenn sie mit

überschwer beladenen Gabeln vom Weiler herauf-geschnauft kamen. Vom Hochfluhhof zur Kirche war sein bestes Stück, auf das hatte der Furrer erst kürzlich wieder Sand führen lassen, damit er und sein lahmes Weib weicher schritten, wann sie nach dem ewigen Heil suchen gingen. Die Kirche war eine von den weißschimmernden stattlichen Bauten, die sich sonderbar neu, fremd und fürnehm ausnehmen inmitten der jahrhundertealten Holzbehausungen der Dörfler. Ein Ueberbleibsel alten heidnischen Brauches, der Gottheit prunkende Denkmäler zu errichten und die hungrigen Kinder die gestifteten silbernen Herzen anstaunen zu lassen, die hätten Brot sein können, den Hunger zu stillen! An der Kirche hatte des Hochfluhhofbauern Geld wacker mitgebaut, aber das Hauptverdienst hatte an ihr der Fruttneller Pfarrer, ein eifriger und scharfer Herr, der seine Bauern zu modeln wußte, daß aus ihnen sich Batzen pressen ließen. Er selber hatte tief in den eignen Beutel gelangt, war wochenlang auf einer Bettelfahrt Land auf und ab fort gewesen und hatte für das neue Gotteshaus der verlorenen Gemeinde eine mehr als namhafte Summe mit heimgebracht.

Von dem Gotteshaus aufwärts am Berge stand erst das eigentliche Dorf, zehn Häuser hier am Hang, eines immer höher stehend als das andre, dann pflanzte sich hufeisenartig die Gebäudereihe fort um den Vorsprung herum und einwärts ins Fruttnellertal. Das war ein stilles, totes Gebiet, eine enge Talrinne, durch welche der Fruttneller Bach herausfloß und zu deren beiden Seiten die wilden, wenig fruchtbaren Hänge steil anstiegen, um in nackte Steinwände auszulaufen, die ihre grauen, zerrissenen Zacken in den Himmel stachen. Wo das Tal endete und sich schloß, war ewiges Eis, wüstes, zerrissenes Gletschergebiet,

das selbst die alle Unbill gewohnten Fruttneller nur selten überschritten, um nach dem Oberlandgebiet jenseits ihrer Berge zu gelangen. —

Der Christen Russi und sein Schatz hatten sich mehr in den Schatten ihres Versteckes zurückgezogen. Das Mädchen bebte am ganzen Leibe. Der Schrecken ob der unvermuteten Störung von vorhin war ihm in die Glieder gefahren. Es war eine späte Nachtstunde, und es hätte drüben niemand mehr wach sein sollen, der zum Störer ihres Stelldicheins hätte werden können.

„Hast gehört?" stammelte die Rosi.

„Das Knarren? Freilich," sagte der Christen leichthin, „der Joseph wird das Holzschuppentor wieder schlecht geschlossen haben und nun rüttelt der Wind daran."

„Ich will hineingehen," flüsterte das Mädchen.

Der Christen hielt es mit schmerzhaftem Griff. „Sei kein Narr. Wer könnte noch wach sein um diese Zeit! Aber siehst, wie du Angst hast und willst doch der Angst kein Ende machen. Gesagt muß es sein und gleich morgen, das will ich verschwören."

„Ich bitte dich um Gottes willen, warte noch zu, Bub," flehte das Mädchen.

Christen biß die Zähne in die Unterlippe. „Hast du mich rechtschaffen lieb und hast den Willen, mich zu heiraten, oder — bin ich dir nur zum Zeitvertreib gewesen?"

Da hatte er das Rechte gesagt. Der schmächtige Leib des Mädchens nestelte sich näher an ihn, ihre Arme legten sich um seinen Hals, fest, mit einer langsamen, gierigen Leidenschaft, dann hob ein stockendes Schluchzen den schlanken Körper.

Eine Unruhe überkam den Christen. Er umfaßte die Rosi fester. Eine ganze Weile hielten sie sich

wortlos umschlungen. Die Liebe wurde übermächtig. Dennoch schien es, als hätte der Bursche inmitten seines Rausches noch Herrschaft über sich. Er blickte auf einmal wie suchend um sich. Hätte der Mond sein Gesicht beleuchtet, es wäre eine plötzliche Entschlossenheit in seinen Linien zu lesen gewesen. Er zog das Mädchen in das dunkle Innere des Gadens.

Der Mond zog höher. Die Helle, welche über die Matten gegossen war, wuchs. Sie umlief gleich schwellenden Wassern den Gaden. Die grauen Blöcke tauchten aus dem Dunkel auf wie allmählich sich hebende finstere Häupter. Das Buschwerk dazwischen reckte Aeste und Zweige und wuchs sich zu fremden Gestalten mit winkenden Armen aus. Der wache Föhn bewegte ein Blatt hier und dort, dann war es, als rührte sich das sonderbare Nachtvolk an den Steinen. Wo ein Wässerlein war, da fiel der Silberschein des Mondes hinein und die Stelle zeigte statt des Tümpels eine Platte brach liegenden Edelmetalls, — hier — da — dort — ein offenes Bergwerk für die vielen Goldsucher und Geldjäger aus dem Tale. Es war eine große Stille; das Mondlicht hat einen leisen Tritt. Nur zuweilen tat der Föhn an irgend einer fernen Felswand einen dumpfen Hornstoß. Die Berge schienen höher getürmt, im Westen prallte das Licht auf ihre granitenen Glieder, und scharf zeichnete sich das mächtige steinerne Muskelwerk. Auf den flachen Firnen war weißer, funkelnder Brand. Der Himmel war ganz klar, von schimmerndem, unermeßlich tiefem Blau. Es schien, als hätte der Mond alle Sterne verscheucht. Er leuchtete allein. Hinten im Fruttneller Tale stand eine einzige gewaltige Wolkenwand. Sie lag schwarz auf den Bergrücken und spannte sich dort fest wie eine nicht zu brechende Mauer über den Himmel. An

ihrem Saume war ein gelber und ein blutroter Streifen. Das Ganze war wie eine Erscheinung, vor der sich die Abergläubischen bekreuzen.

Eine lange Weile war vergangen, als die Gadentür unter Christens Hand sich wiederum auftat. Er hielt sie fest und wartete. „Es ist hell," redete er nach innen, Seine Stimme klang in einer leisen Unsicherheit.

Rosi trat langsam und schwankend heraus. Sie hob die beiden Arme, wie vom Licht geblendet, und fuhr sich verwirrt und, als besänne sie sich, über das weiche, glatt gescheitelte Haar. Dann hob sie das Gesicht zu dem Burschen. Dabei war es, als ob sie erschrecke. Ihre Hände knüllten die Schürze und hoben sie und verhüllten plötzlich das Gesicht.

Ein Stöhnen: „O mein Gott!"

Christen faßte sich. Sein Kopf mit dem kohlschwarzen Haar dem gleichfarbigen Schnurrbart in dem vollen, aber bleichen Gesicht und den scharfen Augen unter den kühn geschwungenen Brauen fuhr in den Nacken.

„Flenn nicht," sagte er ungeduldig; seine Finger lösten dabei gewaltsam die Hände, die das Mädchen vors Gesicht geschlagen hatte.

Sie starrte ihn mit angstweiten Augen an. Ihre feinen Züge zuckten, ein Ausdruck bitterster Hilflosigkeit trat scharf hervor. „Jesus — Jesus, was — was ist geschehen!"

Christens Stimme tönte hart dawider: „Jetzt mußt mein sein! Jetzt muß auch dein — der Hochfluhhöfler müssen!"

Das Mädchen wendete sich ab. Sie tastete sich nach der Rückseite des Gadens und suchte den heimlichen Heimweg. Aber der Bursche erreichte sie in ein paar Schritten und riß sie in seine Arme.

„Gräm dich nicht," sagte er mit heißem Atem. „Von jetzt an weißt, daß wir nicht mehr voneinander können. Und solltest noch froh sein — so solltest."

„Ja — ja — ja. Helf uns der Herrgott." Rosi machte sich hinweg und stahl sich zum Hofe zurück.

Christen schaute ihr nach, bis sie hinter dem Hause verschwand. Dann tat er einen Blick um sich. Der Nachtwind strich ihm kühl über Stirn und Haar. War es die Erhabenheit der leuchtenden Nacht, die empfänglichen Menschen das Herz weitet, war es ein plötzliches Kraftbewußtsein — der hochgewachsene, sehnige Bursche richtete sich höher auf. Seine Finger schlossen sich zu Fäusten, er reckte die Arme, als ginge es ans Heben einer schweren Last, das Licht traf voll sein Gesicht, das die Bauernart nicht verleugnete, aber einen Ausdruck von Scharfsinn und unbändiger Willensstärke trug. Er schlenderte langsam zwischen den Mattenblöcken hindurch und trat bis an der Wiese äußersten Saum, an dem sich eine gähnende Tiefe auftat. Von der Stelle, wo er stand, bis nieder auf den Saumpfad, der tief unten über einen schmalen Steg dem „Weiler", einem zu Fruttnellen gehörenden Hüttenhäuflein, sich zuwandte, war eine einzige senkrechte, wetterverschlagene Felswand.

Christen neigte sich vor. Das Sträßlein schimmerte weiß herauf. In den Weilerhäusern war noch ein winziges Licht lebendig. Der breite Räfisbach, der von Süden von den höchsten Firnen herunterkam und das Haupttal durchfloß, lag wie ein schmaler, glänzender Streif nahe den Hütten. Alles sah sich unscheinbar und wie verloren an aus der Höhe. Und wieder schwollen die Muskeln des Hinabstarrenden, als wäre es sein Verdienst, daß er so hoch stand. Die überzählige Kraft gärte in ihm. Er tat einen

tiefen Atemzug. Mitternacht war nahe. Und morgen würde ein Streittag werden. Hei, er freute sich fast.

Im Umwenden sah er die dunkle, massige Wolkenmauer über den Bergen stehen, ein unübersteigbarer Wall. Ein Gedanke drängte sich ihm unwillkürlich auf. War das ein Zeichen? Er kniff die schmalen Lippen ein und lächelte. Offen, geradeswegs, die Hände in die Hosentaschen gebohrt, schritt er gleich darauf nach dem Hause hinüber. Er hielt den Blick auf die Fenster gerichtet. Dabei hoffte er fast, daß ihn einer kommen sähe.

Zweites Kapitel

„Auf was wartest noch?“ fragte der Ratsherr Felix Furrer, der Hochfluhhöfler, seinen Knecht, den Christen Russi, der an der Tür der Wohnstube stand, und mit einem vor Ungeduld lebendigen Gesicht das Abgehen der Mitknechte und Mägde erwartet hatte, die gleich ihm ihre Abendmahlzeit beendigt hatten.

Die Sonne war eben hinter derselben starren, reglosen Wolkenschicht hinabgeglitten, die seit gestern im Westen unverrückt fest und wie angemauert stand. Der Gemsberg, dessen Fuß am „Weiler“ war und der sein Haupt geradeauf, tannenbehaart, an den Himmel lehnte, stand in einer roten Lohe. Von ihrem Widerschein glänzte die Stube im Hochfluhhof.

Jetzt war die letzte Magd durch die Tür hinausgetreten und die Rosi schlich sich mit zu Boden geschlagenem Blick und schlotternden Knien hinter ihr drein.

„Ich möchte ein Wort mit Euch allein reden,“ gab Christen dem Bauern Bescheid.

„Ist das so wichtig, daß dastehst, als wäre die Stube nicht gekehrt genug?“ ließ sich der Bauer vernehmen und tat einen unwilligen Blick über die Zeitung hinaus, die er in Händen hielt.

Christen stand und blieb die Antwort schuldig. Er hielt die Hände auf dem Rücken zusammengelegt und ließ seine Augen mit einem sprechenden Winken nach der Bäuerin hinübergehen, die sich am Tische und an den Schränken zu schaffen machte und langsam zwischen ihnen hin und her hinkte.

Die reiche Furrerin war ein elendes Menschengestell. Sie war gelähmt und bewegte sich schiebend und mühsam im Zimmer vorwärts. Ihr Oberleib war schmächtig, von Krankheit gebeugt, und der Kopf der Achtunddreißigjährigen trug eisgraue Haare. Ihr Gesicht mit der bleichen Runzelhaut zeigte halb jenen Ausdruck einer über ihre Kräfte Duldenden, halb jenen Zug von Verbitterung und Gehässigkeit, den man bei Kranken findet, die mit sich selbst und ihrem Gott zerfallen sind. Im übrigen war sie weder schön noch häßlich, just ein Bauernweib, wie es deren viele gab landauf und -ab, die nicht viel zählten. Freilich zählte sie in den Augen vieler hundertfach, weil es in ihres Mannes Truhen so viel Gülten zu zählen gab.

Der Furrer hatte seines Knechtes Blick bemerkt und verstanden.

„Ist dir die Frau am Ende auch noch im Weg?“

Er legte die Zeitung auf den Tisch und schlug das sich aufbauschende Blatt mit der flachen Hand geräuschvoll zusammen, dann nahm er seine Brille ab und beäugte den Russi schärfer. Wo die Brille gesessen hatte, in der Nasenwurzel, grub sich ein Loch in die Stirn, man hätte einen Finger hineinstecken können.

„Fürs erste muß ich jetzt einmal mit Euch ganz allein reden,“ sagte der Christen mit Nachdruck und versuchte ein Lächeln, das aber schlecht gelang.

Der Furrer tat die hellen, grauen Augen auf. Es lag etwas in des Burschen Haltung, das ihn ärgerte, ihn, der gewohnt war, sich sein Dienstvolk in respektvoller Entfernung zu halten.

Christen trug noch die blaue, nicht just saubere Stallbluse, die Schafwollhose und die Holzsandalen an den nackten Füßen, aber sein Wesen war nicht knechtlich. Das Lachen um den schmalen Mund, das Verlegenheit war und Zutraulichkeit sein sollte, sah sich verdammt geringschätzig an.

Der Hochfluhhöfler wollte sich den Aerger kürzen.

„Frau, tu ihm den Willen und geh ins Nebenzimmer,“ wandte er sich an seine Gesponsin.

Die wurde erst jetzt aufmerksam. „Das fehlt sich noch, daß man wegen einem Knecht aus der Stube müßte; was so einer zu sagen hat, werde ich — denk' ich — auch hören dürfen.“

Sie geiferte das giftig vor sich hin, aber mit dem letzten Worte war sie schon hinausgehumpelt.

Da schnaufte der Christen. Er maß den Furrer mit einem langen Blick, den der erwiderte. Dabei schien es, als glimme es hier wie dort von heimlichen Zornfunken auf, obwohl bisher ein ganz gutes Einvernehmen zwischen dem Meister und dem schaffigen Knecht geherrscht hatte.

Der Ratsherr Felix Furrer war ein gewaltiges Stück von einem Menschen. Stand er aufrecht, so streifte sein dunkles, am Kopfe zurückgestrichenes Haar die Decke. Sein Leib war schwer, stattlich und von noch mächtigeren Gliedern, als der seines Knechtes. Sein Gesicht war glatt, wie aus gelbem Bein geschnitzt, es trug weder Kinn- noch Schnurrbart; Nase, Mund, Kinn waren scharf umrissen. Die harten und groben Züge waren diejenigen eines Mannes, der

zum Befehlen, nicht zum Dienen da ist. Ueber den von Tränensäcken unterhangenen, aus Runzeln leuchtenden Augen standen die Brauen buschig heraus, wie Gestrüpp von Felsplatten hängt, die Stirn war wölbig und hoch. Es hatte viel Denkens Platz dahinter, und in gewöhnlichen Zeiten dachte der Präses von Fruttnellen für sein ganzes Dorf. Seine weißen Hände hatten Bärentatzenbreite und waren fleischig, aber sie waren keines Werklers Hände. Der Hochfluhhöfler schaffte mit dem Kopf und durch die Hände seines Gesindes. Vom Schreiben gab es keine Schwielen an die Finger und dazu brauchte sie der Präses am meisten, der im Fruttnellertal alles und bei den Herren von der Regierung im mehrere Stunden entfernten Talhauptort viel galt.

„Nun, so red jetzt," sagte der Furrer, als sein Weib verschwunden war.

„Ich bin gekommen, zu bitten, daß ihr mir Euer Mädchen gebt."

„Was?" fragte der Bauer. Es kam scharf wie ein Pfeifen über seine Lippen. Dann lachte er trocken. „Bist ein Narr. Mach, daß du weiter kommst."

„Ich bin gekommen, zu bitten, daß Ihr das Rosi mir zur Frau gebt," wiederholte Christen. Der Ton klang höher als das erste Mal. Dabei hatte er die Hände vom Rücken genommen und riß an seiner Bluse.

„Werd mir nicht frech, Bub," mahnte der andre.

Die Ellbogen auf den Tisch gestützt, richtete er den massigen Leib langsam aus der lässigen Stellung empor. „Wir haben schon einmal von der Geschichte geredet. Damals — wie ich dich hier gehabt habe — hat's geheißen, es sei nichts Böses gemeint — gegolt*)

*) golen = spielen.

sei halt worden, wie Mädchen und Buben tun. Und ich habe mir das Golen verbeten. Du scheinst nicht verstanden zu haben, daß du fortgejagt wirst, wenn ich noch einmal etwas von der Narrheit merke."

„Zwei, die einander gern haben, sind schwerhörig in solchen Dingen," gab der Knecht zurück. Jetzt lächelte er wirklich. Es wurde ihm ganz leicht zu Mut, nun der Streit da war, wie einem, der beim Zahnarzt unter der Zange sitzt, nachdem er vorher im Wartezimmer auf die Folter gespannt gewesen ist.

„Nimm's nicht zu leicht, du," sagte der Präses. „Ich habe euch wohl aufgepaßt und habe gemeint, ich könnte euch wieder trauen. Seid ihr also noch nicht fertig miteinander?"

„Alle Nacht habt Ihr uns doch nicht hüten können."

Zwei scharfe Risse zeigten sich auf des Furrers Gesicht von den Mundwinkeln abwärts.

„Du kannst gehen, Christen Russi, jetzt, in dem Augenblick. Deinen Lohn bekommst auf vierzehn Tag noch ausbezahlt. Und packst zusammen!"

Er erhob sich, der Tisch ächzte, als bräche er zusammen, als er, sich darauf stützend, sich emporrichtete. Ein Holzstuhl flog beiseite. Dann schritt er zu seinem Schrank an der Stubenrückwand.

Christen lüpfte die geknüllte Bluse und krallte die Daumen in die Hosen; der Bauer brauchte die geballten Fäuste nicht zu sehen. Seine Lippen preßten sich zusammen. Es begann Ernst zu werden. Dennoch muckste er nicht. Er ließ den Furrer gewähren, der die Schreibtischklappe herabgelassen hatte und in seinem Geld kramte. Sein Blick maß die Stube. Paßte er so schlecht in die Fürnehmheit? An dem Raum war nichts Fürnehmes. Er war groß; ein Kleinbauer hätte vier Stuben aus der einen gemacht, aber

sonst war nichts darin, das besondere Wohlhabenheit verraten hätte. Bänke liefen rings an den Wänden, die weiß und wie Boden und Decke von rohem Holz waren. Die schweren eschenen Tische mit den eingelegten Schieferplatten traf man anderswo auch, ebenso die kurzen Umhänge an den kleinen Fenstern und die Heiligenbilder an den Wänden. Selbst der Gültsteinofen war kein Kunstwerk, und der rohe Schreibtisch noch weniger.

„Sechzig Franken hast noch zu fordern," sagte der Bauer, sich mit einer Handvoll Silberstücke vom Schreibtisch abwendend, und begann die Taler auf einen der Tische zu zählen, „da komm her und zähl nach."

Christen rührte sich nicht von der Stelle. „Ich will kein Geld. Euer Mädchen will ich," trotzte er.

Der Furrer lachte beinahe ob des andern Unverschämtheit. „Daß du ein Stierkopf bist, habe ich dir schon lang angemerkt, aber in solchen Dingen nützt die Starrköpferei nichts. Daß du nur so dumm sein kannst, so eine Frage zu tun. Wer bist denn du? Was hast denn? Und willst das reichste Mädchen im Tal zur Frau!"

„Ich will nicht das Geld! Das Mädchen will ich."

„Ich will und ich will. Du, jetzt hör auf mit deinem Wollen. In dem Hause gilt dein Wille nicht so viel." Der Bauer schnappte mit den Fingern! „Also nimm dein Geld und dampf ab."

Christen fühlte den Boden unsicher werden. Er war das viele Reden nicht gewöhnt, aber jetzt nahm er sich zusammen.

„Ich bin jetzt nur Euer Knecht, aber ich kann schaffen, und ich will es wohl zu etwas bringen. Habt nur Zutrauen, ich will Euch keine Schande machen, und die Rosi soll es recht haben wie selten eine."

„Dummheiten, Narretei! Verrücktes Geplärr! Nimm dein Geld jetzt. Ich will nichts mehr hören.“

Krach! Das Ueberhemd des Knechtes hatte einen Gewaltriß. Seine Fäuste hatten zu mächtig hineingegriffen. Und jetzt kam es wie Unruhe über ihn, und eine leise Röte färbte seine Stirn.

„Die Rosi hat mich gern, Sie will keinen andern!“

„Bah! So viel für Rosis Willen!“ machte der Bauer und zerklatschte mit der breiten Hand eine Fliege, die sich auf dem Tische niedergelassen hatte. Die Fünffränkler waren aufgehüpft über dem harten Schlag. „Die Rosi hat gar nichts zu wollen. Ich sage es schon, wenn es für mein Mädchen Zeit zum Heiraten ist.“

„Ueberlegt es wohl, Präses. Das Mädchen ist mein, und ich lasse nicht von ihm!“

Die Stimmen grollten rauher. Der Furrer tat einen drohenden Schritt. „Was scherst du mich? Dich fragt kein Mensch! Du gehst jetzt, oder —“

Des Christen Gesicht brannte.

„Gibst mir dein Mädchen nicht?“ schrie er.

„Nein!“ überschrie ihn der Bauer.

„Auch nicht, wenn sie schon — halb und halb meine Frau ist?“

Der Furrer zuckte. Dann verschärften sich die Striche um den Mund, bis ein Ausdruck unbarmherziger Starrheit um die verbissenen Lippen zu lesen war.

„Ich will nicht hoffen, daß sich mein Mädchen vergessen hat!“

„Es hat mir nur das Recht gegeben, das ich jetzt von dir verlange!“

„Was soll das heißen?“ keuchte der Furrer.

„Daß es nicht unmöglich wäre, daß du in mir deinem Enkelkind den Vater verjagst!“

„Und das sagst mir — mir ins Gesicht, in meiner eignen Stube, als wüßtest nicht, daß ich dich mit einem Faustschlag hinstrecken kann, Knechtlein, daß du nicht mehr aufstehst!“

„Der Ratsherr Furrer wird nicht ins Zuchthaus wollen!“

Der Bauer war völlig verwandelt. Sein Gesicht war jetzt so kaltweiß wie seines Hauses Grundmauer; er stemmte seine Hände rückwärts an eine Stuhllehne, als wäre ihm selber bang, daß sie sich an dem Knecht vergriffen.

„Siehst dort den Heiland an der Wand, Mensch?“ sagte er heiser, auf ein kleines Kruzifix deutend. „Ob er dir etwas gilt, weiß ich nicht, aber ich halte etwas auf ihn. Und bei dem dort schwör' ich jetzt, daß ich eher mein Mädchen mit den eignen Händen erwürge, als daß es dich heiraten darf!“

„Ist das das letzte, was Ihr mir zu sagen habt?“

„Das allerletzte.“

„Gut denn, Ratsherr, ich habe noch lang nicht ausgeredet!“

Christen wendete sich mit einem scharfen Ruck und schritt dröhnend zur Tür; die Fünffränkler blieben unberührt auf dem Tisch liegen.

Der Furrer hatte dem sich Entfernenden mit einem stieren Blick nachgestarrt. Er blieb in seiner Stellung und umkrampfte die Stuhllehne mit beiden Händen. Es rann wie ein Frösteln durch seine Gestalt, dann nahm er sich mächtig zusammen und trat unter die Wohnstubentür. Die Bäuerin kam von innen gehumpelt und fragte weinerlich, was es denn gegeben hätte; die Reden der zwei waren ihr unklar geblieben, trotzdem sie gelauscht hatte.

„Geh hinein, Frau!" fuhr der Furrer sie an. Sie schreckte zusammen bei seinem Ton und verkroch sich wie ein verscheuchtes Kaninchen.

Der Bauer lauschte nach oben. Man hörte den Christen seine paar Sachen zusammenkramen; dann kam er über die Diele an die Treppe gegangen. Im gleichen Augenblick schlich sich die Rosi vom Hausflur herauf. „Hierher und zur Mutter hinein," murrte der Ratsherr feindselig wie zu einem Dienstboten. Rosi kam heran und drückte sich scheu an dem Vater vorbei, der spuckte aus vor seinem eignen Fleisch und Blut. Darauf heftete er den Blick auf den Christen, der mit einem seine Habseligkeiten enthaltenden Sack über der Schulter herniederstieg. Auch er hob die Augen. Gleich zähnefletschenden Hunden standen sie einen Augenblick einander gegenüber, dann stieg der Knecht wortlos über die Treppe hinab. Der Ratsherr folgte ihm und wachte, daß ihm der andre ohne Säumen aus dem Hause ging.

Drittes Kapitel

Windgeschützt und wettersicher, wie ein Versteck stand die letzte Hütte von Fruttnellen im Engtal zur rechten Seite des Baches. Ein kleines, altes, braunes Holzhaus, eine Steinplattenstiege zur Rechten, eine gleiche zur Linken, über jeder eine rauchgeschwärzte, wurmstichige Tür, zwei Geißställe im Unterbau, deren Türen nach innen sich öffneten, weil der Stallboden tiefer lag als der Dorfweg und im Winter der Zugang zu den Ställen erst aus dem Schnee gegraben werden mußte. Ueber den Tierbehausungen die Räume für die Menschen: eine Stube links, eine rechts, zwei Küchen und zwei Kammern nach hinten. Aus dem Dunkel der Hauswände schauten helle, freundliche Scheiben, wie treue Augen aus eines braven Menschen Gesicht. Grünwerk und spärlicher Blumenschmuck zierte die vier Gesimse der Front und das zu beiden Seiten schräg abfallende Schindeldach verdeckte die Fenster zu wenig, als daß nicht die Sonne allezeit Einlaß gefunden und daß sie nicht, ehe sie sich des Abends hinter die weißen Firne verbarg, noch einmal in die beiden sauberen Stuben hätte schauen können, wo sie das Tageslicht alleweil lieb gehabt hatten wie ein heiliges Zeichen. Die drei übrigen Hausseiten schützte der Berghang und ein Zwerggeschlecht

von Tannen, die wie Ausgestoßene des höher am Bergrücken wurzelnden dunkeln Bannwaldes die Hütte umgaben.

Das Strahlegg-Hüttli, so hießen sie die Holzhütte nach dem Zinken, der hoch über Haus und Wald schroff wie ein Turm gen Himmel stieg und einen Schatz von Strahlen*) in seinem Gesteinleib barg. An dem Zinken knusperten die Strahler mit ihren Eisen herum wie Hänsel und Gretel am Hexenhaus, und das Knuspern war ein gefährliches Handwerk. Mancher, der sich mitten in der Nacht aufmachte, um den reichen Berg zu erklimmen, kam folgenden Tags beim Zunachten todmüde ins Dorf zurückgewankt und trug einen leeren Ranzen, weil der Weg zu den Strahlen unzugänglich gewesen war. Einer oder der andre brachte wundersame nachtdunkle Topase mit und wußte von Adern zu berichten, die weit größere Beute versprachen, aber — und sein Gesicht entfärbte sich — an den Zacken da oben saß der Tod und warf mit Schnee und Steintrümmern nach dem frechen Volk, das sich in seine Nähe wagte. Und mancher — zehn waren es im letzten Sommer geworden — war hinaufgestiegen und durch die Luft herabgeflogen, um, ein armseliges Häuflein Menschenleib, dem Steinriesen zu Füßen liegen zu bleiben.

Unter den letzteren war der Mann der Russi-Kathrine gewesen, die in der Strahlegg-Hütte die linke Wohnhälfte innehatte.

Die Hütte war in zwei Teile geteilt. Zur Linken hauste das Weib, des Christen Russi Mutter. Die andre Hälfte hatte der Schullehrer mit seinem einzigen Buben inne. Hier eine Witwe, dort ein Witwer:

*) Strahlen = Bergkristalle.

warum es denn da nichts würde, hatten die alten Jungfern von Fruttnellen, denen schon die Möglichkeit einer Heirat den gelben Neid aufs Gesicht malte, zu Anfang oft gefragt. Und hatten es schließlich einsehen müssen, daß die Scheidewand, die durch die Hüttenmitte ging, noch nichts war gegen jene andre, welche einen scheuen und weichherzigen armen Schulmeister von einem hoch hinaus wollenden hartsinnigen Weibe schied. —

Es dämmerte stark. Kathrine Russi steckte die Lampe, die von der niederen Holzdecke herabhing, an. Sie mochte das Müßiggehen nicht leiden, wie manche Bauernweiber, die das Licht sparen und die Stunde des Einnachtens zu einem langen die Hände-in-den-Schoß-legen benutzen. Das Lampenglas klirrte, der blecherne Rauchfang klingelte und schwang lange hin und her; die Kathrine hatte schwere Hände und griff rauh zu. Als die Lampe brannte, ging das hochgewachsene, starkknochige Weib nach den Fenstern hinüber und zog die weißen, sauberen Vorhänge über die kleinen Scheiben. Den zweiten und letzten hob sie noch einmal und sah in das wachsende Dunkel hinaus. Die schwarze Wolkenwand über den von fahler Helle übergossenen Firnen, die sich scharf, als hätte ein Messer ihren Rand geschnitten, vom helleren Himmel abhob, war ihr aufgefallen. Die stand nun da in den zweiten Tag und rührte sich nicht, ihre Nähe mochte einen bedrücken. Aber das Russiweib war nicht abergläubisch, sie lachte die Betschwestern aus, die im Stand der Sonne, der Sterne und der Wolken alle Augenblicke den Finger Gottes sehen wollten. Sie ließ den Vorhang fallen und trat an ihren Stuhl und zu ihrer Strickarbeit zurück. Es war ein grober Mannsstrumpf, den sie arbeitete. In

die Maschen waren Wünsche, Hoffnungen und Pläne eingestrickt für den, der ihn tragen sollte, — ihren einzigen Buben. Der war annoch ein Knecht — aber einem hochgemuten Mann ist die ganze Welt offen —, der Bursch war zum Knecht zu gut, dem stand nach seiner Mutter Meinung mehr zu.

Die Kathrine war zu Fruttnellen unbeliebt, einmal, weil sie eine Fremde war und sich gar etwas Besseres dünkte als die Fruttneller und dann, weil sie nicht über die Straße und von Nachbar zu Nachbar rätschen lief wie die andern. Dem Leibe nach hätte sie wohl zu dem Volke zählen können, das selber wie Klötze aus dem Bergstein geschnitten war. Wenn sie aufrecht stand, die Gestalt in das dunkle, schlichte Gewand gehüllt, den Kopf mit den schwarzen, reichlich mit Grau untermischten Haaren gerade und steif auf den Schultern, war sie ein stattliches Weibsbild. Ihr Gesicht war bleich, es kam kaum je ein Schein von Rot auf die hageren Wangen. Aus diesem Gesicht war das ihres Buben, des Christen, geschnitten. Dieselben scharfen, klugen und beinahe hochmütigen Züge, dieselben dunkeln Augen und dieselben unter eine weiße, hohe Stirn hingestrichenen, schön geschwungenen Brauen. Die Kathrine hatte zu Hochmut nicht Ursache. Sie war eines armen Strahlers und Bergführers Weib gewesen, der hatte sie aus dem Hause eines großen Herrn drunten im Talland geholt, wo sie Dienstmagd gewesen war. Jener Herr hatte sich zu seinen Bergfahrten in allen Landesgegenden jeweilen den Leonz Russi, den älteren, verschrieben, und bei den jeweiligen Besuchen des Gebirglers in der Talstadt und dem Hause seines Gönners hatte der sein Weib kennen gelernt. Diese empfand es damals als eine Erlösung, dem Dienen enthoben zu sein, denn Unter-

würfigkeit war just nicht ihre Tugend, und ging mit Freuden in den freien Bergen die Freiheit suchen. Hier aber erwies sich, daß das junge Weib trotz der Abneigung gegen das Herrenvolk eine Sehnsucht hatte, selber zu diesem gezählt zu werden. Reich zu werden, war lebenslang der Kathrine Traum. Darum hatte sie den Mann gestachelt, immer und immer wieder sich an das Strahlegg zu wagen, darum wurde sie jetzt noch nie müde, für ihren Einzigen ein fürnehmes Los auszusinnen. Daß der Bub, der Christen, immer noch Knecht war, das wollte ihr nicht mehr behagen, das und ein Plan, den Burschen emporzubringen, fuhren ihr seit Wochen im Kopfe herum. Das machte, daß das Strumpfmaschenwerk von viel verschlungenen Gedankenfäden durchzogen war.

Kathrine saß eine geraume Weile und ließ die Nadeln klappern. Es war still in der Stube, aber die Sinnende langweilte sich nicht in all ihrer Einsamkeit. Zuweilen klang durch die dünne Holzwand aus der Nachbarstube das Johlen und Trillern einer jungen, übermütigen Stimme. Das war der Schulmeistersbub, der die Zeit nicht anders totzuschlagen wußte, wenn die Nacht ihn von der Gasse heimtrieb, den Wildfang. Das Nussi-Weib achtete nicht auf den Gesang. Sie schaffte, dann wieder ließ sie plötzlich die Arbeit sinken, legte den rechten Arm auf den Tisch und starrte gerade vor sich hin; es war, als ob sie an einem schweren Exempel rechnete. Auf einmal störte das Geräusch von auf der Haustreppe schallenden Schritten ihr Sinnen. Sie war keines Besuchs gewärtig und keines bedürftig und zog die Stirn kraus. Aber als draußen die Holztür knarrte und gleich darauf von einer harten Faust getroffen zuschlug, lächelte sie.

Gleich darauf trat Christen ein, einen Kleidersack in der Hand, das Gesicht bleicher als sonst und die Augen reger, glänzender, auch eine Linie um die Lippen, die etwas andres als Knechtsbescheidenheit bedeutete.

„Guten Abend," grüßte er und warf den Sack in eine Ecke.

Seine Mutter staunte. „Guten Abend. Woher kommst du um die Zeit?"

„Aus dem Dienst," gab er kurz zum Bescheid. Dann stieß er den Tisch zurück und setzte sich auf die Fensterbank dahinter. Dabei fiel ihm die Heimeligkeit der mütterlichen Stube auf und machte ihm das Herz warm. Er genoß sie nicht zu oft. Sein Gesicht klärte sich auf.

„Er hat mich fortgejagt, Mutter," sagte er beinahe leichthin.

Die Frau erschrak nicht. „Ist es wegen der Rosi?" fragte sie.

„Ja."

„Ich habe dir gesagt, daß du vorsichtig sein sollst. Wenn man eine haben will, die über einem steht, muß man warten können. Uebrigens — es hat noch viele Mädchen und bessere noch als dem Hochfluhhöfler seines. Wart ab, Bub. Du hast Zeit. Wer weiß, ob sie dir nicht einmal nachlaufen, die Mädchen."

„Ich will keine andre," murrte er.

„Sei kein Narr. Wirst wohl nicht betteln wollen bei so einem! Du hast gefragt, und er hat dir das Mädchen abgeschlagen?"

„Ja," gab er zurück.

„So würde ich ihm die Ehre nicht mehr antun, an sie zu denken. Jetzt gerade zuleid würde ich mir eine suchen, die noch mehr gälte — aber nicht

hier in dem Steinloch —, nicht hier, hast gehört, Bub!"

„Die oder keine," stieß der Christen noch einmal zwischen verbissenen Lippen hervor und zog die Brauen wild zusammen.

Kathrine rückte ihren Stuhl ganz nahe zu ihm hin und legte ihre Hand auf die seine, die auf dem Tische lag.

„Ich habe jetzt einmal mit dir zu reden, Christen. Allen Ernstes. Es ist nicht mehr zu früh. Da oben zu Fruttnellen ist kein Platz für dich, so wie du jetzt bist. Du mußt fort in die Welt hinaus, mußt das große Leben sehen und das Geldverdienen, das die Leute dort treiben. Herrgott, daß es dir noch nicht eingefallen ist, was für Haufen von Geld da in den Felsennestern vergraben liegen, die einer herausholen könnte, wenn er Sinn dafür und etwas gelernt hätte. Den Einsässigen fällt es nicht ein, daß es hier im Land noch mehr zu holen gibt als die paar Fuhren Wildheu, das Schlagholz und ein paar Gemsen und Murmeltiere im Herbst. Da muß ein Fremder kommen und etwas wagen und der, der kommen wird, wird ein reicher Mann.

„Lasset die alten Geschichten, Mutter. Tags Eures Lebens habt Ihr vom Reichwerden geträumt, aber das Träumen hilft blutwenig. Erst fortlaufen und lernen, auf welchem Weg einer zu etwas kommen kann, das will ich nicht, das geht mir zu lang. Ich weiß schon einen Weg, und den will ich jetzt gehen, trotz Teufel und Hochfluhhöfler. Ich will die Rosi haben, der Präses muß mich zum Schwiegersohn nehmen, es wird ja sein Schade nicht sein. Herrgott, das Hochfluhhofgut soll das Doppelte wert werden von dem, was es jetzt ist, und es soll wachsen von Jahr zu

Jahr. Ich will schaffen darauf. Und ich kann schaffen. Wäre ich meiner nicht sicher, hätte ich ihn doch nicht um sein Mädchen fragen dürfen, den Präses. Aber so — er muß ‚Ja‘ sagen.“

„Er muß und du willst! — Jetzt muß ich dich aber zweierlei fragen. Zuerst: heiratest das Hochfluhhof-Gut oder das Hochfluhhof-Mädchen? Zweitens: weißt auch, wie schwer einer beim Bauern am Ende vom Jahr ein paar Batzen beiseite legt?“

Der Christen sann vor sich hin. „Ob ich das Mädchen gern habe, meint Ihr, wenn ich so an das Gut denke? Ja, bei Gott hab' ich's. Und wenn sie ein armes Hudelmädchen wäre, ich nähme doch keine andre! Aber ich will mehr werden als andre. Und wie alles steht, muß ich mich auf ihres Vaters Gut aufarbeiten!“

„Bist denn sicher, daß die Rosi zu dir hält?“ forschte die Kathrine weiter.

„Ja,“ gab Christen Bescheid und wurde rot.

Die Frau glaubte eine Unsicherheit an ihm zu sehen. „Soviel ich das Mädchen kenne, ist es keines von den festesten; scheu, schwach, furchtsam. Der Vater wird es dir wohl abspenstig machen.“

„Er kann nicht mehr, sage ich,“ brach der Bub los und seine Hand schmetterte auf die Tischplatte.

Kathrine hatte scharfe Ohren für die Stimme ihres Einzigen; sie hörte seine eignen Zweifel heraus, aber auch, daß er an dem Mädchen mehr hing, als er zeigen mochte. Sie lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sagte ernsthaft:

„Wir wollen ruhig darüber reden, Bub. Deine Aussichten sind schlecht, wenn ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke. Mit dem Trotz kommst nicht durch. Ich rate dir noch einmal: geh fort. Und wenn du gelernt hast, wie man reich wird, komm wieder. Dann

magst immer noch dein Glück bei der Rosi versuchen."

„Dann" — lachte der Christen mit schmerzlichem Hohn —, „dann ist es lang zu spät. Das Mädchen wartet nicht auf einen mit weißen Haaren."

Die Kathrine war hartnäckig. „Weißt, was ich immer habe denken müssen, wo hier Geld zu machen wäre? Das muß ich dir doch noch sagen. Im Tal unten brauchen sie Holz, viele Wagen voll im Jahr, hier stehen alle Hänge voll. Wenn sie das unten hätten! Im Tal brauchen sie Steine, Lasten Steine, und zahlen sie mit Haufen von Geld. Sieh die Wände an, hier — ringsum, viele Häuser hoch. Wenn einer die in den Städten hätte. Ja, und warum bricht sie keiner? Im Tal müssen sie Wasser haben und Kraft, die in dem fallenden Wasser liegt. Hier stürzt es von allen Flühen. Warum stellt keiner seine Fabrik hier herauf an den Räfisbach oder an das Fruttnellerwasser? Und dann — in allen Tälern fangen sie an, Gasthäuser zu bauen für die reichen Leute, die im Sommer die Berge anstaunen kommen, und für die, die auf alle Stöcke steigen. Pah, sind solche Berge nicht auch hier? Ist der Gemsberg nichts und das Strahlegg!? Und die Siebenspitzfirne? Dein Vater hat immer gemeint, daß es nichts Schöneres gäbe als die sieben weißen Zacken dort gegen das Oberland hin. Und hier ins Fruttnellertal verlaufen sich in jedem Jahr ein oder zwei armselige Ausflügler. Kein rechtes Wirtshaus steht da, das einen Fremden aufnehmen könnte. Ja, meinst jetzt nicht selber, daß da einer noch etwas machen könnte zu Fruttnellen?"

„Wenn er Geld hat, ja," sagte der Christen trocken.

„Eben. So geh und lern Geld haben. So gar viel braucht es nicht einmal zum Anfangen.“

Der Christen erhob sich. Er legte die Hände auf den Rücken und maß die Stube eine Weile in langsamem Hin- und Wiederschreiten.

„An was denkst?“ fragte seine Mutter nach geraumer Zeit und meinte, daß er ihren Worten nachgesonnen hätte.

Der Christen dachte an andres. „Daß ich noch einmal ins Dorf muß,“ gab er auf ihre Frage zur Antwort. Und als sie den Grund dafür wissen wollte: „Ich will die Rosi noch sehen.“

„Heute nacht noch? Laß dir Zeit. Ueberhaste es nicht. Morgen ist auch wieder ein Tag.“

„Der Tag ist jetzt nicht für uns zwei, nur die Nacht.“

„Wenn dich der Furrer erwischt!“ warf die Kathrine ein.

„Glaubt Ihr, ich fürchte mich? Das Mädchen weiß nicht, was es zu tun hat, ich muß heute noch mit ihm reden.“

„Also gibst nichts auf das, was ich dir geraten habe? Geht das dumme Mädchen allem vor?“

„Habt Ihr nicht selber immer gemeint, man müsse nicht zweierlei mit einmal tun wollen? So seht Ihr: zuerst will ich jetzt mit meinem Mädchen und seinem Vater ins reine kommen, dann reden wir wieder von Euern Plänen.“

Er hielt schon die Türklinke in den Händen. Kathrine wußte, daß da keine Widerrede half. Ihr Bub war von ihrem Holz und das war zäh. Mochte er seinen Willen haben. Sie empfand nicht einmal Sorge um ihn, als er jetzt mit einem „Schlafet wohl, Mutter! Ich werde Euch schon nicht mehr wach

finden, wenn ich zurückkomme!“ die Stube verließ. Er war alt genug, auf sich selber acht zu geben.

Sie hatte ihm sein „Gute Nacht!“ zurückgegeben. Jetzt ging sie zu ihrer Strickarbeit zurück. Sie schaffte bis spät und sann an ihren Lieblingsplänen. Als der Bub ausblieb, legte sie sich ruhig. Der Mädchennarr würde schon kommen.

Viertes Kapitel

Es war um die Zeit der jungen Tageshelle. Die sieben Firnzacken standen wie in Feuer gerötete riesige Eisenspitzen zum Himmel. Der Föhn hatte den dunkeln Vorhang zurückgeschoben, der die Gletscher zwei Tage lang verhüllt hatte. Ein klarer Morgen dämmerte herauf. Der Himmel war von schimmerndem Grau, als zuckten dahinter schon jetzt die Gluten und Strahlenblitze, welche die noch unsichtbare Sonne versandte. Ueber den Hängen und Wäldern war eine violette, düstere Färbung; grauweiße, feinfetzige Nebel hockten über dem Talloch, wo die Wellerhütten standen.

An der Strahlegg-Hütte war schon einer geschäftig. Der Columban Nager, der Schulmeister, war eben aus seiner Haustür getreten, hatte, oben an der Holztreppe stehend, noch die Weste über das rauhe Hemd gezogen und war darauf nach dem Stalle hinabgestiegen, wo er — das Werkzeug hatte neben der einen Geiß wohl noch Platz in dem niederen Loch — Holzbock, Säge und Beil hervorholte und sich daran machte, eine Anzahl am Hause liegender starker Aeste zu zerkleinern. Der Columban mußte frühzeitig aus dem Strohbett, wenn es Hausarbeit zu tun galt, denn um sieben Uhr begann die Schule und dauerte für den Lehrer bis fünf Uhr abends, mit einer so

kurzen Mittagspause, daß er sich sein Essen mit ins Schulhaus nehmen mußte.

Aber der Lehrer war ein sonderbar zufriedener Mensch. Seiner Eltern Hütte hatte am Gemsberg gestanden, hoch oben in einer Waldlichtung, wo, wie die Leute sagten, die Sonne ihr Nest hatte, weil noch ein warmer, heller Glanz über der Waldmatte lag, wenn der Weiler und das Fruttnellerdorf längst im Schatten versunken waren. Vielleicht kamen dem jungen Columban seine blauen, fröhlichen Augen von dem Lichtreichtum, in den sie vom ersten Tag an hatten blicken dürfen. Von jener Waldhütte aus hatte der Lehrer als Bub täglich zweimal einen zweistündigen Schulweg gemacht, Sommer und Winter, in Regen und Stürmen, Schnee oder Sonnenschein, und hatte nicht ein einziges Mal gefehlt. Dabei war er während des Unterrichts der fleißigste gewesen, so unerhört fleißig, daß man im Dorfe längst männiglich prophezeit hatte, das werde einmal ein „Gestudierter". Er war es geworden, freilich hatte er weder Patent noch gar Doktordiplom in der Tasche, das brauchte er nicht, um Lehrer zu Fruttnellen werden zu können; aber als er aus der Schule gekommen war, hatte er mehr gewußt als sein damaliger Lehrer, der alte verstorbene Regli-Baschi, der kaum recht schreiben konnte und im Sommer Kühknecht beim alten Hochfluhhöfler gewesen war. Darum hatten die Fruttneller ein paar Jahre später keinen Anstand genommen, ihn zum Nachfolger des Küh-Baschis zu machen. Da war er denn in die billige Strahlegg-Hütte gezogen und hauste dort seit zwanzig Jahren. Seit all der Zeit unterrichtete er die Fruttneller Jugend. Im vierzehnten Amtsjahre hatte er eines Geißbauern blutjunges Mädchen als Weib in seine einfache Behausung

geführt; das hatte ihm nach Jahresfrist einen Buben geschenkt, damit er auch fürder nicht allein sei, es selber aber hatte Umzug gehalten in eine noch engere Stube, als die der Strahlegg-Hütte war. Der Tod hatte dem Columban ein bitteres Leid angetan; ein paar Wochen lang war er herumgegangen wie ein Sterbenskranker, dann aber hatte er im Gedanken an seinen Buben das Gleichgewicht wieder gefunden. Und jetzt — wie schon seit lange — pflegte er oft des Abends mit gefalteten Fingern zu sitzen und des Jahres zu denken, währenddessen das Fineli, sein Weib, bei ihm gewesen, und das so eine halbe Paradieszeit gewesen war. Er grämte sich nicht mehr um die Verstorbene, schaute nach dem hellen Himmel aus, wo die Sterne erwachten, und meinte, wenn jetzt an dem alten Volksglauben etwas Wahres sei, so zünde ihm auch das Fineli eine Leuchte da oben an. Oder er staunte in die dämmerige Stube und sah seines jungen Weibes Gestalt in fast leibhaftiger Deutlichkeit vor sich und ließ das Glück, sie besessen zu haben, sich über die Trauer gehen.

Im Dorfe hatte der Columban wohl keinen Feind. Der stille, frohe Mann war keinem im Wege, den Kindern aber war er lieb. Nicht daß er sie verwöhnt hätte, er hatte einen Ernst und eine Würde in seinem einfachen Wesen, die ihm Gehorsam verschafften. Die Erwachsenen kümmerten sich wenig um ihn. Hie und da wunderte sich der und jener, daß sein Bub oder sein Mädchen schon Zeichen zuweg brachten, die Buchstaben glichen, oder daß sie gar schon besser schrieben als er, der Vater selber, der eine Viertelstunde an seinem Namen malte. Aber es fiel keinem ein, dem Lehrer hieran ein Verdienst beizumessen.

Der Frühaufsteher hatte sich rüstig an seine Arbeit

gemacht. Er war ein schmächtiger, mittelgroßer Mann und hatte ein hageres, farbloses Runzelgesicht. Die einst hellen, fröhlichen Augen hatten wohl ihren jungen Schein verloren, aber es lag in den tiefliegenden Guckern des Fünfundfünfzigjährigen noch immer etwas, das einem wohl und warm ums Herz werden ließ, wenn sie auf einem ruhten. Der Columban klagte zuzeiten über seine Augen, und daß sie ihn gegen früher mit ihrer Schärfe im Stiche ließen. Die Lider und Ränder trugen einen roten, entzündeten Schein. Sein Haar war noch von dem fahlen Jugendblond, in dem man weiße Streifen nicht unterschieden hätte, selbst wenn sie dagewesen wären. Von derselben Farbe waren sein dünner Spitzbart und die spärlichen Haare seiner Oberlippe.

Der Lehrer hatte trotz der empfindlichen Morgenkühle die Hemdärmel bis zum Ellbogen zurückgestülpt, der dünne, knochige Arm handhabte das Beil so emsig, daß dem Arbeitenden warm wurde, ehe er noch eine Viertelstunde seinem Werke obgelegen hatte. Er fuhr sich, innehaltend, mit der schmalen harten Hand über die schweißnasse Stirn und sah, sich aufrichtend, an der Straßenwindung einen heransteigen. Eben wollte er sein Beil wieder ergreifen, als ein zweiter Blick auf den Nahenden ihn zögern ließ. Der Gestalt nach glich der Näherkommende dem Christen Russi, aber der war zeitlebens ein nüchterner Bursche gewesen, und der da herankam, hatte einen sonderbar unsicheren Gang. Jetzt gewahrte der Lehrer, daß der Mensch ein Tuch um den Kopf gewunden hatte, und dann, wie ein Bächlein roten Blutes ihm unter dem Tuche hervor und über die gelbweiße Hembbrust in die Weste rieselte. Dann erkannte er den Christen.

„Jesses Maria!“ entfuhr es ihm. Er tat ein

paar Schritte dem Heranschwankenden entgegen. Der blickte ihn mit starren, gläsernen Augen an. Sein Gesicht sah zum Erschrecken aus. Es war wachsweiß, doch von brennroten Schlagstriemen durchzogen, und über die linke Schläfe hinab sickerte der schmale Blutbach. Der Mund war verzerrt. Er öffnete ihn grinsend und sagte: „Gut Tag, Lehrer!"

„Was ist mit dir, Bub? Hat es dir etwas gegeben? Was ist denn geschehen so früh am Morgen?"

„Das ist schon mehr von gestern nacht!" knurrte er zurück, und der Christen taumelte vorüber, der Hütte näher.

Da erst sah der Nager, daß die Kleider des Burschen zerrissen und mit Erde und Blut beschmutzt waren. Er ging ihm eilig nach und faßte seinen Arm. Sie standen an der Scheitholzschicht. Christen tat plötzlich einen stockenden Seufzer, dann fuhr er mit der einen Hand nach der tuchumwundenen Stirn, als ob sie ihn schmerze, und setzte sich schwer auf den Holzstumpf nieder, auf dem der Nager seine Scheite zerschlagen hatte.

„Ich — ich — muß mich echli*) setzen!" stammelte er.

Der Lehrer schielte verstohlen nach den Fenstern der Kathrine, dann trat er ganz nah an den Christen heran.

„Dich hat es ungeschickt getroffen, da," sagte er und schüttelte bedenklich den Kopf. „Komm zu mir herauf," mahnte er gleich darauf, sich besinnend. „Wenn dich deine Mutter so sähe, sie würde nicht übel erschrecken. Komm!"

Er suchte ihn mitzuziehen. Aber der Christen stöhnte nur und blieb hocken.

---

*) ein wenig.

„Komm doch, sei verständig! Ich will sehen, was mit der Wunde ist,“ drängte der Nager.

Da erhob sich der andre mühsam und stolperte, an der Hauswand sich emportastend, nach des Lehrers Stube. Sie war leer; der Bub, der Faulpelz, schlief noch. Der Nager schob eine Stabelle ans Fenster, die, wie die ganze Stube, so sauber war, als walte eine Weiberhand in der stillen Behausung. Wortlos warf sich der Christen auf das krachende Sitzgestell. Er schloß die Augen und bog den Kopf zurück. Die Zähne schlugen zusammen vor Schmerz. Der Lehrer kam mit einer Schüssel Wasser, löste dem Verletzten das Tuch und begann zu waschen.

„Jesses, Jesses, Bub! Was ist mit dir vorgegangen?“ redete er dazu mit bedenklicher Miene. „Bist gefallen? Hat dich einer geschlagen?“

„Vier auf einen werden das Loch wohl zustand bringen,“ murrte Christen.

„Ja, wer — was für ein Rohling? Hast denn Streit gehabt?“

„Dem Präses seine Knechte! Haha, die vier Kaiben! Lassen sich wie Hunde hetzen, die —“ Das Blut floß stärker.

„Still, Bub,“ mahnte der Nager, schritt dann hinaus, holte Zunder und legte ihn auf die Schädelrisse. Eines der neuen Linnentücher riß er zu Fetzen, die sein Weib und nach ihm er so ängstlich gehütet hatten. So brachte er das Blut zum Stocken.

„Jetzt nimmst ein Gläsli!“ befahl er, trug die Branntweinflasche auf, die er selbst nie antastete, obwohl es zu Fruttnellen fleißig um den Schnaps ging, und brachte dem Christen ein Glas an die Lippen.

Das brachte den zurecht. Er begann sich aufzurichten. Die Hände ballten sich ihm zu Fäusten.

und plötzlich stand er gerade aufgereckt mitten in der Stube.

„Saget, Lehrer, habe ich das jetzt verdient? Macht man einen halb hin, wenn er zu seinem Mädchen will?"

„Ihr Sackerlotsbuben, ihr Sackerlots!" schrie der Columban. „Kaum seid ihr recht aus der Schule — und es ist mir, als wärest erst noch auf der Schulbank gesessen —, so lauft ihr schon allen Unterröcken nach. Dann kommt die Eifersucht zwischen euch, — es gibt keine Ruh, bis einmal zwei für ihr ganzes Leben elend werden, einer, der schlägt, und einer, der hinfällt. Ihr —"

„Es ist keine Eifersucht dabei," unterbrach ihn Christen mit finsterer Heftigkeit. „Ich und das Furrer-Mädchen haben einander gern und ich will es heiraten. Der Alte ist nicht zufrieden. Er hat mich fortgejagt und meint, ich getraue mich nicht mehr zu kommen. Ich bin aber heute nacht bei seinem Haus gewesen, wie ich noch hundertmal dort sein will. Da hat er mir seine Knechte angehetzt und hat selber zuerst dreingeschlagen, weil die andern ihm zu lang gewartet haben, und ich habe mich nicht gewehrt. Was weiter geschehen ist, weiß ich nicht, es ist mir schwarz worden vor den Augen, und als es Tag geworden ist, bin ich in dem Furrer seinem Garten gelegen."

„Ts — ts — ts," mißbilligte der Columban.

Da fuhr des Christen Faust gegen die Decke.

„Meint er etwa, er sei mich los? Ein andres Mal fange ich es schon gescheiter an. Und, beim Eid, ich werde noch fertig mit ihm!"

Der Lehrer schritt zum Fenster. Er setzte sich und sah sinnend durch die Scheiben.

„Langsam, langsam, Bub," mahnte er, „keine

Stierstirne ist hart genug, die Wände zu durchrennen, die der Herrgott baut. Ist dir das Mädchen bestimmt, wirst es wohl bekommen, wenn nicht, so nützt dir kein Trotzen und kein Toben."

Christen begann in der niederen Stube hin und her zu wandern. Manchmal überkam ihn dabei eine Schwäche, so daß er taumelte. Aber es ließ ihm nirgends Ruhe.

„Redet nicht! Redet nicht!" stammelte er. „Ich will die Rosi haben. Und sagt der Furrer tausendmal nein. Ich habe meiner Lebtag nichts Schlechtes getan, warum soll ich ihm also zu schlecht sein? Bei allen Heiligen, ich will nicht lugg*) geben. Heute und morgen und alle Tage bin ich am Hochfluhhof, und ich will —"

Columban drehte sein stilles Gesicht dem Grollenden zu. Seine kranken Augen schauten ihn ernsthaft an.

„Was bist du denn für einer, daß du so gar viel willst! Siehst, Bub, ich bin nur der Schullehrer hier, und kein Uebergelehrter, und keiner, der weit herumgekommen ist. Aber ich denke so manchmal nach über allerlei und vieles kommt mir anders vor als andern Leuten. Was nützt denn alles das viele Wollen und Planen und Suchen! Wenn die Sonne am blauen Himmel steht und die Lichtstreifen nach allen Seiten hinab auf die Erde fallen, da ist es mir alleweil, als hingen an Millionen und Millionen von goldenen Fäden die kleinen Erdenmenschlein, und der Herrgott da oben regierte mit einer einzigen Hand das Ameisengewimsel der Menschen und führte sie zusammen und voneinander, ließe hier einen Faden herab und zöge

*) lugg geben = nachlassen.

dort einen herauf. Und es wäre kein Wille als einzig der seine."

Der Alte hatte unbewußt die Finger ineinander verschlungen. Es lag etwas Feierliches über seinem Gesicht. Christen konnte nicht lachen. Aber zu grollen hörte er nicht auf. Er blieb in einer Ecke stehen, mit zornverzerrten Zügen, und grübelte. „Wenn ich nur einen hätte! Lehrer! Ihr habt es immer gut mit mir gemeint! Könnet Ihr —"

Ein Stampfen nackter Füße kam von außen über eine gierende Obertreppe. Ein blonder Kopf wurde unter der Tür sichtbar. Dann stieß ein Knie wider das Brett, daß es zurückfuhr und, die Hände in den Taschen vergraben, nur in Hemd und Hose, trat der Lieni, des Lehrers Einziger, in den Türrahmen. Er gähnte und dehnte sich, ohne die Hände frei zu machen.

„Ja, ist noch nichts zu essen da?" fragte er, während er sich an den Tisch schob und Miene machte, dort den kaum unterbrochenen Nachtschlaf wieder aufzunehmen.

Des Columban Gesicht verdüsterte sich. Obgleich er seinem Buben noch Tag für Tag, wie er es ihm von klein auf getan, sein Morgenbrot richtete, ohne daß der einen Finger rührte, bereitete es ihm Unbehagen, daß ein andrer den Lieni, seinen Stolz, in seiner Faulenzerlaune sah.

„Hol dir Milch und Brot selber," sagte er schärfer, als der Bub es je gehört hatte.

Der Lieni hob sein hübsches Gesicht, in dem jeder Zug fein und mädchenhaft war, und das ihm zu Fruttnellen den Namen „der schöne Bub" eingetragen hatte. Die Schlaffheit verschwand daraus, die blauen Augen wurden hell. Er schien jetzt erst den Christen zu erblicken. Er fuhr sich mit beiden Händen über

Wangen und Augen und zurück über das hellblonde, leichtwellige Haar. Sorglose, spöttische Heiterkeit zuckte um seine schmalen, weichen Lippen.

„Jesses, bist du da, Christen,“ sagte er, „du kommst früh herüber.“

Christen hatte das Gebaren des Jungen kaum beachtet; er sann an ganz anderm.

„'Tag, Lieni,“ grüßte er, kaum wissend, was er sagte.

Der Bursche hatte sich der Tür wieder zugewandt, er lachte den Vater an: „Ich hole mir das Morgenbrot!“ und trollte sich. Das sonderbare Lächeln war auf seinem Gesicht stehen geblieben. Es wich nicht, stand so unnatürlich lange dort, daß es dem Gesicht etwas Höhnisches, Unaufrichtiges gab. Die den Nager-Lieni lachen sahen, trauten ihm nicht über den Weg, obwohl der Vater sieben Eide auf seinen Buben schwor.

Indessen stellte der Columban zwei schadhafte Steinguttassen auf den Tisch und legte zwei zinnerne Eßlöffel daneben.

„Es ist Zeit zum Morgenessen, ich muß in die Schule. Willst mithalten?“ fragte er den Christen.

Der hatte die Augen noch an der Tür, wo der Lieni verschwunden war, und schreckte wie aus einem Traume auf.

„Schafft der Lieni nicht beim Präses jetzt?“ fragte er.

„Wohl, wohl.“ Die Augen des Lehrers leuchteten auf. „Ja, es ist ein verflixt Geschickter, der Bub. Der Präses hätte ihn ja nicht zu nehmen brauchen, um sein gutes Geld hätte er einen Hilfsschreiber aus dem Tal kommen lassen können. Aber siehst, er hat gleich an den Lieni gedacht. Und jetzt schafft er bei

ihm, der Bub, und verdient seine Franken so gut wie einer."

Wiederum achtete Christen kaum auf die lange Rede.

„Ich muß dem Mädchen Bericht schicken," sagte er noch halb zu sich selber und wurde rot. Das Bitten kam ihn sauer an. Dann nahm er sich zusammen. „Lehrer, könnte mir nicht der Bub einmal einen Brief mitnehmen für die Rosi, einen, den nur sie allein zu sehen bekäme?"

Der Lieni kam mit einem Topfe voll Milch zurück, während der Columban den Kopf noch schüttelte ob des Ansinnens.

„Du mutest mir da etwas Gefährliches zu," sagte der Alte bedenklich, während Lieni sich am Tisch niederließ und tat, als hörte er nichts, aber die Ohren doppelt spitzte. „Der Präses ist mein Lohngeber, fast mehr als die Gemeinde. Die Heimlichkeit kann mich um mein Amt bringen, ums tägliche Brot."

Christen fuhr auf.

„Es ist nur so eine Frage gewesen," erwiderte er barsch und stand schon in der Tür. „Ade und vergelt's Gott," sagte er noch und war hinaus. Der Lehrer hatte gemeint, einen stockenden Seufzer zu hören, als das „Vergelt's Gott" laut geworden war.

„Hitzkopf, so lauf!" murmelte er unwirsch und nahm neben seinem Milch schlürfenden Buben Platz. Während sie saßen und schweigend ihr karges Frühstück verzehrten, ließ der Lehrer seinen Blick mehr als einmal über den Blondkopf des Lieni streifen und fragte sich heimlich, ob er dem Christen, dem guten Burschen des achtbaren Weibes, der Kathrine Sohn, wohl den Dienst tun dürfte, den der gewünscht hatte? Und fragte sich, ob der Lieni der Rechte dazu wäre?

Dabei zitterte etwas in des Columban Innern, von dem er sich selber nicht Rechenschaft zu geben vermochte. Er kam zum erstenmal in die Lage, zu entscheiden, ob sein Einziger Vertrauen verdiene, und zu der Stunde regte sich ein leiser Zweifel in ihm, ob sein Erziehertalent, das an den Dorfkindern sich bewährte, ihn nicht bei seinem eignen Sohne im Stich gelassen habe.

Fünftes Kapitel

Im Dorf Fruttnellen war ein stummer, bitterer Krieg entbrannt. Zwischen allen und einem einzigen, zwischen den lang Eingesessenen, der Landskraft, und einem fremden Hudel, zwischen einem Eisenkopf und den „stiergrindigen“ Bergbauern, wie sie sich selber gern nannten. Der Christen Russi, von dem die Fruttneller herausgefunden hatten, daß er zu viel fremdes Blut in den Adern habe, hatte dem Präses, dem Furrer, zu trotzen gewagt und hatte es dafür jetzt mit dem ganzen Dorf zu tun.

Seit der Präses seinen Knecht verjagt hatte, war nahezu ein Vierteljahr vergangen, neunzig Tage und Nächte. Unter diesen Nächten waren wenige gewesen, in denen Christen nicht den Hochfluhhof umlauert hatte. Aber er hatte die Rosi nie mehr gesehen. Hätte ihm nicht des Schulmeisters Bub, der Lieni, zu berichten gewußt, daß sie noch da sei, so würde er gemeint haben, der Furrer hätte sein Mädchen vor ihm geflöchnet.*) Die Schädelwunde des Burschen war langsam vernarbt, aber in seinem Innern klaffte ein Schnitt, der brannte täglich mehr, jagte Fieber durch die Adern und machte den heißen Kopf zu

*) flöchnen = aus dem Feuer retten.

klarem Denken unfähig. Er hatte damals drei Tage das Bett hüten müssen; des Lehrers Fürsorge mochte ihm mehr erspart haben. Die vierte und fünfte Nacht danach sahen ihn den Hof und Gaden des Präses umschleichen und belehrten ihn, daß der sein Mädchen wie in einem Kerker hielt. Darauf tat er etwas, was ihm noch nicht oft eingefallen war: er schrieb einen Brief. Einen Brief an den Hochfluhhöfler. Herrgott, lange genug schwitzte er über der Arbeit, bis er die paar Worte zusammengestellt hatte.

„Werter Ratsherr, wollt Ihr mir jetzt Euer Mädchen geben? Was könnt Ihr sonst machen! Es will mich, und ich will es! Was könnt Ihr also machen, wenn zwei einander so fest wollen! Und ich will schon recht sein und auf Eure Sache schauen. Also gebt es mir! Ich gebe doch nicht nach, und ich hole das Mädchen — tot oder lebendig. Es grüßt Christian Russi, Leonzens.“

Eine ganze Weile kam auf das Schreiben keine Antwort. Christen verging beinahe vor Unruhe und Ungeduld und drängte sich kühner und kühner in den Weg des Präses und seiner Leute, drang einmal zur sonntäglichen Gottesdienstzeit, nachdem er unter den Kirchgängern umsonst nach Rosi ausgespäht hatte, bis in des Furrers Wohnstube vor, wo er die Furrerin allein traf und von ihrem Mädchen trotz allen Bettelns nichts aus der Frau herauszubringen vermochte. Einige Tage danach aber brachte ihm der versoffene Postwirt, der zugleich Dorfweibel war, einen Amtsbrief, auf dessen Umschlag der Gemeinderatsstempel zu lesen war. Darinnen stand, daß der Ratsherr Felix Furrer befugt sei, dem Christen Russi, des Leonzen, tätlich

und nötigenfalls mit Waffen in der Hand den Eintritt in sein Haus zu verwehren. Da bedurfte Christen keiner weiteren Aufklärung und Antwort auf seine Werbung. Er zerknüllte den amtlichen Brief, stampfte ihn unter den schweren Schuh, noch ehe der Weibel um die Straßenecke verschwunden war, und fand noch Zeit, dem die geballte Faust zu zeigen und nachzuschreien: „In seines Vaters Kammer hinge auch noch ein Stutzen, wenn es denn an das gehen sollte!“

Von da an fingen die Bauern an, Partei zu nehmen. Ein Großteil schlug sich gleich von Anfang an auf die Geldsackseite. — Ein paar Burschen, denen Christen alleweil ein guter Kamerad gewesen war, hielten noch zu ihm. Aber die Großen von Fruttnellen, der Furrer, der Präses und weltliche Hirte, und der hochwürdigste Seelenhirt, der Pfarrer, bliesen vereint die Backen auf und machten den Wind, der die Wetterfahne der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten stellte. Der erstere entdeckte in Nussi den „fremden Hudel“, der letztere den Sünder und lauen Christen, denn der Sohn der Kathrine war nie ein Kirchgänger gewesen. Und sie brauchten sich nicht große Mühe zu geben, es waren Schleicher und Speichellecker genug, die ins Volk trugen, was der Präses und der Hochwürdige von dem ehemaligen Knecht hielten. Bald war Christen nicht viel besser daran als ein Aussätziger, um den die Leute einen großen Bogen gemacht hätten, hätte sich einer ins Tal verirrt.

Um die Zeit war es, daß in der Strahlegg-Hütte das Geld rar werden wollte. Des Christen Lohn erleichterte der Kathrine sonst das Haushalten, jetzt entbehrten beide die paar Batzen. Da ging

der Bub einen Dienst suchen und klopfte eines Tages nacheinander bei einem halben Dutzend Bauern um Arbeit an. Dabei merkte er erst, wie ungünstig ihm die Stimmung war. Ein Achselzucken und ein barsches: „Ich stelle jetzt niemand ein," war der gelindeste Bescheid, den er sich holte. Einer antwortete ihm, er nehme keinen fremden Zotter und verjagten Mädchenjäger in sein Haus. Am Abend trat er mit vor Zorn verzerrten Zügen bei der Mutter ein. „Für ihn sei zu Fruttnellen ausgedient," knurrte er schon unter der Tür, als er die Kathrine an ihrem Tische sitzend fand.

Um so eher sollte er ihrem Rat folgen und endlich ans Fortgehen denken, kam ihm Bescheid. Aber er warf sich auf einen Stuhl, den Oberkörper über den Tisch gebeugt und den Kopf in beide hohlen Hände vergraben.

„Fortlaufen und das Mädchen sitzen lassen!" stöhnte er. „Reden will ich mit ihm, gehe es jetzt, wie es wolle, sehen will ich es und noch heute!"

Der Mutter zum Trotz, die abmahnte, soviel in ihrer Macht lag, rannte er in derselben Nacht mit dem tollen Entschluß davon, zu Rosis Kammer durchzubrechen, und kam kaum eine Stunde später wieder, mit verbissenen Zähnen und einer finsteren Falte zwischen den Brauen. Die Kathrine stand auf, weil sie ihn so eifrig in der Stube hantieren hörte, und fand ihn geschäftig, ihres Mannes Stutzen instand zu setzen. Der Ratsherr habe nach ihm geschossen, hart am Kopf vorbei wäre ihm die Kugel gegangen, erfuhr sie auf ihre Frage. Da richtete sich das Weib zu seiner vollen, strengen Größe auf, tat zwei Schritte gegen den Buben,

entwand ihm unversehens die Waffe und trat damit in die Nacht hinaus. Ein Schlagen und Splittern scholl durch die halboffene Tür herein. Dann erschien die Kathrine wieder. Sie hatte ihres Mannes Gewehr an einem Felsen zerschlagen.

„Das Gewehr hat dein Vater auf der Jagd und im Stand in Ehren geführt, es soll jetzt nicht seinen Bub ins Zuchthaus bringen,“ sagte sie. Die Worte machten Eindruck auf den übermaßen sich quälenden Burschen.

Dennoch hätte er wohl kaum Ruhe gegeben, wenn nicht der Columban Nager, der Lehrer, sich bald nachher seiner erbarmt hätte. Dieser rief ihn eines Tages in seine Stube und fragte ihn, die ehrlichen Augen halb in Mitleid, halb in schlecht verhehlter Aengstlichkeit auf ihn gerichtet:

„Bist dem Furrer-Mädchen wirklich versprochen gewesen? Habt ihr's Heiraten ausgemacht gehabt zusammen, bevor dich der Ratsherr verjagt hat?“

„Warum fragt Ihr das jetzt, Lehrer? Wenn ich mit dem Mädchen nicht einig wäre und nicht wüßte, daß es keinen andern will, so würde ich doch dem Alten nicht trotzen.“

„So — so bring mir den — einen Brief an die Rosi, der Lieni soll dir ihn besorgen.“

„Ich danke Euch, Lehrer, ich will es Euch nicht vergessen! Und ich würde den Dienst nicht annehmen, der Euch schaden kann, wenn ich einen andern Ausweg wüßte. So aber — Ihr tut mir etwas Mächtiges zulieb. Ich will es Euch schon gedenken.“

Er preßte seine schmale Hand in seiner harten Faust und wandte sich ab und von dannen. Der Lehrer aber nickte trotz seines inneren Unbehagens zufrieden

vor sich hin. Es hatte ihm lange schwer auf dem Herzen gelegen, daß er dem Christen, den er von Kindesbeinen auf gekannt und gern gemocht, die kleine Hilfe versagt hatte.

An einem der darauffolgenden Frühmorgen saß der Columban mit seinem Buben beim Morgenbrot. Der Alte rutschte auf seinem Stuhl und sah den Lieni immer wieder halb prüfend, halb unsicher an. Endlich nahm er einen Anlauf.

„Siehst du die Furrer-Rosi manchmal, wenn du beim Präses bist?“ fragte er.

Der Lieni schaute auf. Sein Gesicht war hell und keck dem Alten zugewendet.

„Immer,“ gab er zum Bescheid. „Beim Mittagessen sitzt sie neben mir.“

Der Lehrer zog ein weißes Papier aus der Tasche; er glättete den zerknüllten Brief auf dem Tisch vor sich. Dabei überzog sich sein Gesicht mit einer tiefen, brennenden Röte. Daß er den Zettel nie in die Hand bekommen hätte! Erst jetzt fiel ihm ein, wie er seinen eignen Buben, um dessen Bravheit er sich mehr als die ängstlichste Mutter sorgte, zu einer ungeraden Tat aufzufordern im Begriff stand. Dann sah er den Christen vor sich und dachte an die Unbill, die dem Burschen ob seiner Liebe geschah. Zugleich wurde er gewahr, wie sich des Lienis Augen gespannt an ihm festsogen und seine Verlegenheit gleichsam belauerten. Er erschrak, aber er richtete seinen Auftrag hastig aus.

„Es ist dem Russi-Christen viel daran gelegen, daß die Furrer-Rosi den Brief da bekommt, ohne daß sonst jemand davon weiß. Nimm ihn mit und gib ihn heimlich dem Mädchen. Und hab Sorge, daß du ihn nicht verlierst.“

Er wollte nicht viel Worte machen, damit die Sache unwichtig aussehe. Lieni nahm den Brief. „Ehem," machte er bejahend, aber er lachte, als er das Papier in der Tasche barg; es war das häßliche Abwärtsziehen des Mundes, das besagte, daß er mehr verstehe, als ihm gesagt worden war.

Bald danach schickte sich Columban zum Gehen an. Seine Arbeit begann früher als die des Lieni, der überdies nur zeitweise dem Präses Schreiberdienste an Stelle des kranken Gemeindeschreibers zu leisten hatte.

„Also trag dem Brief Sorge," mahnte der Alte noch einmal, als er schon, den alten, verfärbten Filz auf dem Kopf, unter der Tür stand. Dann, als müsse er den Buben doch noch gegen das Unrecht feien, das er ihm zumutete, sagte er: „Gehst dann auch am Kirchhof vorbei auf dem Heimweg und sagst ein Vaterunser für die Mutter, — du bist eine ganze Zeitlang nicht mehr dort gewesen."

Als Columban die Tür schloß, war ihm fast leicht ums Herz. Das Fini, sein totes Weib, war eine so seelengute gewesen, darum schickte er den Buben zu ihr.

Das gläubige Männlein hastete bergnieder, es war hohe Zeit zur Schule.

Indessen brachte Lieni sein Frühstück zu Ende, an dem er sich immer eine gute Weile vergnügte. Er schob seine Milchschale weg und betastete den Brief, den er neben sich auf den Tisch gelegt hatte. Der war wohl verschlossen; er versuchte mit dem Zeigefingernagel den Umschlag zu öffnen, aber der hielt. Darauf hob er das weiße Geheimnis neugierig gegen das Licht; keine Zeile schimmerte durch. Lieni begann auf seinem Stuhl zu rutschen; das Papierblatt

versuchte ihn hart, just weil es von dem — dem Christen, kam. Der pflegte — so gut er sich zu dem Schulmeister stellte — mit ihm, dem Lieni, keine Freundschaft. Wo er mit ihm zusammentraf, kümmerte er sich kaum um ihn. Nur einmal war er ihm nahegekommen, und da war es gewesen, um ihm mit der schweren, schaffigen Hand eines ans Ohr zu hauen, daß ihm tagelang der Kopf gesurrt hatte. Weil er der Alten, der Kathrine, ein ungerades Wort nachgerufen hatte. Das war jetzt schon ein paar Jahre her, der Russi mochte es schon lange vergessen haben. Aber er, der Lieni, erinnerte sich daran, als er den Brief vor sich liegen sah, und wunderte sich, daß Christen just ihn zum Boten ausersehen hatte. Nach einer kleinen Weile zog er sein Sackmesser aus der Hosentasche, öffnete es und begann an dem Brief herumzustochern. Es gab einen Riß in das Papier. Der Lieni fuhr zusammen, und das Blut stieg ihm in die Backen. Er steckte sein Messer hastig wieder ein und schaute sich scheu um. Dann lachte er über sich selber; es war ihm gewesen, als stehe sein Alter hinter ihm. Er begann aber doch, das Eßgeschirr wegzuräumen, steckte den Brief zu sich und machte sich auf den Weg. Als er über die Steintreppe hinunterstieg, stand Christen in der Straße, als ob er gewartet hätte. Er spähte nach dem Papier, das ein wenig aus der Tasche des Burschen hervorsah, dann trat er heran und streckte dem hochgewachsenen Buben die Hand hin. Der Lieni staunte, er wußte kaum, was der andre wollte. Dem seine Hand zitterte erregt, und sein Gesicht war in Unruhe und heimlicher Dankbarkeit sonderbar lebendig.

„Du," sagte Christen, „ich habe dir einmal einen Schlag gegeben und — gerade der Liebste bist mir

nie gewesen. Aber ich will Respekt vor dir haben, Bub, wenn du mir das gut ausrichtest."

Das war keine glückliche Rede. Lieni mochte den Ton nicht leiden, den der Aeltere dem Jüngeren gegenüber unwillkürlich anschlug. Eine gewisse Unsicherheit in Christens Wesen ließ ihn merken, daß er jetzt etwas gegen ihn vermochte. Sein Kopf rückte um einen Zoll höher, seine Nasenflügel öffneten sich, als söge er die Macht in sich ein, die von ihm selber ausging. Er lächelte. Ohne zu antworten, tat er ein paar Schritte.

„Also, besorg es gut," sagte Christen.

„Ja, ja," gab Lieni fast unfreundlich zurück und schlenkerte hinweg. Christen sah ihm nach, bis er um die Wegecke verschwand. Der Lieni, der Bub, trug sein letztes Hilfsmittel. Und ob der zuverlässig war, wußte der Herrgott.

Hinter der Felsnase, die den Lieni den Augen Christens entzogen hatte, streifte dem seine Hand von ungefähr das knisternde Papier in der Tasche. Gleichzeitig erreichte das Getöse des Fruttnellerbaches sein Ohr, der zur Linken des Weges in jähem Absturz talwärts fuhr. Lieni dachte an den Christen, der von seiner Gnade abhängig war, und alle zehn Finger zuckten ihm nach dem Briefe. Hei, wenn er ihn dem Bach zusteckte, statt der Rosi! Der Christen wüßte es sein Lebtag nicht und konnte gerade so lange auf Antwort warten. Er trat dicht an das abschüssige Ufer und sah in die Tiefe, wo die weißen Wasser kochten, aber sein Entschluß kam nicht zur Reife. Er schlenderte am Abgrund hin, bis er die nächsten Häuser erreichte, das große, braune Ochsenwirtshaus inmitten eines wirr durcheinandergebauten Hüttenflecks. Hier bog der Weg abwärts und brachte

ihn vom Bache ab. Er pfropfte die Hände in die Hosentaschen und trottete seine Straße fort. Pah, weil er ihn nun nicht weggeworfen hatte, sollte die Rosi den Brief haben, wenn die Gelegenheit es wollte. Er ließ sich Zeit beim Niedersteigen, glotzte da und dort nach den Scheiben der Häuser, pfiff jetzt ein Stück, jodelte jetzt eines, daß da und dort ein Weibsbild ans Fenster oder ein Bauer unter die Stalltüre trat. „Ha, des Lehrers Lieni," hieß es hier und dort. „Er hat's wieder nötig mit Singen," murrte ein Verdrießlicher. Dem nickte der Bub zu, es war ein weißhaariger Mann, der sich um den Gruß des Jungen nicht bekümmert hätte, selbst wenn der so höflich gewesen wäre, seine Kappe abzunehmen. Am Kirchweg stieg der Hochwürdige mit seinem Brevier auf und nieder, ein hoher, zu leichter Beleibtheit neigender Herr, dessen schwarzer Talar am Oberleib ausgefüllt war wie das Gewand einer Jungfrau von üppigen Formen. Er streckte die Nase, die dick und knollig war wie eine währschafte Grundbirne aus Talboden, über sein Bäuchlein hinaus, als er das Klappern der Holzschuhe des Nahenden vernahm. Zwei scharfe, kleine braune Augen lauerten wie zwei Raubtierlein neben der mächtigen Nase hervor, und mit einer energischen Kopfbewegung warf er das lange, schwarze, steckige Haar, das vorn weit in die niedere, seltsam geformte Stirn hereinwuchs, in den Nacken, daß es sich am Rücken bauschte. Lieni tat die Hände aus den Taschen, als er des Geistlichen ansichtig wurde, er machte einen ehrfürchtigen Bogen und riß die Mütze vom Kopfe. Der Pfarrer nickte kurz und befriedigt und stieg seines Weges zurück. Der Bub schritt hastiger vorwärts; der Schwarze hinter ihm und der Hoch-

fluhhöfler, das waren die einzigen im Dorf, in deren Nähe es ihm manchmal nicht geheuer war.

Der Hochfluhhof lag still da, als Lieni ihn erreichte. Die Knechte waren zur Arbeit aus, und es begegnete ihm niemand, während er das Haus umging und die Holztreppe zur Ratsstube hinaufstieg. Nur die alte Heinrike, die Köchin, steckte, die rauchbraune Küchentür halb öffnend, den häßlichen, gelbbraunen Schädel heraus, um zu sehen, wer über die Treppe polterte. Lieni grinste sie an und knurrte im Vorbeigehen ein kurzes „'Tag". Er klopfte an die Tür der Ratsstube, die Stimme des Präses gab ihm Bescheid. Da fuhr er erschreckt nach dem Brief und verbarg ihn in der inneren Rocktasche, ehe er eintrat.

„'Tag!" grüßte er auch hier, und es klang zahm und freundlich. Der Lieni konnte schön tun, wenn er wollte. Und die Arbeit beim Präsidenten hatte für ihn noch zu sehr den Reiz der Neuheit, um ihm schon, wie sonst vieles, verleidet zu sein.

Der Furrer saß an einem langen, weißen, mit schwarzem Schiefer eingelegten massiven Tisch in dem hohen, schweren Lehnstuhl, den er nach Art der Ratsherrenstühle im Regierungsgebäude zu Neudorf vom Lori, dem Dorfschreiner, hatte anfertigen lassen. Der Stuhl war ein seltsames Bauwerk, denn der Lori war kein Künstler, aber was er schaffte, hielt Generationen aus. Starr und gerade standen die vier Stuhlbeine auf dem Boden, und ebenso gerade und unbequem ragte die hohe Rücklehne auf; die Stützlehnen für die Arme waren Marterhölzer. Sitz und Rücklehne hatte der Sattler, der Gundi, mit strohgepolstertem Leder sauber ausgeschlagen, so daß das Sitzungetüm immerhin einen fürnehmen Eindruck machte. Und es paßte

zu dem, der es innehatte. Der Präses von Fruttnellen, der Bauer vom Hochfluhhof, gehörte auf eine Granitbank oder in ein dermaßen klotziges Gestühle. Kraftgestalten wie er verlangen nicht nach weichen Sitzen.

Lieni legte seine Kappe aufs breite Fenstergesimse und schielte nach dem Furrer, der seine Schreibarbeit kaum unterbrochen hatte, um dem Burschen den Morgengruß abzunehmen, und jetzt, die Stirn in die hohle Linke gelegt, emsig und mit kratzender Feder seine Zeichen zu Papier brachte. Des Buben Blick durchflog die Stube. Die Tür nach dem Wohnraume war wie die, durch welche er eingetreten war, geschlossen, so fiel nichts von der Helle, die draußen herrschte, in das nur zweifenstrige Sitzungszimmer. Außer dem Tisch und einer Reihe Stühle enthielt das Zimmer nur ein einziges, mächtiges, in einer Ecke stehendes Möbel, das Gemeindearchiv. Gleich einem vierschrötigen Weibe machte es sich dort breit und trug in seiner Schürze, den vier schwer zu handhabenden Schubladen, die Schriften und Papiere, Protokolle und Register, die seit Jahren am besten Zeugnis zu geben vermochten, wessen Willen zu Fruttnellen galt.

Lieni wartete lange, daß der Ratsherr ihn aufforderе, sich am Tische niederzulassen und ihm Arbeit zuwiese. Endlich rückte er sich eine Stabelle zurecht und hustete.

Der Furrer warf seine schlechte Feder neben das noch schlechtere Tintenfaß, aber nicht weil der Bub wartete. Er hatte sein Schriftstück mit einem scharf eingekritzelten Namenszug geschlossen, so daß die Feder unter der harten Hand gekreischt hatte. Nun zuckte es wie ein zufriedenes Schmunzeln durch sein Gesicht, er hatte für eine Ehrung, die ihm von seiten des Regierungsrates geworden, gedankt. Während er Streusand auf

das Schreiben schüttete, hob er die bebrillten Augen und schaute lächelnd auf den Lieni.

„Jaso, du bist gekommen," machte er. „Aber — geh nur wieder heim für heute, es ist nichts Wichtiges da, und wenn du morgen den ganzen Tag hier hocken mußt, wirst gern noch Freizeit haben."

Lieni horchte hoch auf. Der Furrer sprach sonst keine drei Worte mehr als er mußte. Und jetzt tat der Gewaltige von Fruttnellen freundlich mit ihm, dem Lehrerbub, über den sonst im Dorf nur Schimpfen war. Feuerrot im Gesicht erhob er sich, der Brief in der Tasche fiel ihm ein. Jetzt könnte er sich bei dem Hochfluhhöfler in ein noch besseres Licht setzen. Der Bursche war klug, er sah den Bauern in einer Stimmung, in der er einen Dienst lohnen würde. Er griff zögernd nach seiner Kappe und sah sich um; der Bauer faltete seinen Brief zusammen.

„Präses, den Brief will ich Euch geben," sagte Lieni, hielt die Kappe in der einen und den Brief des Christen in der andern Hand und machte ein Gesicht wie die liebe Unschuld. „Ich mag hinter Eurem Rücken nichts tun, wenn mich schon der Russi-Christen aufgestiftet hat, das heimlich Eurem Mädchen zuzustecken."

Die Miene des Bauern wurde wolkig wie ein düsterer Tag.

„Du hast recht getan," sagte er und schlug die Hand schwer auf den Brief, den er dem andern abgenommen und auf den Tisch gelegt hatte. Dabei erhob er sich.

„Nun, auf was wartest?" fragte er den Lieni rauh, der mit offenem Munde dastand, als harrte er, daß ihm der Bauer den Brief vorlese.

Da drückte der Bub sich scheu, aus allen Himmeln gerissen; er hatte einen andern Lohn erwartet.

Sechstes Kapitel

Die Wasserströme des Himmels flossen. Tiefhängende Nebel waren über Berg und Tal gespannt, und aus diesen strömte es stet und regelmäßig, in langen, dichten Fäden. Die Erde vermochte das Wasser nicht mehr zu schlucken. Von allen Wänden schoß es in weißen, gelben und braunen Bächen. Wer im Tal von Fruttnellen stand, der hörte ein Tosen das Regenrauschen überzischen, in dem einten sich die Stimmen der Sturzbäche und des in Schaum gewandelten Fruttnellerbaches. Zuweilen krachte ein heller Schlag, ein langes Knattern wie Kleingewehrfeuer oder ein dumpfes Rollen in das Wassergetöse. Das war, wenn an den Bergen Steine sich lösten und zur Tiefe eilten, gefährliche Geschosse, mit denen die Steinriesen nach den Menschenzwergen warfen. Von einem Hang der Gemsbergalp ging eine Rüfe, eine rotbraune, lehmige Masse wälzte sich wie kalte Lava über grüne Flächen, einer der Fälle der Gemsbergplatten wurde in seinem Anfang von der Erdmasse verschüttet, bohrte sich Weg und stürzte, als ränne die Mehlsuppe der Gemsbergsennen aus, ein brauner Brei, über die senkrechte Wand und nieder in den Weilerwald.

Es hatte in der vergangenen Nacht gewittert. Nach

langen, brutheißen Augusttagen war der Regen den Bauern willkommen gewesen, aber mit dem anbrechenden Tag hatte Nordwind eingesetzt, es war kühl geworden, die Nebel waren heraufgekrochen. Es ließ sich schlechtes Wetter ein, wie der wetterkundige Weibel versicherte, der im weinkranken Körper das Reißen bekam, wenn die Witterung umschlug. Um den Hochfluhhof stand das Wasser in Tümpeln, der Gaden in der Matte ragte wie aus einem See, ein paar Tanngrotzen streckten saftiggrüne Arme hilfeheischend zur Höhe, alte Bäume standen düster in dem nassen Grund und ließen sich die grünen Wipfel von den Nebeln verschleiern. Hier und dort hingen diese wie zerrissenes Gespinst an den Aesten. Ein freudloses Wetter.

Drinnen im Hochfluhhof war freudloseres. Da — das Morgenbrot war noch nicht lange abgetragen — hülpte die Furrerin just von ihrem Manne hinweg, mit dem sie in einem einläßlichen Gespräch gesessen hatte. Die Bäuerin hatte einen Auftrag. „Hol mir das Mädchen," hatte der Furrer mit einer Stimme gekeucht, die keinen Weg aus der breiten Brust hatte finden wollen. Jetzt hinkte die Frau nach der Flurtür, zögernd, die kranken Züge in Angst und verhaltenem Flennen zuckend. Einmal schaute sie über die Schulter zurück nach dem Furrer und noch einmal — schon unter der Tür —, als hätte sie noch etwas zu bitten und traute sich nicht. Der Furrer hatte sich vom Tisch abgewandt, sein linker Arm ruhte noch auf der Holzplatte, seine Rechte war aufs Bein gestemmt, und er saß starr, geradeauf, als sehe er irgend etwas an der Wand, der angelaufenen Fensterscheibe oder draußen im Nebeltag. Sein Gesicht war schreckhaft ruhig, nur die Brauen erschienen wie

von jähem Zusammenziehen noch buschiger, und die kurzen Wimpern zitterten einmal, während die Lider halb über die scharfen Augen sanken, wie wenn dem Bauer das lauernde Zwinkern einen Kopfschmerz erleichtern sollte.

Der Furrer hatte sich noch nicht geregt, als sein Mädchen, die Rosi, eintrat. Die Furrerin schob sie zur Tür herein, so weit, daß sie diese von außen wiederum ins Schloß zu ziehen vermochte. Das Mädchen stand da, in die Türecke gedrängt, die Finger in den dunkeln, schlichten Rock gekrallt, als suchte ihre Hand nach einem Halt. Minutenlang war eine Sterbensstille im Zimmer, endlich hob Rosi das Gesicht, ein bleiches, an den Wangen leicht eingefallenes, das noch etwas von dem Reiz des just zur Jungfrau gewordenen Kindes hatte. Die Züge waren ebenmäßig, aber allzu weich, es fehlte ihnen jeder Ausdruck von Kraft oder Stolz. Aus den großen, graublauen Augen redete nichts als eine bittere Angst vor dem Gericht, das ihr bevorstand. Der dort, der Vater, der Präses von Fruttnellen, hatte in seinem Leben nicht viel Zeit gefunden, sich groß um Weib und Kind zu bekümmern. Die Frau war krank, er hatte für ihr Stöhnen und Seufzen kein Verständnis, und ihn, den Großbauern, nahmen die Sorge um sein blühendes Gut und nebenbei die nicht kleinen Pflichten, welche ihm seine Aemter auferlegten, viel zu sehr in Anspruch, als daß er noch Muße gehabt hätte, sich der Weiber anzunehmen. Nur wenn ihm die Bäurin einmal über das Kind geklagt hatte, war er mit Schelten über dasselbe hergefahren und hatte es so verschüchtert, daß es den eignen Vater wie das Unheil fürchtete.

„Vater," brachte das Mädchen kaum vernehmlich heraus. Dabei tat es ein paar Schritte in die Stube hinein.

„Dort bleibst stehen, dort, wo du bist,“ sagte da plötzlich der Furrer. Seine Stimme hatte einen schweren, dumpfen Ton, wie das kurze Anschlagen einer Feuerglocke.

Rosi schreckte zusammen und taumelte rückwärts. Sie riß die Augen auf und heftete sie in verzehrender Furcht auf des Bauern Gesicht, das sich ihm langsam zuwendete.

Der sah sie an, verzog den Mund zu einem häßlichen, höhnischen Lächeln und spuckte aus.

„Mich frißt der Ekel vor dir, Mädchen,“ sagte er.

Da schlug Rosi die mageren Hände vor die Augen, warf sich in Scham und Verzweiflung an die Wand und flennte. Es fiel ihr nicht ein zu trotzen, auch kein Bittwort kam ihr zu Sinn, obwohl sie seit langem daran gedacht hatte, den Vater fußfällig anzuflehen, daß er ihr ihren Schatz, den Christen, lasse. Sie hätte keinen Laut aus der Brust gebracht.

Der Furrer sprach wieder.

„Was fange ich jetzt mit dir an? Soll ich dich fortjagen, daß du zugrund gehst an der Straße? Soll ich dich einsperren zu meinem — zu meinem Vieh, das sauberer ist als du? Soll ich . . .“

Das Mädchen unterbrach ihn mit schrillem Aufschrei:

„Mein Gott, schlagt mich tot, Vater! Aber redet nicht mehr so!“

Sie hatte sich mit verkrampften Händen ihm zugewendet und schwankte und drohte zu fallen, dann erhaschte sie die Wand wieder und hielt sich mühsam aufrecht.

In diesem Augenblick ging das Gepolter vieler schwerer Schuhe auf der Holztreppe und auf dem Flur. Man klopfte an die Tür des Ratszimmers, dann

trat eine laute Schar dort ein, man hörte ein Stühlerücken, die Bänke knarrten und ächzten, halblaute Stimmen, hier eine knurrige tiefe, dort eine hohe singende, tönten ineinander. Der Fruttneller Rat war zur Sitzung gekommen.

Der Furrer horchte auf, mechanisch zog er die schwere silberne Uhr aus der offenen Weste, zählte die Schläge der Wanduhr nach, die vom Nebenzimmer herüberkamen, und zählte sie an seiner eignen nach. Sein Gesicht verfärbte sich; er nestelte am Hemdkragen, es mochte ihm eng sein oder heiß, obwohl er in Hemdärmeln saß. Seine Züge verhärteten sich noch mehr. Er erhob sich. Geradeauf reckte er den schweren, stattlichen Leib, daß sein Haar die Decke streifte. Dann schritt er zu seiner Tochter und legte seine Finger um ihr Handgelenk. Der Rosi war es, als würden ihr Eisen umgelegt. Und ohne ein Wort zog er sie der Nebenstube zu, wo der Rat saß.

„Jesus, Vater, was wollet Ihr mit mir!“ stammelte das Mädchen, als er die Hand auf die Klinke legte. Sie suchte in seinen Zügen zu lesen, aber er tat, als höre er nicht. Die Klinke knarrte, sein Schuh traf die Tür, daß sie an die Wand zurückfuhr. Er trat über die Schwelle und zog das Mädchen mit sich. Ihr stieg das Blut zu Häupten, sie wand sich unter dem Griff seiner Faust, dann wurde sie leichenfahl, preßte die Lippen zusammen und zwang sich mühselig zu einer trotzigen Haltung.

Die Augen der Bauern ruhten auf ihr. Der Furrer hatte die Tür hinter sich ins Schloß gezogen und warf einen Blick über seine Kollegenschaft.

Sie waren alle da. Rund um den Tisch hockten sie und hatten die erstaunten Gesichter ihm zugewendet.

Einzig sein Lehnstuhl war leer. Dem zur Rechten saß sein Vertreter auf dem Präsidentensitz, der Göhrig-Jost, der neben den andern eine fast fürnehme Gattung machte. Er war ein Junggesell von etwa fünfzig Jahren, in seiner Jugend hatte er es beim Militär bis zum Leutnant gebracht, und trug jetzt noch mit Vorliebe die enganschließende Joppe, die ihn an die Uniform erinnerte. Er war hager, mittelgroß, hatte ein braunes, häßliches Gesicht, das er alle Augenblick in eine andre Grimasse zog. Triefende Augen schauten unter schwarzen Brauen hervor, das linke kniff er einmal über das andre Mal ein, wenn er sprach und einem Worte Nachdruck zu verleihen wünschte. Im Spiel der widerwärtigen Züge ließ sich der ungerade Charakter des Jost erkennen, den er hinter glatten Worten zu verbergen wußte. Sein Kopf mit dem schwarzen Wollhaar und gleichfarbigem Backen- und Schnurrbart stach sonderbar von dem weißblonden Haupt seines Nachbars, des Waisenvogtes, ab, der zarthäutig und bartlos war wie ein unerwachsener Bub und doch seine vierzig Jahre auf dem Rücken und ein halbes Dutzend Töchter zu Haus hatte. Der Waisenvater war klein und mager — „bloß ein Mannli" nannte das Bergvolk die von so dürftigem Wuchs —, sein schmales Gesicht mit den scharfen Linien und der hohen Stirn verriet hellen Verstand, aber die Fruttneller hatten den Mattli-Xaveri zum Vater der Waisen gemacht, nicht weil er der Klügste, sondern weil er der Geizigste war im Dorf und man erwartete, daß er für die paar blutarmen Witwen oder Waisenkinder just so hausen würde, wie für seine eignen Mädchen, denen er das Brot so karg zumaß, daß sie nicht zu Fleisch kommen konnten. Der Dorfverwalter, der Meier-Kasper, der dem Mannli gegen-

übersaß, war nicht nur darum sein Gegenteil, der war fast so groß wie der Hochfluhhöfler selber und just so stattlich, aber sein Gesicht war dick und rot und schwammig; kleine Schweinsaugen blickten über die hohen Backen, als mache es ihnen Mühe, und eine niedere, ewig schwitzende Stirn war von spärlichem Haar überhangen. Von dem reichen Meier sagten sie zu Fruttnellen, daß seine Alte Dorfvogt sei, denn in der Tat besorgte sein Ehegespons das wenige, was für den Dorfhaushalt, dem der Furrer sonst vorstand, zu tun übrig blieb. Von den andern drei Räten war der Z'graggen-Florimelk eine wichtige Persönlichkeit, weil er beim Hochwürdigen viel galt. Der den Sechzigen sich Nahende hielt die Hände über den Bauch gefaltet und die Lider über die Augen gesenkt; sein schlecht rasiertes Stoppelgesicht verriet nicht ganz, ob er schlafe oder bete. Aber er betete wohl, denn er war der Frömmste zu Fruttnellen, wenngleich er manchmal wegen Holzfrevels gestraft werden mußte. Wenn er je den Kopf erhob, geschah es mit einem Augenaufschlag nach Art der Hühner, die für jeden Schluck Wasser dem Herrgott danken. Im übrigen hatte er einen Kranz von grauen Haaren um die Glatze seines Kopfes und war ein stiernackiger, hartsehniger Mann, dessen Leib verriet, daß er das Schaffen am Holz und Wildheu, in Schnee- und Wettersunbill so wohl kenne wie das Kirchenlaufen. Des Florimelks letzte Kollegen, der Regli-Galli und der Treschen-Aloys, waren just keine außergewöhnlichen Kerle; der Regli-Galli, ein kleiner Graukopf, spitzte die schmalen Lippen nach jedem Wort und spuckte aus, und weil er viel redete und ebenso fleißig ausspuckte, hatte er in beidem sich eine außerordentliche Fertigkeit erworben. Der Treschen-

Aloys endlich war ein langer, hagerer und schweigsamer Gesell. Warum er im Rate saß, wußte er wohl selber nicht, denn es wußte sich von seinen Kollegen keiner zu erinnern, daß er jemals etwas andres gesagt hatte als: „Ich schließe mich meinem Vorredner an“ oder, wenn er zufällig zuerst gefragt wurde: „Ich will gerne hören, was die andern sagen.“

Außer den Räten hatte noch der Nager-Lieni seinen Sitz am Tische. Er hockte breitspurig über dem großen Protokoll. Am Ofen hatte wie zur Winterszeit, wann er den Ehrensitz besonders beanspruchte, der Postwirt und Weibel, der Sebastian Zurfluh, Platz genommen. Sein gedunsenes Gesicht hatte eine Kupferfarbe, wasserblaue Augen glärten daraus hervor, die niedere Stirn, der ganze vierschrötige Kopf mit dem roten Haupt- und Barthaar boten einen widerwärtigen Anblick, und die mittelgroße Gestalt mit den Fleischergliedern, der eine ungezügelte Kraft innezuwohnen schien, vermehrte noch den Eindruck der Gemeinheit, den die Erscheinung des noch jungen Mannes machte.

Die Räte samt Schreiber und Weibel saßen mit weit aufgerissenen Augen. Der Florimelk nahm die Hände vom Bauch und faltete sie auf dem Tisch, er lächelte die Rosi süßlich an, als merkte er nicht, daß die keinem noch so vertraulichen Gruß zugänglich war. Der Meier-Kasper nahm die lange welsche Zigarre aus dem Munde, schlug das Feuer am Tisch aus und murmelte ein „Potz Kaib“ zwischen den Lippen; einzig der Waisenvogt war Herr seiner Rede und sagte ein „'Tag, Präses!“ dem Bauern zum Gruß.

Um des Hochfluhhöflers herben Mund zuckte der Hohn. Die Einsenkung in der Stirn furchte sich tiefer.

„'Tag," sagte er, als besänne er sich noch über ein andres Wort. Und plötzlich fuhr er laut und dröhnend fort, als schlage er mit der Kraft seiner Worte eine fürchterliche Scham in sich danieder.

„Das Mädchen hier — die Geschichte wird eineweg in allen Schmutzmäulern sein, bevor es Abend ist —, das Mädchen hat sich von einem Knecht verführen lassen."

Rosi taumelte und sank zusammen. Der Bauer stand wie ein Block und achtete nicht auf die Bewußtlose; mit Eisenfingern hielt er ihren Arm fest.

„Es wird genug gerätscht und verlogen und versäumault werden! So will ich euch die Wahrheit sagen, daß ihr sie weiter erzählen könnt, wenn euch das Maul überlauft und ihr nicht zu lügen braucht. Der Russi-Christen, der Hudel, den ich verjagt habe, hat die Schuld. Er hat das Mädchen heiraten wollen! Aber er bekommt es nicht, nie! Vergesset das nicht, wenn man euch fragt. Eher erschlage ich den Fratz, als daß es dem Hudel zukommt. Was ich mit meinem Mädchen tun werde, ist meine Sache! So — jetzt kann keiner sagen, der Ratsherr Furrer hätte Furcht gehabt, daß die Sache unter die Leute komme. Wenn mir's Haus verdreckt worden ist, mache ich's auch wieder sauber, das könnet ihr geschrieben haben! — So — und jetzt ist Sitzung!"

Er riß das Mädchen empor und achtete es nicht, daß dessen Haupt hintenüber sank. Mit zwei Schritten schleppte er sie durch die Wohnstubentür wieder hinaus und kehrte zurück, als ob nichts geschehen wäre. Die Bauern gafften einander halb dumm, halb verlegen an, als er wieder unter sie trat.

Der Furrer nahm seinen Platz ein und eröffnete die Ratssitzung. Denen am Tisch war eine Demut

in die Glieder gefahren. Sein Gesicht sah nicht aus, als ob er Spaß machte. Und sie hockten wie die Schulbuben, die den Lehrer in schlechter Laune wissen. Die Traktanden waren noch nie so schnell erledigt worden; die Bauern sagten ja und Amen zu allem, was der Furrer anregte. Dabei stockten die Zungen, die sonst am redseligsten waren. Selbst die Pfeifen versagten sich die fünf Raucher unter den sechsen, die sonst die Stube vollzunebeln pflegten, nur der Meier sog und biß an seiner ausgelöschten Zigarre herum.

Als die Uhr im Wohnzimmer Mittag schlug und sich drüben das Gesinde mit Stuhlrücken und Tellerklirren zum Essen bereit meldete, schloß der Präses die Morgensitzung.

„Auf Nachmittag," sagte er, während er das vor ihm liegende Buch zuklappte. Dann tat er einen Atemzug, der aus den innersten Tiefen seiner Brust zu kommen schien, und fuhr mit halblauter Stimme fort:

„Tausend Franken kann der verdienen, der mir ein Mittel weiß, wie der Russi und seine Alte aus dem Dorfe könnten gewiesen werden. Es ist kein Platz mehr für die zwei in Fruttnellen."

Die Bauern neigten die Köpfe. Der Waisenvogt zuckte die Achseln und meinte: „Ja, ja, das Beste wäre es, wenn es zu machen wäre." Der Florimelk rieb die Hände ineinander und stammelte ein: „Jere ja, Jere ja!" Aber der Regli-Galli spuckte einen Fluch nach dem andern heraus und verdonnerte den Russi in die unterste Hölle. Schließlich griff einer nach dem andern nach seinem Hut, murmelte ein „So abe bis nachher" und drückte sich. Draußen atmeten sie auf und eilten heim, als ständen ihre Hütten in

Brand. Eine Neuigkeit macht schnelle Beine. Am allerschnellsten lief der Weibel, der Postwirt, den trieb der Durst und die Mitteilungssucht, und er tat einen schauerlichen Fluch, als er seine schmutzige Trinkbude ganz von Gästen leer fand, so daß sein verschlagenes und verschüchtertes Weib die einzige war, die ihm hätte zuhören können.

Siebentes Kapitel

Der Präses war nach seiner Wohnstube hinübergegangen, wo die Furrerin, Suppe schöpfend, vor der dampfenden Schüssel saß. Knechte und Mägde standen herum. Hier staunte einer an die Diele, dort eine durchs Fenster, hier verriet einer gähnend, daß ihm der Magen knurrte, und dort unterhielten zwei sich leise zusammen, um auseinanderzufahren, als der Bauer eintrat. Der Hochfluhhöfler nahm den Platz am Fensterende des Eßtisches ein. Dann setzten sich seine Dienstleute.

Mitten unter den Knechten setzte sich einer nieder, der dem Bauern verwandt war und den sie im Dorfe wie im Haus nur den „Amerikaner“ nannten. Er hieß Furrer wie der Ratsherr und trug den Vornamen Karl, den er zu Charles veramerikanisiert hatte, aus dem aber die Fruttneller, den Präses nicht ausgenommen, ein „Tscharles“, mit starkem Ton auf der letzten Silbe, machten. Der Vater des Burschen — der mochte selber an die dreißig Jahre zählen — war vor vielen Jahren mit Weib und Kind aus dem Hungerloch, wie er sein Heimatdorf nannte, fort und übers große Wasser gezogen. Wie so viele hatte er die Erfahrung machen müssen, daß es sich in der Heimat immer noch besser hungert als in der Fremde, und

war schon nach wenigen Jahren an Entbehrung und Krankheit, die Seinen im Elend zurücklassend, gestorben. Ihm waren Weib und drei Kinder gefolgt; von dem ganzen Fruttneller Auszugstrupp war nur der eine Bub, der Tscharles, zurückgeblieben. Der hatte sein Leben drüben auf ehrliche Weise gefristet, aber weder überklug noch überstark, hatte er es auf keinen Batzen gebracht. Schließlich hatte er den guten Einfall gehabt, daß saurer Verdienst auch in dem einsamen Bergtal zu haben sei, das er mit vierzehn Jahren verlassen, hatte auch eine dunkle Erinnerung in sich getragen an den reichen Verwandten, den Hochfluhhöfler, und hatte mit Hilfe seines Konsuls den Weg in die alte Bergheimat zurückgefunden.

Er war ein langer, hagerer Mensch von hübschen Gesichtszügen. Weiches, braunes Haar umgab wellig seinen Kopf, und ein schöner, gleichfarbiger Bart fiel in dünnen Strähnen auf seine enge Brust. Die Wangen seines Gesichts waren stark eingefallen, fast runzelig, trugen aber noch ein gesundes Rot. Nase und Kinn zeigten ebenmäßige Linien, selbst die Stirn war nicht übel, nur die Augen hatten einen ausdrucksarmen Blick. Sie waren von brauner Färbung und blickten gleichgültig, schläfrig-gutmütig. Der Charles war gutmütig, er war genügsam, still bis zur Schüchternheit und ängstlich in des Ratsherrn Nähe, der ihn um der Verwandtschaft willen in sein Haus genommen hatte. Er tat seine Knechtsarbeit redlich und recht, überschaffte sich nicht, aber ließ sich auch keine Faulheit nachreden und gewann immer mehr jene innere Zufriedenheit der Alltagsmenschen, die nichts Besseres verlangen, solange Essen, Trinken und Schlafen zur rechten Zeit einklappen. Mit dem übrigen Gesinde hielt er nicht just große Freund-

schaft, obschon er sich weder Besseres dünkte noch dazu Anlaß hatte; sie ließen ihn auch meist seiner Wege gehen, verschrieen ihn als dümmer, als er wirklich war, und labten sich an dem Gedanken, daß der Bauer den Amerikaner, seinen blutseigenen Verwandten, zeitweise und wenn's not tat gerade so herunterputzte wie sie selber.

Der Präses ließ seinen Blick mit leuchtender Schärfe auf dem Amerikaner ruhen, als dieser seinen Stuhl zum Tische rückte. Jetzt legte er seine weißen, massigen Hände auf der Tischplatte ineinander und sagte markigen Tones den kurzen Gebetspruch. Und noch während er betete, fiel ihm ein, daß der Stuhl seiner Tochter leer geblieben war. Seine Brauen fuhren jäh zusammen, aber er sprach nicht. Er griff nach dem Löffel und begann seine Mahlzeit. Dann war die Stube vom Geräusch der Eßwerkzeuge erfüllt, und es schien, als hastete das Gesinde sonderlich mit dem sonst gerne in die Länge gezogenen Geschäft; eine Schwüle war über allen, und es wurde kein Wort gesprochen. Selbst die Furrerin hob den Blick nicht von ihrem Teller und tat nur manchmal einen stockenden Seufzer; es war ihr unheimlich neben ihrem Manne, den sie nicht anzusehen wagte. Vor seinem lauten Zorn verkroch sie sich gern; die starre Ruhe, die jetzt an ihm war, obwohl sie ihn vom höchsten Grimm durchfiebert wußte, benahm ihr den Atem. Der Bauer aß wenig, einmal ums andre legte er die flache Linke unter das feste Kinn und ließ seine Augen tischauf und -ab gehen von Gesicht zu Gesicht, als messe er den Essenden die Speise ab. Und jedesmal ließ er sie auf dem Amerikaner haften, lange, durchbohrend, bis dieser es merkte und ihm die Gabel zu zittern begann, die er emsig handhabte.

Die Knechte waren die ersten, die ihre Gläser leer tranken, sich mit dem Aermel über die Mäuler fuhren und den Stuhl rückten. Die Mädchen lieben das Hocken am Tisch, so sehr sie das Hockenbleiben hassen; so kam es, daß der Tscharles noch allein unter den Weibern saß, weil ihn die Verlegenheit ob des Bauern Musterung im Essen zurückgebracht hatte. Als aber auch er, beinahe übereilig, seinen Wein hinunterstürzte und sich aufmachen wollte, scholl des Furrers Stimme sonderbar spröde: „Bleib sitzen, Tscharles, ich habe noch zu reden mit dir!"

Wieder sahen die Weiber den Präses mit in die Hand gelegtem Kinn sitzen, und seine Augen musterten sie hell und höhnisch, als hätte er Lust zu fragen: ‚Seid ihr festgeleimt?' Da brachen auch sie auf.

„Wie der uns angegafft hat, bald nicht mehr recht essen darf man," geiferte es im Flur, als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

Der Furrer regte sich noch immer nicht auf seinem Sitze und machte nicht Miene, als ob er reden wollte. Der Amerikaner begann unruhig zu werden; er wurde rot, wurde purpurn, fuhr sich mit rauhen Händen über die braune Zwilchbluse, über die abgetragenen Beinkleider und bohrte dann den Blick wieder fester in die Tischplatte, während ihm der Schweiß auf der Stirn perlte. Er sann und sann, was er verbrochen haben könnte, daß ihn der Bauer zurückbehielt, aber es wollte ihm nichts einfallen.

Endlich merkte die Furrerin, daß sie noch übrig sei. Der Bauer hatte es ihr mit einem sonderbaren Blick verraten. Sie erhob sich vom Tische, wo sie sich eben wieder hatte niederlassen wollen, und hinkte der Flurtür zu. Dabei fiel ihr ein Vergleich ein: war sie nicht wie der Hund, den man mit einem

Fußtritt aus der Stube stäupt? Sie tat einen Seufzer zum Steinerbarmen und ging dann flennend hinaus.

Da wandte sich der Bauer langsam zu seinem Knecht und Verwandten.

„Paß einmal recht auf, du, was ich dir erzählen werde," begann er, die Arme auf die Tischplatte gelegt, die Augen geradeaus in die des Knechtes gebohrt, der die seinen aufriß und nicht niederzuschlagen wagte, so bitterlich ernst blickten die andern.

„Der Hochfluhhof ist ein schönes Gut, das wirst selber schon gedacht haben, und der Bauer darauf, der Furrer, ist kein armer, das hast vielleicht auch schon sagen hören. Nun, und daß der Hochfluhhof und alles, was dazu gehört und alles, was dem Furrer zu eigen ist, auf ein einziges übergeht, wenn der Alte einmal abkratzt, so weit hast vielleicht auch schon einmal nachgesonnen. Hast etwa auch schon reden hören, daß der einen ganz guten Schick macht, der das Mädchen einmal zur Frau bekommt, he, oder ist davon noch nie die Rede gegangen im Dorf?"

„Wohl, wohl," stotterte Tscharles, der nicht wußte, wo das hinauswollte, und die Sorge hatte, ob ihm bei dem Verhör auch gleich die wahre Antwort einfalle. Nach kurzem Besinnen fuhr er fort: „Die Dorfvögtin habe ich einmal sagen hören, ihr Bub, der Töni, möchte schon gern hinter der Rosi her, aber Ihr seiet ein Heikler*) in solchen Sachen und wolltet Fürnehmeres für Euer Mädchen. Und — recht habt Ihr, wenn Ihr das wollt."

„Ja, — siehst, — gute Seiten hat sie also, die —

*) Heikler = Besonderer, Eigner.

die Rosi," fuhr der Furrer weiter, „aber sie — e hat auch schlechte."

Seine Stimme war zu einem heiseren Flüstern gesunken. Sein Gesicht wurde weiß wie der fahle, schlechte Teller, der noch vor ihm stand. Es fiel ihm ein, daß er sich vor seinem eignen Knecht demütige. Ein Würgen im Halse hinderte ihn am Reden. Dann zwang er es doch heraus: „Der, der das Mädchen will, muß es bald wollen, sonst muß er gleich zwei nehmen. Es — es — muß einen Mann haben und einen Vater für das Kind — von dem andern."

„Jesus, mein Gott!" Der Tscharles war vom Stuhl aufgefahren, das Wasser schoß ihm in die Augen. Hatte nicht der Furrer geschluchzt, als er vorhin Wort für Wort hervorgezwängt hatte? Der Furrer und schluchzen, der, unter dessen harten Sinn sich ganz Fruttnellen beugte! Der Knecht blickte den Bauer hilf- und ratlos an, er fand kein Wort mehr als sein „Jesus, mein Gott!"

Der Präses saß schon wieder aufrecht und ruhig.

„Komm daher, setz dich da zu mir her," befahl er nicht unfreundlich, als hätte ihm des andern Mitleid wohlgetan.

Zögernd und scheu gehorchte der Bursche und ließ sich dicht neben dem Bauer nieder.

„Willst du das Mädchen?" fragte der plötzlich.

Tscharles starrte ihn fassungslos an. „Was habt Ihr gesagt?" fragte er mit verstörtem Gesicht.

„Ob du mir mein Mädchen abnehmen und von der Schand noch gut machen willst, was gut zu machen ist, frage ich!"

„Das sagt Ihr nicht im Ernst, Ratsherr," stotterte Tscharles, „ich bin doch Euer Knecht — ich — was würden sie sagen im Dorf!"

„Was sie sagen werden? Haha!“ Des Furrers Stimme schwoll. „Das Mädchen vom Hochfluhhof darf dem Herrgott danken, werden sie sagen, daß der Furrer-Tscharles ihm den ehrlichen Namen wiedergibt!“

„Aber die Rosi,“ machte der andre wieder, „die wird doch keinen Knecht wollen.“

„So eine hat keine Auswahl,“ sagte der Präses. „Tu dich nicht herab, du! Ich frage dich einfach: willst dem Mädchen und mir eine Wohltat tun? Es ist nicht mehr oder weniger. So rede: Ja oder nein!“

Der Tscharles fuhr sich an den Kopf.

„Jeses, Jeses, es überkommt mich ganz. Ich kann es gar nicht überdenken.“ Er legte den Kopf in beide Hände und schaute in die leere Luft. So saß er sinnend eine Weile, während der Furrer den Blick nicht von ihm nahm.

„Muß es denn so geschwind sein?“ fragte er endlich, ohne sich zu rühren.

„Heute noch! Im nächsten Amtsblatt muß die Verkündigung stehen!“

Da zögerte der andre noch einen Augenblick, dann sah er den Bauern an. Etwas wie Anhänglichkeit stand in seinem sonst so blöden Blick, und er stammelte:

„Wenn es Euch ein Dienst ist und der Rosi, so will ich es tun. Aber ich werde halt schon dumm tun zu der Sache — ich — es ist mir alles wirr. Und ich muß mich zuerst eingewöhnen. Seid mir nicht bös, Ratsherr.“

„Verstehe mich wohl! Jetzt, und wenn es nach meinem Willen geht, noch manches Jahr, — bin ich Herr hier, und das bleibt so. Aber wenn ich tot bin und du hast recht getan, sollst du meine Sach'

haben für deine Kinder, für deine, hörst, nicht für das — das erste. Das muß fort. Für das ist nicht Platz hier!"

„Ja, ja," stimmte der Tscharles bei. Er hatte nur gehört, daß der andre Herr bleiben wollte, und sein Gesicht gewann einen ganz frohen Ausdruck. Fürs Regieren und Leiten war er nicht, aber so — das Hineinsitzen in das warme Nest mißfiel ihm schon weniger. Die Rosi fiel ihm ein und was für ein schönes Mädchen sie war! Und seine Frau sollte sie werden, die feine, die reiche!

Sein Herz fing an zu klopfen. Er war glücklich, ohne zu wissen warum, zuletzt überrumpelte das Glücksgefühl seinen armen Kopf so, daß er kaum mehr wußte, ob er in irgend einer Lotterie den großen Treffer gewonnen, ob er im amerikanischen Goldland reich geworden, oder was immer ihm geschehen sei.

„Also bist einverstanden? So schlag ein, Schwiegersohn!"

Er legte die hagere, braune Hand in die des Bauern.

Der drückte sie schmerzhaft und sagte ein halblautes „Dank!", dem ein tiefes Aufatmen folgte.

„So warte jetzt gerade," beschied er ihn dann, „die Weiber sollen hören, was ausgemacht worden ist."

Er stand auf und ging aus der Stube. Tscharles blieb mit rotem Kopf sitzen und sprach sich flüsternd etwas vor, was er nicht begreifen konnte: „Jeses, Jeses, jetzt bist ein Hochzeiter!" Daß er ein Opfer brächte, fiel ihm nicht ein.

Dann kam der Furrer zurück und setzte sich an den Tisch. Gleich danach traten die Frauen in die Stube. Die Tränenspuren standen noch im Gesicht der Furrerin, als sie hereinhülpte und wehleidig fragte,

was sie jetzt solle, nachdem man sie erst fortgeschickt. Rosi sah aus wie eine Gestorbene. Selbst aus den Lippen war das letzte Blut gewichen. Unter den Augen standen Schatten, und der Blick hatte etwas von dem des gejagten Wildes, das keinen Ausweg sieht und keine Kraft mehr zum Fliehen hat. Sie wußte nicht, wozu sie gerufen wurde, aber es schien, als frage sie kaum mehr danach, ob neues Unheil bevorstehen möchte. Sie blieb in der Nähe der Türe stehen und starrte zu Boden; sie hatte kaum beachtet, daß der Tscharles in der Stube saß.

Die Furrerin hatte sich in ihres Mannes Nähe gemacht. Der sah zu seiner Tochter hinüber.

„Gib dem Tscharles die Hand,“ sagte er rauh; „er will dir eine Gnade erweisen und dich zur Frau nehmen.“

Rosi zuckte zusammen. Dann sah sie auf. Das Entsetzen stand in ihren großen Augen.

„Jesus, nein, nein,“ stammelte sie und hob die Hand wie zur Abwehr, und als schwebe eine Axt über ihr.

Die Furrerin glotzte und wußte nicht, sollte sie zustimmen oder dem Mädchen helfen.

Der Ratsherr nahm ruhig ein abgeschabtes, ledergebundenes Notizbuch aus der Tasche, zog den Bleistift heraus und legte beides auf den Tisch.

„Im nächsten Amtsblatt wird die Hochzeit ausgekündigt,“ sagte er, im Buche blätternd, „und wenn die Einsprachefrist vorüber ist, wird geheiratet.“

Das klang so geschäftsmäßig, als verhandle er einen Stier, statt seiner Tochter.

Rosi aber taumelte dem Tische zu.

„Vater,“ bat sie mit herzzerreißender Stimme, „ich — ich habe ja den — den — andern gern —,

ich! Jagt mich fort! Schlagt mich! Aber — lasset mich zu dem!“

Der Furrer wandte sich an den Tscharles, als hörte er nicht.

„Du gehst nachher zum Zivilstandsbeamten und machst Anzeige.“

Dem Knecht war das Flennen nahe, so ging ihm das Leid des Mädchens zu Herzen.

„Lasset ihr den Willen, Ratsherr! Der Christen Russi ist der Bessere von uns beiden! So gebt sie ihm in Gottes Namen! Ich — ich will jetzt gehen, bis Ihr es ausgemacht habt!“

Er zog verlegen die Hose hoch und drückte sich der Tür zu; es wurde ihm unheimlich.

Aber der Furrer befahl: „Da bleibst! Und jetzt keine Umstände mehr! Gib ihm die Hand, Mädchen!“

Er trat auf die beiden zu und zwang ihre Hände zusammen. Rosi schluchzte und stand mit abgewandtem Gesicht. Tscharles streichelte und tätschelte die Hand, die er in der seinen hielt.

„Flenn jetzt nicht mehr, Mädchen, ich will schon recht sein mit dir,“ sagte er weichherzig.

Sein Mitleid ging dem Mädchen zu Herzen. Plötzlich — sie wußte selber kaum wie — stand sie bei dem Tscharles, hatte den Kopf an seine Schulter gelegt und ließ den Tränen ihren Lauf. Und der dumme, eckige Mensch tat das Allergescheiteste, legte den Arm um die Rosi und führte sie zur Tür.

„Sie muß allein sein,“ sagte er entschuldigend über den Rücken zurück. Dabei hatte er ein vor Verlegenheit krebsrotes Gesicht. Er fand sich schwer in seine Rolle.

Als sie hinaus waren, begann der Furrer in

heftigem Auf- und Niedergehen seine Stube zu messen, indes die Bäuerin in gefalteten Händen den Rosenkranz drehte, den sie hervorgeholt hatte, als sie vor Qual und Furcht nichts andres mehr zu tun gewußt hatte.

Der Bauer blieb vor ihr stehen. Ein Zittern rann durch seinen Leib. Er erhob beide Hände mit seltsamer Gebärde.

„Siehst, Frau," sagte er, und in seiner starken Stimme klang eine leise Unsicherheit, „siehst, jetzt haben wir das Mädchen versorgt, von dem wir einmal gemeint haben, daß es für den Landammann gut genug sei."

„Aber warum dem gerad —, warum an ein so blödes Mannsvolk?"

„Warum? Hast noch Auswahl jetzt? Ich habe es übersonnen und übersonnen und zuletzt das gefunden. Wenn der Herrgott Besseres weiß, so soll er es anders fügen!"

Er richtete sich auf. Es war, als läge es feucht in seinen Augenwinkeln. Aber als er zur Tür hinausschritt, war er wieder der alte, der wußte, was er tat, und von seinem Wollen nicht wich.

Eine Woche danach stand dem Tscharles und des Hochfluhhöflers Mädchen im Amtsblatt die Ehe verkündet.

Achtes Kapitel

Es war am Abend nach dem Tage, an dem der Hochfluhhöfler sein Mädchen mit seinem Knecht zusammengegeben hatte, daß der Christen Russi den Weg vom „Weiler“ hinauf nach Fruttnellen schritt. Er hatte im Gemsbergwalde am Holz gearbeitet, nun stieg er hastig seines Wegs, als vermöchte er es nicht zu erwarten, bis er am Hochfluhhof vorüberkäme. Es war ihm noch keine Antwort auf seinen Brief an Rosi geworden, und die Ungeduld trieb ihn immer wieder an das verbotene Haus.

Die Wartezeit hatte ihm übel zugesetzt, sein Gesicht war hagerer geworden, und die fiebrige Unruhe, die in seinem Innern war, flackerte in seinem Blick. Er schritt aufrechten Ganges bergan, im Dehnen und Recken seiner Glieder zeigte sich seine nervige Kraft; die schwere Holzaxt, daran Rock und Weste hingen, und das lange Seil drückten die Achsel nicht, die nur das rauhe Hemd schützte.

Eine abendliche Luft strich um die Fruttneller Nase und wehte dem Burschen entgegen, das offene Hemd von seiner nackten Brust zurückschlagend. Er

fühlte die scharfe Kühle und atmete tief, der Windzug, der wie der Griff einer rauhen Faust war, tat ihm wohl. Schlag gegen Schlag, Faust gegen Faust: das hätte er willkommen geheißen! Das untätige Zuwarten, das Hoffen und Bangen der letzten Wochen lastete unerträglich auf ihm. Seine dunkeln Brauen ruhten aneinander, während er höher stieg. Noch diesen Morgen war ihm die Kathrine, seine Mutter, mit der rauhen Hand über die Stirn gefahren und hatte gesagt: „Zieh nicht solche Falten, Bub, auf der Tafel fängt das Alter noch früh genug zu zeichnen an.“ Aber die schönste Furche grub sich wieder zwischen seine Augen.

Und es war doch eine wundersame, glanzübergossene Welt um ihn. Die Sonne stand über den Siebenspitzfirnen, der Weilerweg lag im Schatten. Der Abend war von glorienhafter Reinheit. Noch lag Regenfeuchte auf den Hängen und Matten, auf dem glanzgrünen Wald, auf dem Wege selber noch. Selbst das Blau des Himmels schien feucht, und die Tümpel, die in allen Löchern standen, waren wie Fetzen vom Himmel gerissen; lag doch der blaue Widerschein darin oder der Rosenglanz, den die sinkende Sonne über alle Berge und die blauen Wolkenbogen warf.

Aber Christen hatte den Blick auf den Weg gerichtet und achtete aller Schönheit nicht. Nur einmal, ehe der Pfad sich wendete, schaute er hinab in die Tiefe. Dort lag das Tal offen, der Räfisbach zischte hinaus, einem fernen See zu, der Himmel war nicht von hohen Bergtürmen getragen, sondern dehnte sich tiefer ins Tal. Und dort inmitten der blauen Wand über Wald und Hanggrün stand ein einziger silberweißer Stern. Sein Licht war wie

heilig gegen das üppige der sinkenden Sonne. Des Burschen Herz ging auf. Und die Sehnsucht nach dem ihm verwehrten Mädchen, um dessentwillen ihm die Narbe von der Schläfe ins Haar lief, wuchs in ihm. Aufs neue schritt er dann aus. Sein Blick erreichte die Fenster des Hochfluhhofes, dem er sich näherte. Er biß die Zähne zusammen, je mehr er dem Hause nahe kam. Ein Knecht des Bauern ging vorüber, aber sie wünschten sich nicht den guten Abend, wie es Sitte war. Christen glaubte ein höhnisches Husten in seinem Rücken zu hören. ‚Der Ratsherr hetzt sie dir an,‘ dachte er und schritt weiter. Dann erreichte er das Haus und spähte vergeblich nach der Rosi. Der Amerikaner, des Präses Knecht und Verwandter, war im Begriff, aus der Tür zu treten; als er den Christen erblickte, stand er einen Augenblick wie mit Blut übergossen und ging ins Haus zurück, als müßte er sich verbergen.

Der Christen zögerte; es war ihm, als könnte er nicht vorüber, ohne daß er sein Mädchen gesehen hatte; aber er wartete umsonst. Sein Herz klopfte an die Rippen, er tat einen Seufzer, dann strich er müde weiter. Als er sich dem Pfarrhause näherte, sah er den Hochwürdigen an einem seiner offenen Fenster stehen. Er zog den Hut nach langer Gewohnheit. Der Pfarrer wendete sich mit einer heftigen Bewegung ab, als verdrieße ihn sein Gruß. Das verwunderte ihn; er hielt die Augen offen, als er die Häuserreihe durchschritt, die sich bergan zog. Und dabei stieg sein Groll. Hier trat die Babe, des Sattlers Frau, ins Haus, die eben noch auf der Bank davor gesessen hatte, just als weiche sie ihm aus, dort verschwand der Lori, der Schreiner,

in seiner Werkstatt, der noch eben die Straße herabgespäht hatte. Und als er an das Ochsenwirtshaus kam und die Fini, die Kellnerin, grüßte, die unter der Tür stand, gaffte sie ihm frech ins Gesicht, murrte etwas, was er nicht verstand, doch was keine Schmeichelei sein konnte, und verschwand wie die andern, als verpeste er die Straße. Das Blut stieg ihm zu Gesicht und er setzte die Zähne aufeinander. Jetzt ergriffen auch die Weiber Partei gegen ihn!

Aber es kam noch besser! Als er die Postwirtschaft des Dorfweibels im Kehr des Wegs erreichte, tönte ihm der Lärm erregter Stimmen entgegen. Dann hörte er einen rufen: „Da kommt er, der Hudel, der Mädchenjäger!“ — „Der Tropf!“ überschrie den ein andrer. „Der fremde Zotter!“ brüllte noch lauter ein dritter, und die Wirtsstube spie eine Herde weinheiserer Bauern aus, die mit roten Köpfen und geballten Fäusten ihm ihre Schmähreden hinab- und nachsandten, während er langsam vorüberschritt. Plötzlich zwängte sich der Baschi, der Postwirt, durch den Knäuel der Bauern — er war nicht mehr sicher auf den Beinen. Einen lästerlichen Fluch ausstoßend, griff er einen schweren Stein vom Boden und schleuderte ihn dem Davonschreitenden nach, daß er wenige Schritte von jenem zu Boden klatschte.

Da wendete sich der Christen. Seine Augen glühten auf und er riß die Axt von der Achsel. Aber er besann sich, zwang sich mit Mühe und Gewalt, und die Waffe aufs neue schulternd, entfernte er sich, während einige der Schreier dem Beispiel ihres Gastgebers folgten und nach ihm mit Steinen warfen, ohne ihn jedoch zu erreichen. Nur ihre un-

flätigen Worte schollen noch hinter ihm, als er die Nase längst umgangen hatte und an den letzten Hütten vorüberschritt.

Er war mächtig erregt, seine Knie bebten und ein Frost durchrann seinen Körper. Nicht daß er sich fürchtete! Die ohnmächtige Wut schüttelte ihn, daß er allein stand, allein wider den da im Hochfluhhof und seine Hundsmeute von gehorsamen Bauern. Er fuhr zusammen, als eine freundliche Weiberstimme ihm über den Holzhag eines Gartens, der ein kleines sauberes Steinhaus mit grünen Läden vom Wege trennte, ein „Guten Abend" bot.

„Guten Abend," wünschte er zurück, wollte vorübergehen, besann sich aber und trat zu dem mit Gartenarbeit beschäftigten Weibe.

„Fleißig, Vroni?" fragte er und versuchte umsonst seiner bebenden Stimme Sicherheit zu geben.

Das Weib, das im Alter seiner Mutter sein mochte und die einzige war, an welche die Kathrine sich näher angeschlossen hatte, trat dicht an den Hag heran und reichte ihm die Hand.

„Je nun, ja," gab sie Bescheid und fragte: „Willst heim?"

Dabei schien es, als hätte sie ihm etwas zu sagen und getraute sich nicht.

Sie war eine runde, behäbige Erscheinung; ihr Aeußeres war von peinlicher Sauberkeit wie das Haus, darin die Hofer-Vroni mit ihren drei Schwestern lebte. Schlichtes, dunkles, glattgescheiteltes Haar war an der Stirn in zwei Hälften geteilt und am Hinterkopfe in Flechten aufgesteckt. Aus einem wohlgeformten, gelblich-bleichen Gesicht schauten dunkle ehrliche Augen mit einem mutigen und scharfen Blick. Die Hofer-Vroni versah zu Fruttnellen die

Stelle eines Arztes. Es waren viele, vor allen unter den Weibern, welche die stille, energische Frau ihren Schutzengel nannten, nicht nur um ihres guten Rates in Krankheitsfällen willen, sondern weil sie umherging wie ein schweigender und verschwiegener Bote der Barmherzigkeit, und im Verein mit ihren drei Schwestern alles das unter die Armen und Aermsten verspendete, was sie nicht just zum bescheidensten Leben selber brauchten.

„Willst heim?“ fragte Vroni und maß Christen mit einem forschenden Blick. Er lehnte an die Zaunpfähle, und seine Finger, die einen derselben umspannten, zitterten dabei leise.

„Du zitterst ja,“ sagte Vroni, „was hast? Hat es etwas gegeben mit dir?“

„Streit habe ich gehabt vorhin,“ sagte er gleichmütig, „weiß der Teufel, was den Lumpen eingefallen ist, dem Zurfluh-Baschi und seinen Gästen. Mit Steinen sind sie hinter mich!“

„Ich will es dir sagen,“ sagte Vroni in entschiedenem Ton, „schlage dir das Mädchen, dem Präses seines, aus dem Kopf. Dann gibt es wieder Ruhe im Dorf und für dich.“

Christen faltete die Stirn. „Wenn die meinen, sie machen mir Angst oder bringen mich mit Gewalt auf andre Gedanken, so sind sie an den Lätzen gekommen,“ sagte er rauh.

Vroni ließ sich nicht irre machen. „Rede kein Blech! Was wolltest machen, einer gegen hundert! Aber —“ sie stockte und vollendete mit Nachdruck: „Nun, jetzt wirst wohl nachgeben müssen, ob du willst oder nicht!“

„Wieso?“ fragte Christen und warf den Kopf auf.

„Wart, bis das nächste Amtsblatt kommt, dann kannst es lesen.“

„Ja, was ist denn?“

„Die Furrer-Rosi ist mit dem Amerikaner versprochen!“

„Das ist gelogen!“ stieß er heraus, aber seine Lippen zuckten.

„Besser ist es schon, wenn du es weißt und glaubst,“ fuhr Vroni ruhig fort. „Du mußt dann nicht staunen, wenn du es gedruckt siehst. Und gerade so die Leute anzulügen ist sonst meine Gewohnheit nicht!“

Die Frau machte ein ernsthaftes, fast erzürntes Gesicht. Er vermochte nicht mehr zu zweifeln, daß sie ihrer Sache gewiß sei.

„Woher wisset Ihr es?“ fragte er leiser.

„Wenn du in einem der Wirtshäuser gewesen wärest, hättest es können von den Leuten erzählen hören, die es vom Präses selber wissen!“

„So, von dem?“ machte der Christen. Das Blut kam in Wellen in sein Gesicht zurück. Dann packte er sein Beil fester, murrte ein sonderbares: „Jetzt will ich doch heim!“ zwischen den Zähnen und lief ohne Gruß hinweg.

Vroni sah ihm nach. Sie murmelte ein mitleidiges „Hm, hm,“ und schüttelte den Kopf dazu. Der Bub tat ihr leid, trotz allem, was sie heute über ihn hatte schimpfen hören.

Indes stieg Christen fürbaß und erreichte die Strahlegg-Hütte im Laufschritt. Axt und Seil polterten auf den Boden im Vorflur, und sein Schuh schlug an die Tür, ehe er nur die Klinke aufgedrückt hatte.

Die Kathrine kam aus der rauchigen Küche herbei

und fragte, was es gäbe. Er trat in die Stube und sie folgte ihm. Da stand er mit geballten Fäusten, die Zorntränen standen ihm in den Augen.

„Sie wollen mir das Mädchen verschachern, Mutter! Es soll den Amerikaner heiraten, als ob der mehr wäre als ich! Nur daß ich es nicht bekommen soll! — Aber beim Eid, ich nehme das nicht ruhig hin. Auf Ehr' und Seligkeit — jetzt muß abgerechnet werden!"

Kathrine schaute ihn spöttisch an. „Du — die ließe ich laufen! Das Mädchen soll den Halbnol*) nehmen, wenn er dem Alten paßt. Du wirst später schon andre auslesen können."

Der Christen blieb taub. Er warf sich auf einen Stuhl, legte den Kopf auf die über die Lehne gebreiteten Arme und versank in Brüten. Der Brief fiel ihm wieder ein. Daß er noch immer keinen Bescheid hatte auf den Brief!

„Der Lehrer ist heute schon zweimal hier gewesen und hat nach dir gefragt," unterbrach Kathrine sein Sinnen. Als er nicht aufschaute, fuhr sie fort: „Er ist sonderbar gewesen, er wird alt, so wird er, der Goli. Am Morgen schon habe ich ihm gesagt, daß du vor dem Abend nicht heimkämest, und mittags hat er schon wieder den Kopf hereingesteckt und gefragt, ob du nicht da seiest."

„Was wird er wollen?" fragte Christen. Dann schielte er nach der Wandstelle, wo ehemals des Vaters Gewehr gehängt hatte. Auf einmal taumelte er empor, faßte sich an die Stirn, reckte sich dann, daß sein Kopf kerzengerade an die Diele reichte, und sagte: „Jetzt will ich gehen, Mutter."

*) Halbnol = Halbnarr.

Da scholl das Klappern von Holzschuhen auf der Steintreppe am Hause.

„Da ist er wieder," sagte Kathrine und rief ein einladendes „Ja!" hinaus, als ein zaghaftes Klopfen an der Stubentür ging.

Der Columban Nager trat herein. Er hielt den Hut in den Händen, als spräche er bei fürnehmen Leuten vor, und seine Gestalt erschien eigentümlich gebückt. Auch sein Gesicht war entstellt, es lag ein Ausdruck aus Scham und Verlegenheit gemischt über seinen Zügen.

„So, bist jetzt da, Christen," sagte er, während er den Hut in den Händen drehte und eine Blutwelle ihm übers Gesicht schlug. Den Gruß hatte er vergessen.

„Sitzet ab, Lehrer," sagte Kathrine. „Ihr müßt es eilig haben, daß Ihr dreimal gelaufen kommt, und wichtig muß es auch sein!"

Der Nager nahm den Stuhl, den sie ihm anbot. „Dank, Frau! Und — ja — ja, es ist — ich muß halt dem Christen etwas sagen, etwas!"

Er hatte die Worte mühsam hervorgestottert und stockte jetzt ganz. Hilflos sah er sich nach der Russi-Kathrine um.

Die kam ein Mitleid an für den ungeschickten Mann. Die stille Würde und Sicherheit, die sonst über ihm lag, war ihm ganz verloren gegangen. Sie meinte zu merken, daß er mit dem Christen allein zu reden verlange und ihre Nähe scheue. So trat sie aus der Tür.

Da richtete der Nager den Blick auf die verstörten Züge des seiner kaum achtenden Burschen. „Bub!" sagte er leise.

Der andre schrak zusammen, und als er in die

entzündeten Augen des Lehrers blickte, fiel ihm trotz all seiner Last auf, daß sie trüber geworden waren und wie durch einen leisen Schleier schauten.

„Ja," gab er dem Nager zur Antwort.

„Hast schon gehört, was mit dem Präses seinem Mädchen ist?" fragte dieser.

„Ja — ja — und eben —" Christen erhob sich. Ungeduld kam ihn plötzlich an. Er erinnerte sich, daß er nach dem Hochfluhhof gewollt hatte.

„Also das Mädchen nimmt jetzt einen andern," begann der Lehrer wieder, hastiger als das erste Mal, als fürchte er, daß ihm der Bursche entlaufe.

„Ja — ja — es sollte — ich habe es gehört —" stieß der Christen hervor.

„Aber," stotterte der Nager, „hast denn nicht nach deinem Brief gefragt? Du hast doch noch keine Antwort auf den?"

Der Christen stand mit einem Ruck bockstill vor dem Dasitzenden.

„Nein," keuchte er und meinte, daß ihm der Lehrer die Antwort bringe. „Hat die Rosi Euerm — dem Lieni endlich etwas aufgetragen für mich?"

„Nein," sagte der Nager, und das Blut drängte ihm heißer zu Häupten. Die Finger spielten mit dem Hutrand. Ein paarmal öffnete er umsonst die Lippen, dann brachte er es leise heraus: „Die Rosi hat deinen Brief nicht bekommen! Der — der Lieni hat ihn dem Furrer, dem Präses selber, gegeben."

„Was!" schrie Christen ihn an. Aber als er sah, wie der Lehrer mit dem Zeigefinger eine dünne Feuchte aus den Augenecken rieb, mäßigte er sich. „Wie hat er das angefangen?" fragte er gepreßt. „Wie hat er es denn so — so ungeschickt anfangen können?"

Etwas wie Hoffnung zuckte durch das Gesicht des Columban.

„Ja, ja, gelt, es kann doch nur Ungeschick gewesen sein von dem Bub! Er will es nicht sagen, wie es gegangen ist, aber er wird es dumm angestellt haben. Vielleicht hat der Präses ihn ausgefragt, vielleicht —“

Der Christen war ans Fenster getreten. Er starrte in die wachsende Dunkelheit hinaus, als hätte er den Lehrer vergessen. Der erhob sich und legte ihm die Hand zag auf die Schulter.

„Magst es uns halt verzeihen, Bub! Ich habe es gut gemeint, und der Lieni, er ist auch noch jung und —“ er stockte wieder.

„Und falsch!“ sagte der Christen mit hartem Ton, indem er sich umwandte.

Der Nager zuckte zusammen. Seine Wangen brannten. „Sag das nicht,“ stammelte er zitternd. „Man soll von keinem so Schlechtes reden, bevor man ihn nur hat die Kinderschuhe austreten lassen! Vielleicht bist auch nicht immer ganz gewesen, wie du hättest sollen, und willst es doch nicht anders Wort haben, als daß du jetzt ein braver Mensch bist! Und der Bub, der Lieni — wer weiß, wie das gegangen ist mit dem Brief! Warum sollte er jetzt ein Schlechter sein! Seine Mutter ist eine brave gewesen und — und ich — ich weiß nicht, ob du meinst, daß er von mir die Falschheit geerbt haben soll!“

Der bittere Ton tat dem Christen leid.

„Kümmert jetzt nicht daran,“ sagte er rauh. „Was geschehen ist, ist geschehen, da kann keiner mehr helfen. — Aber ich muß jetzt fort! So, ade. Ich —“

Christen näherte sich der Tür. Da kam ihm der Nager nach und haschte nach seiner Hand.

„Es ist ein Unglück mit dem Brief! Aber —

gelt? — ich kann nicht glauben, daß der Lieni es bös gemeint hat! So verzeih uns doch!"

Fast um ihn los zu werden, legte Christen seine Hand in die ihm zugestreckte des Nagers. Dieser hielt sie fest. Er spähte mit seinen kranken Augen nach dem Gesicht des Burschen. „Gelt, du glaubst es selber nicht, das, was du gesagt hast?"

„Was?"

„Daß der Lieni ein Falscher sei!"

„Nein!" stieß der Russi hervor, die Ungeduld trieb ihn. „Aber ich muß jetzt fort," drängte er dann noch einmal.

Der Lehrer klammerte sich fest an ihn. „Du willst noch einmal zu dem Furrer hinab! Bleib da, es geht nicht gut, wenn du hingehst. Das ganze Dorf hilft dem Präses, und sie haben dir nicht viel Gutes prophezeit!"

„Sei vernünftig, Bub, und bleib," sprach Kathrine dazwischen, die eben zu ihnen trat.

„Ich muß hinunter, und wenn sie mich erschlagen wie einen Hund, so muß ich!" rief Christen.

„Es nützt nichts und nützt nichts," mahnte der Nager. „Vor dem Rat hat der Präses frei heraus gesagt, daß sein Mädchen in Schand ist, aber daß er es eher erschlägt, als es dem gibt, von dem es ein Kind unter dem Herzen trägt! Jetzt wirst wissen, wen das angeht!"

Der Christen neigte sich vor, als verstehe er nicht recht. Seine Augen vergrößerten sich. Dann tat er einen leisen Schrei. „Jetzt erst recht — jetzt erst recht!" stammelte er in sich hinein, warf die Kathrine zurück, die seinen Arm festhielt, und stürmte über die Treppe hinab.

Der Lehrer sah das Russi-Weib an, die bleich

geworden war und halb verwirrt ins Freie starrte. Plötzlich härtete sich ihr Gesicht. Sie trat in die Stube. Und als der Lehrer sich über die Treppe hinunter machte, sah er noch, wie sie, ein Tuch um den Kopf geschlungen, ihre Tür verschloß, hinter ihm niederstieg, und während er sich seinem Hüttenteil zuwandte, wortlos sich auf den Weg nach dem Dorfe machte.

Neuntes Kapitel

In stockfinsterer Nacht schritt durch die Fruttneller Gasse, die ausgestorben war wie die einer Peststadt, ein starkes Weib, aufrecht, aber mit einer schweren Last auf dem Rücken. Kathrine Russi schleppte ihren halbtoten Bub heim. Sie war ihm nachgegangen bis an den Hochfluhhof. Als sie dem nahe kam, verkündete ihr schon ein verworrenes Getöse und das Gewirr vieler streitender Stimmen Unheil. Dann fuhr die Tür des Furrerhauses krachend auf, und in einem Knäuel auf ihn einschlagender Männer taumelte der Christen heraus. Ein wildes, wüstes Durcheinander! Christen schlug wie wütend um sich, aber sie stießen ihn in den Weg hinaus, daß er hinfiel wie ein Sack, und traten fluchend und lachend ins Haus zurück. „Diesmal wirst wohl das Wiederkommen verlernen!" rief der letzte noch über die Schulter zurück.

Kathrine machte sich stumm an den Gefallenen heran. Er lag wie tot da, und das Blut rann ihm aus Mund und Nase. Sie beugte sich über ihn und riß ihm die Weste auf, er rührte sich nicht. In diesem Augenblick trat der Präses drüben aus der Tür.

Das Licht aus seinen Fenstern fiel auf seine Gestalt und auf sein Gesicht. Kathrine erblickte ihn und richtete sich auf, schüttelte die dürre Hand gegen ihn und sagte, nicht laut, aber mit einer Gebärde der wildesten Verachtung: „O, du Hudel! Keinem hab' ich das Wort noch anhängen mögen, das ihr allestund in euren unsauberen Mäulern habt, aber dir, — du bist — ein Hudel!"

Der Präses trat dicht an sie heran. Er warf einen Blick auf den Daliegenden. „Wenn er noch nicht tot ist," sagte er, „so lehr ihn, daß er nie mehr daher kommt, nie — hast gehört?! Das nächste Mal bleibt es nicht bei den Schlägen!"

Mit finsterer Miene ging er hinweg. Die Kathrine schleppte den schweren, leblosen Körper vom Wege seitwärts, wo Wasser neben dem Steinpfad lief, und umwand in der Dunkelheit seinen blutenden Kopf mit ihrem im Bache genetzten Tuche. Dabei stöhnte der Christen und als sie Leben in ihm sah, setzte sie sich neben ihn und wartete, bis sie die Fruttneller in ihren Betten oder doch in ihren Hütten wußte. Erst als sie den Weg verlassen sah, lud sie den noch immer bewußtlosen Burschen sich auf den Rücken und stieg bergan.

Sie kannte den Weg. Und es war gut, denn der Himmel war schon wieder von Wolken verhangen, und die Hütten lagen dunkel bis auf wenige, die einen spärlichen Lichtschein auf den Weg der Lastträgerin warfen. Der Westwind strich durchs Dorf, zahm, säuselnd mit jenem schwülen Hauch, der die Sinne beschwert und wie schleichendes Unheil an den Hausecken wimmert. Die Kathrine keuchte nicht, sie schritt aufrecht, als trüge sie ihren Holzkorb, und ein Bächlein rann von den Wunden ihres Buben ihr in

den Nacken hinab. Als die Ochsenwirtshausfenster sie beschienen, war ihr Gesicht ruhig und bleich wie immer. Nur ihre Zähne waren zusammengepreßt wie die des Hundes, die kein Messer auseinanderteilt. Ungestört und von keinem bemerkt, erreichte sie ihre Behausung. Der Lehrer lag unter seinem dunkeln, offenen Fenster und kam in die Straße herabgelaufen, als er sie aus dem Dunkel auftauchen sah.

„Ist das Unglück geschehen?“ fragte er.

Ebenso kurz gab sie bejahenden Bescheid.

Dann trugen sie den Christen nach seiner Kammer. Er erwachte dort und stierte irr um sich. „Rosi!“ sagte er halblaut, dann fiel er in die Ohnmacht zurück. Kathrine ging still und geschäftig hin und wieder. Auf ihrem Gesicht war weder Kummer noch Furcht zu lesen. Nur als sie die Wunden des Buben sorgfältig wusch und eine an der andern klaffen sah, murmelte sie noch einmal voll bitterer Feindschaft ihr „O, du Hudel!“ das dem Hochfluhhöfler galt.

Der Lehrer ging nach der Hofer-Broni aus und brachte sie nach einer Weile. Sie trat hastig ein und hielt sich mit keinen Fragen auf. „So hat er also keine Ruhe gegeben,“ sagte sie nur, als sie die Risse und Schrammen des Verletzten untersuchte. Dann gab sie ihre Meinung ab: „Es kann ihm ans Leben gehen oder, wenn er aufkommt, an den Verstand. Wenn Ihr meint, so lasset den Doktor von Neudorf kommen.“

Die Kathrine legte die Hand an den Bettpfosten, ihre Finger schlossen sich fester an das Holz bei der Nachricht. Dann sagte sie: „Ich habe den Quacksalbern den Glauben nicht; soll einer helfen, muß es der Herrgott sein, und den kann ich nicht herbeiholen, wenn er nicht selber kommt. Tu du dem Bub, was du meinst, daß gut sei!“

Der Schulmeister stand zu Häupten des Bettes, hielt die Hände gefaltet und stammelte: „Vater unser, der du bist in dem Himmel!" Sein stilles Gesicht war von einer so gläubigen Andacht durchleuchtet, daß die rauhe Kathrine auf den Zehen schlich, als sie vom Bette hinweg und aus der Türe trat. —

Die beiden Weiber und vielleicht der größere Arzt, den der Schulmeister den Himmelsfaden des Christen halten sah, dokterten diesen in Tagen und Wochen dennoch gesund. Eine Weile schien es freilich, als hätte sein Verstand unter den Schlagwunden gelitten. Er redete irres, verworrenes Zeug, seine Augen taten sich weit auf, stierten die Wände der Kammer an und sahen doch nichts. Dann preßte die Kathrine, die kaum von seinem Bett ging, die Lippen zusammen und knirschte mit den Zähnen wie ein Raubtier, dem man sein Junges nehmen will, aber sie klagte nicht. Sie betete auch nicht viel. In den Augenblicken der höchsten Not schrie sie manchmal ein „Herrgott!" heraus, aber sonst hatte nichts neben der grenzenlosen Wut Raum, die in ihrem Innern heranwuchs und an den Leiden des Siechen Nahrung fand.

Es war grauer Herbst geworden, als Christen zum erstenmal Zeichen nahender Genesung gab. Im Talboden lagen die Nebel. Stand einer am Gaden des Hochfluhhöflers, so sah er die Weilerhütten nicht mehr; sie waren in einem weißen Meere versunken. An den Schattenhalden lag auf Tannen und Gebüsch und auf dem gelbenden Gras ein körniger Reif, der Gemsberg schaute gleich einem plötzlich ergrauten Mann auf das Fruttnellerdorf. Dunst und Schleier strichen an den Bergen dahin nur die höchsten Spitzen standen fern und fremd am blaßblauen Himmel, und ein goldenes Licht umleuchtete sie, also daß sie wie

riesige Kerzen waren, deren Licht verschwommen, durch Weihrauchdunst schimmert.

Kathrine saß am Bett des Christen. Sie sah ihn plötzlich die Augen auftun und lange an die Diele staunen. Seine Augen hatten einen klaren, sinnenden Blick, und wenngleich er nicht sprach, lag doch auf seinem abgezehrten Gesicht ein Schatten jenes früheren Ausdrucks von Kraft und Willen, der ihn dem alten Christen wieder ähnlich machte. Er schloß die Augen wieder, ohne ein Wort zu reden, und erwachte nicht mehr bis zum nächsten Tage. Aber am Morgen fand ihn die Kathrine aufrecht im Bett sitzen.

Er sah sie an und stützte die Hand fest wie ein Gesunder in das blaugeblumte Bettzeug.

„Wie lang ist es jetzt her, Mutter?“ fragte er, als erinnere er sich jedes Tages, der seit der Unglücksnacht vergangen war.

„Sechs Wochen bist gelegen,“ sagte die Kathrine.

Da zuckte er zusammen, verbiß die Lippen und heischte dann: „Bring mir das Amtsblatt!“

„Sei kein Narr,“ gab sie rauh zurück. „Kaum, daß recht die Augen auftust! Leg dich und wart! Wirst schon wieder zum Lesen kommen.“

Er ließ sich um ein weniges in die Kissen zurück. Dann fragte er laut:

„Sind sie schon drin gestanden im Blatt?“

„Ha, schon lang,“ beschied ihn die Kathrine. Sie wagte nicht, ihm die Antwort zu verweigern. Aber gleich darauf reute sie der Bescheid. Christen war völlig aschig geworden im Gesicht.

„Sind — sind — haben sie Hochzeit gehalten?“ fragte er.

Kathrine zürnte. „Laß jetzt das Fragen. Wenn

du wieder auf bist, kannst im Dorf hören, was es Neues gibt."

„Hat das Mädchen den — den — Tscharles nehmen müssen?" fragte er lauter.

Da mußte sie ihm auch das sagen: „Ja! Vor vier Wochen schon ist die Hochzeit gewesen!"

Jetzt erst legte sich der Christen und drehte das Gesicht gegen die Wand . . .

Aber dennoch ging es von da an rasch mit ihm zum Bessern. Eines Tages fand ihn die Kathrine an einer sonderbaren Beschäftigung. Er saß aufrecht im Bett, sein farbiges Wollhemd war aufgerissen, daß die braune Brust frei lag, an seinem rechten Arm war der Aermel bis zur Schulter aufgestreift. In der Hand hielt er den einen Stuhl, der in der Kammer stand, gerade aus in die Luft gereckt, hob und senkte ihn mit ausgestrecktem Arm und beobachtete das Spiel der harten Muskeln, die unter der braunen Haut wie Eisenscharniere sich bewegten.

„Herr, mein Gott, was kommt dich an?" sagte das Weib kopfschüttelnd.

Er setzte den Stuhl ab und verzog den Mund, als ob er lachen wollte.

„Die Kraft kommt jetzt wieder," sagte er. „Jetzt, wenn hier" — er faßte sich an die Stirn — „der Druck noch wegkommt, dann wird's bald wieder sein wie früher."

„Wie früher," wiederholte er noch einmal, und dabei verdrehte er die Augen, wie bei einem wahnsinnigen körperlichen Schmerz. Und nachher waren seine Lider feucht.

Einige Tage danach stand er auf und ging nach der Stube hinunter. Er saß ruhig ein paar Stunden

herum. Als Kathrine sich zum Abendbrot niederließ, setzte er sich ihr gegenüber an den Tisch und schenkte sich sein Becken voll Geißmilch.

„Ist es Euch noch immer ums Fortgehen, Mutter?“ fragte er auf einmal, die Tasse halb am Munde; sein Blick ging brennend zu der Frau hinüber.

Kathrine zitterte vor freudiger Erregung. „Meinst, ich ändere meine Meinung so bald? Jetzt mehr als je sage ich: du mußt fort von Fruttnellen und etwas lernen und etwas werden!“

„Und wiederkommen!“ redete er dumpf in sich hinein. Dann setzte er die Tasse so hart ab, daß die Milch verspritzte, und sagte: „Ich habe mir etwas ausstudiert. Sobald es sein kann, gehen wir fort.“

Von dem Tage an erstarkte er völlig. Sein Leib wurde kraftvoller. Sein Gesicht veränderte sich, die Züge wurden spitzer, hart und mannhaft und von der Stirn leuchtete es wie von einem großen Entschluß. Bald fing er an, in und um das Haus sich zu beschäftigen. Er zimmerte selbst die Kisten, darin sie ihre Habseligkeiten zu packen gedachten.

Derweil ging im Dorfe die Nachricht um, daß der „Hudel“, der Christen, von den Toten auferstanden sei und der Groll, der so lange geruht hatte, als man ihn auf dem Sterbebette wähnte, kam neu auf. Die Nachtbuben versprachen dem Mädchenjäger eine Ueberraschung, wenn er sich erst wieder unter ihnen blicken lasse. Allmählich begann um die Strahlegg-Hütte ein verdächtiges Treiben, ein Pfeifen und Tuscheln, daran der Christen seine einstigen Genossen kannte, mit denen er zusammen Dorfjustiz geübt hatte. Er muckste nicht und zeigte sich des Nachts nicht mehr außer dem Hause. Zu andrer Zeit würde sich alles in ihm wider dieses Stillhalten aufgebäumt haben,

jetzt feite ihn etwas gegen Selbstquälereien, von dem er selbst der Kathrine nicht sprach.

Da war es am ersten November-Sonntag, daß der Sebastian Zurfluh, der Weibel, gegen die Strahlegg-Hütte heranwackelte.

Der Sonntag war für den Postwirt der strengste Tag der Woche, nicht zwar, weil seine Stube sich da am meisten mit Gästen füllte; für die zu sorgen, überließ er seinen Weibern, der Mutter und der Frau, aber weil er da das Getränk literweise hinter die Binde schüttete. Daher kam es, daß sein Schritt schon um die frühe Nachmittagsstunde unsicher war und seine Augen in dem blutroten Gesicht wie zwei mitten im Laufe gestoppte Mühlräder standen. Als der Weibel sich der Hütte näherte, spie er den Zigarrenstummel, an dem er bisher gekaut hatte, über die Straße hinaus, zog ein Papier aus der Tasche, glättete es mit unsauberen Fingern und drückte dann den Hut, der sich verschoben hatte, fester in den roten Kopfpelz. An der Hüttentreppe fing er an, in sich hineinzufluchen; als er oben an der Türe stand, fluchte er lauter und lästerlicher und stieß mit dem schweren Schuh die nur angelehnte Tür einwärts, daß sie anprallend mit einem Krach von der Wand zurück- und ihm an den Schädel fuhr, während er hineintaumelte. Da öffnete die Kathrine die Stubentür, und der Flur wurde hell.

Der Baschi stolperte über die Schwelle in die Stube, grüßte nicht, behielt den Filz auf dem Kopf und glärte von einer Ecke zur andern.

„Ist er da, der Kaib?“ fragte er mit seiner Schnapsstimme.

Ein häßlicher Fuselgeruch erfüllte das niedere Gemach. Kathrine schritt zum Fenster hinüber und

riß einen Flügel auf. „Für solchen Besuch muß man Luft herein lassen," sagte sie mit trockenem Hohn.

Der Baschi achtete ihrer nicht, denn Christen trat hinter dem Ofen hervor.

„Da ist etwas zu lesen für dich," fuhr ihn der Weibel an.

Der andre nahm wortlos das Papier, steckte es ein und ging auf seinen Ofenplatz zurück.

Der Weibel schien andres erwartet zu haben, er hatte schon die Arme in eine herausfordernde Lage gebracht und den Stierleib gereckt. Er blieb so steif mitten in der Stube stehen, daß Christen von seinem Platz aus fragte: „Wartet Ihr auf Antwort?"

Da erst drehte der Weibel sich knurrend um, stieß ein gemeines Wort durch die Zähne und stieg, die Tür zuschmetternd, wieder davon.

Kathrine sah ihren Buben an, als der Säufer hinaus war. Der kam ihr ganz fremd vor, daß er die Frechheit des Besuchers so wortlos hingehen ließ. Aber Christen ging zum Fenster hinüber, um besser sehen zu können. Ein stockender Seufzer verriet, wie er an sich gehalten hatte. Dann faltete er das Schriftstück auseinander, an dem das Regierungssiegel hing. Er verzog keine Miene, während er las, ließ nachher das Papier langsam sinken und sah zum Fenster hinaus.

„Du, ich bin ausgewiesen!" Für zehn Jahre ausgewiesen von hier, wegen — wie heißen sie das? —" er befragte sein Schriftstück, „wegen Hausfriedensbruch in wiederholtem Fall und Bedrohung meiner Mitbürger, und weiß der Himmel noch was allem!"

Kathrine nahm ihm die Verfügung aus der Hand. „Was?"

Zwei rote Flecken brannten auf ihren Wangen. „Ausweisen wollen sie dich, strafen wollen sie dich

noch, wo wir klagen sollten! Ist das eine Gerechtigkeit? Heiliger Sankt Joseph sehen wollte ich da noch, ob man das so hinnehmen müßte!"

„Das Recht ist hierzuland immer da, wo das Geld ist. Wenn wir einmal wiederkommen, so müssen wir dafür sorgen, daß wir Geld haben."

Die Ruhe, mit der Christen das sagte, stach sonderbar gegen die Erregtheit der Kathrine ab. Sie sah ihn fassungslos an: „Was für eine Geduld ist denn auf einmal in dich gefahren?" fragte sie.

Er lächelte trüb. „Was nützt da das Zornigwerden noch! Wir gehen ja doch fort, ob der Wisch daliegt oder nicht." Er nahm den Amtsbrief, riß ihn langsam in Stücke und schob sie in den Ofen. „So, jetzt heißt es ernsthaft ans Packen gehen," sagte er dann und ging, an seinen Kisten zu schaffen.

Zehntes Kapitel

Die Fruttneller wunderten sich nicht, daß der Christen Russi schon zweimal ins Tal hinabgestiegen war, ob es auch sonst beinahe ein Ereignis war, daß ein Eingesessener auf Reisen ging. Sie ärgerten sich nur um zwei Dinge: einmal, daß sie nicht wußten, wohin jener den Weg nahm, und zum zweiten, weil er so still kam und ging, daß sie erst nachher von seinem Gehen und Kommen erfuhren.

Endlich, an einem frühen Dezembertag und dem ersten, der den Winter nach Fruttnellen trug, hieß es, daß der Christen und seine Alte verzögen. Ueber Nacht war Schnee gefallen, die Nebel hingen tief herab und aus denselben quoll noch immer gleichmäßig und unermüdlich Flocke um Flocke und legte sich zu den andern, auf Dächer und Wege, auf Mattengrund und Steinblöcke. Es herrschte jene gewaltige Stille und jene Todeseinsamkeit, welche an schneeschweren Wintertagen auf die Bergdörfer sinken. Nur das Schwirren der Flocken gab einen surrenden Laut für den, der über die weißen Pfade watete, und gedämpft und verloren kam das Aufschäumen des Fruttnellerbachwassers aus der Tiefe.

Vor der Strahlegg-Hütte waren Leute geschäftig und gingen weiß wie die Schneemänner hin und wieder.

Christen und seine Mutter packten ihre Habseligkeiten auf zwei Hornschlitten. Bald waren der wenige Hausrat und die paar Kisten hochgebunden. Christen legte die Seile fester an, während Kathrine noch einmal durch das leere Winkelwerk ihrer Hütte ging, Tür für Tür sorglich verschloß, nachdem sie die Fensterladen eingezogen, und endlich die Hüttentür, zu der kein Schlüssel war, mit einem Stricke sicherte. Sie hatten den armseligen Holzbau nicht verkaufen können, obwohl sie ihn billig loszuschlagen gemeint hatten und einer oder der andre danach lüstern gewesen sein mochte. Es wollte sich keiner nachreden lassen, daß er denen, dem Weib und seinem Buben, einen Gefallen getan hätte.

Der Columban, der Lehrer, hatte seinen Nachbarn die Siebensachen zusammenlesen helfen. Er stand jetzt neben den beiden Schlitten und schaute nachdenklich nach dem Burschen, der seine Knie wider den Schlitten stemmte und mit einem heftigen Ruck ein Seil fester spannte.

Der Lieni war drunten an des Lehrers Tür gestanden, hatte eine Weile den Geschäftigen zugeschaut und schlenderte nun, die Hände in die Taschen gestopft, pfeifend durch den Schnee gegen das Dorf hinab. Da oben waren sie reisefertig und im Dorf warteten, wie er wußte, viele, daß die Wegzügler kämen. Am Schlitten wandte sich der Nager an den Christen:

„Wenn ich nur nicht immer denken müßte, daß ich und der Bub am Ende noch schuld sind, daß ihr jetzt so fort müßt!“

„Plagt Euch jetzt nicht mehr, Lehrer,“ sagte Christen, ohne seine Arbeit zu unterbrechen. „Ihr seid nicht schuld. Und Euer — der Lieni — ach,

was, reden wir noch davon, da ist jetzt doch nichts zu helfen!“

„Wohin gehst denn jetzt?“ fragte der Nager nach einer Weile wieder leise.

„Das kann ich selber noch nicht sagen,“ gab der andre kurz zurück. Dann, als reue ihn der schroffe Bescheid, wendete er sich dem Lehrer zu und sah ihn mit sprühenden Augen an. „Aber das sage ich Euch, wenn es nach meinem Willen geht, so sehen mich die da unten noch einmal.“

In dem Augenblick kam die Kathrine über die Treppe heruntergestiegen. Sie trug ein schwarzwollenes Tuch um Kopf und Brust geschlungen und hatte ihren schwarzen Sonntagsstaat an. Ihr Gesicht war weiß und ihre Züge von einer leisen Unruhe belebt. Sie ging doch nicht so leicht aus der Hütte, wo sie mit ihrem Mann gehaust hatte.

Christen hatte seine Arbeit beendigt. Er zog seinen rauhen Rock an, der über eines der Fuder gebreitet gewesen war. „Haltet ein wenig am hinteren Schlitten zurück, Mutter,“ wies er die Kathrine an. Dann trat er zu dem Lehrer.

„Behüt Euch Gott,“ sagte er und hielt ihm die Hand hin. Der Nager umspannte sie mit seinen beiden Händen und sah ihn voll großer Treuherzigkeit an.

„Ich muß dich noch einmal recht anschauen,“ sagte er, „ich habe dich immer gern mögen, und magst auch deine übeln Seiten haben, die da unten haben dir's schlecht gemacht. — So behüt dich Gott! Und höre, Bub, ein fester Wille ist schon gut, aber ein wenig, meine ich, ein wenig mehr solltest doch denken, daß ein andrer als du die Welt regiert.“

Christen hob den Kopf. Die Mahnung paßte

ihm nicht, so überhörte er sie. Er spannte sich vor den Schlitten, an den der zweite festgebunden war. Kathrine bot dem Lehrer warm und herzlich ein „Vergelt's!“ und „Behüt Euch Gott!“ faßte das Seil des letzten Schlittens und schritt aufrecht hinter der Fuhre nach, die Christen kräftig bergab zog.

Columban stand und schaute ihnen nach. Der Schnee fiel dichter und dichter. Wie Fäden hing es aus den Nebeln herab. Der Lehrer dachte seiner Himmelsfäden und wunderte in seiner Frommheit, wohin der allgütige Herrgott die zwei lenken werde, die eben um die Ecke verschwanden.

Indessen war der Lieni nach dem Dorfe hinabgeschlendert. Er war barhaupt; der Schnee nistete sich in sein Haar. Er hielt die Hände in den Taschen und pfiff eins vor sich hin im Niedersteigen. Als er in die Gasse von Fruttnellen bog, sah er Männer und Weiber herumstehen wie an einem Feiertag. Vor dem Postwirtshaus waren die meisten versammelt, und weiter unten in der Ochsenwirtsstube sah er ebenfalls weit mehr Gäste als sonst. Und daneben auf den Mauern an der Schulhausmatte hockte die ganze Dorfjugend und spähte gaßauf, als wäre ein Festzug zu erwarten.

Als Lieni an des Zurfluh-Baschis Wirtshaus kam, riefen sie ihn an, ob die Hudelware noch nicht bald käme.

Der Bub lachte: „Gibt es einen Abschiedstrunk für sie?“

In die Wirtsstube tretend, nahm er das Glas, das ihm ein Bauer bot, und leerte den Branntwein, den es enthielt, auf einen Zug.

„Das wird schon ein Spaß,“ sagte er, während

er sich auf einen der Tische setzte. „Der Christen und seine Alte werden ein paar Augen machen, wenn die ganze Gemeinde sie hinaushöfelt!“ Er lachte abermals und lauter, der Chor der andern stimmte mit ein. Darauf begann ein Kreuzfeuer von ekeln Redensarten und schlechten Witzen, die alle auf die Verjagten gespitzt waren. Plötzlich kam ein Weib scheu in die Stube geschlichen. „Der Präses und der Pfarrer!“ sagte sie halblaut.

Es wurde stiller in der Stube. Ein paar guckten durch die Tür ins Freie und sahen die beiden Dorfregenten durch den Schnee heranstampfen. Bald danach traten unter sie die Gäste. Der Baschi kam selber mit einem Tuch gerannt und wischte einen Tisch und zwei Stühle für sie ab.

Als sie sich gesetzt hatten, sprach der Hochfluhhöfler mit gedämpfter Stimme:

„Wir sind gekommen, euch zu sagen, daß die zwei aus der Strahlegg-Hütte ruhig vorbeizulassen sind. Die Regierung hat sie ausgewiesen. Wenn sie ruhig gehen, darf keiner etwas wider sie tun, wenn er nicht verklagt werden will. Ich danke euch, daß ihr zu mir steht, aber jetzt müßt ihr Ruhe halten!“

„Hast ihn nicht selber durchprügeln lassen, Präses?“ ließ sich der Göhrig-Jost vernehmen, der Vizepräsident, der hinten an einer Wand saß und mit seinem bissigen Gesicht den Furrer anlauerte.

„Das war in der Notwehr,“ sagte der Hochfluhhöfler und erhob sich. Draußen hatte eine Knabenstimme ein „Sie kommen!“ gerufen.

Die Wirtshausgäste drängten der Tür zu, da trat ihnen der Hochwürdige entgegen. Er warf sein

Haar in den Nacken. Sein Gesicht rötete sich, und seine Aeuglein funkelten streng.

„Machet nichts Dummes! Habt Ruhe, sage ich!"

Das Beste tat der Präses. Er schlug die Tür zu und hielt von außen die Klinke fest in der nervigen Hand. So waren die Abpasser gefangen.

Der Präses stand vor der Tür im Schnee und sein Blick ging hinunter nach dem Ochsenwirtshaus. Er hielt auch die dort Versammelten im Zaum, zu denen er mit dem Hochwürdigen noch vor dem Hierherkommen Ruhe bietend geredet hatte.

Jetzt kamen Christen und seine Mutter mit ihren Fuhren. Langsam fuhr der Bursche in das Dorf ein. Er schaute nicht rechts, nicht links, und gerade so hielt die Kathrine die Augen fest auf ihre Habseligkeiten gerichtet.

In der Postwirtsstube hob eine lärmende Erregung an, als die Schlitten unten vorbeifuhren. Der Pfarrer wurde hin und her geschoben, aber die Tür gab er nicht frei, ebensowenig wie der Furrer, dessen Griff die Klinke nicht losließ. Da fuhr einer der Bauern mit dem Schädel durch eine der Fensterscheiben und schrie, das Gesicht von dem splitternden Glase blutig geritzt, ein lästerliches Wort den Abziehenden nach. Ueber ihn hin brüllten die andern.

Die zwei an den Schlitten bissen die Zähne zusammen und zogen bergab. Sie kamen auch am „Ochsen" glücklich vorüber. Als sie an der Schulhausmauer hinfuhren, flüsterten dort die Halbwüchsigen unter sich. Dann flog plötzlich ein Schneeball der Kathrine ins Tuch. Und wie auf ein Zeichen brach die Jugend los, die zu warnen die beiden Gewalt-

haber nicht für nötig gefunden hatten. Jubelnd und schreiend sandten die Lümmel einen Hagel von Schneeballen auf die Ausgewiesenen. Lachen und aufmunternde Zurufe vom „Ochsen“ her spornten sie an, und sie taten ihr Bestes, den beiden einen rohen Denkzettel zu geben. Nur daß es nur Schnee und nicht Steine waren, die sie werfen konnten, bedauerten einige der Fleißigsten.

Selbst jetzt noch schritten die Strahlegg-Hüttler fürbaß, ohne sich umzuwenden. Christen hatte nur mit der Mutter den Platz gewechselt, damit sie durch die Fuhre vorn besser geschützt sei, und hielt hinten ruhig den Geschoßregen aus. Eine Weile folgte ihnen die Jugend, dann verdarb ihnen die Ruhe der beiden das Spiel und sie kehrten um. So kam es, daß die Abziehenden allein am Hochfluhhof vorüberfuhren. Kathrine zog rascher; sie hatte Erbarmen mit ihrem Buben, von dem sie wußte, daß er wie durch Spießruten ging, wenn er an dem Hause vorüber mußte. Doch als die Straße sich neigte und sie bald denen von Fruttnellen ganz aus dem Gesicht kommen mußten, merkte sie, wie der Christen stillstand und zurückblickte. Sie wollte ihn zur Eile mahnen, da sah sie, wie seine Augen an den Fenstern des Hochfluhhofs hingen. Und es war ihr, als verschwände hinter den Scheiben des Hauses ein bleiches Gesicht.

„Was lugst noch?“ fragte sie den Zögernden.

„Es ist nur dem Amerikaner seine — seine Frau — gewesen,“ sagte er mit eigentümlich verzerrtem Mund.

Dann sahen sie die Dörfler am Ausgang ihrer Gasse sich sammeln und hörten ihre Spottrufe, in denen Kinder und Erwachsene sich überboten, herüber-

schallen. Ein schrankenloser Zorn packte Christen. Er warf beide Fäuste auf und schrie hinüber zu der brüllenden Menge: „Elende Tröpfe! Mädchenräuber! Heimzahlen will ich euch noch einmal! Beim Herrgott will ich! Und bin ich alt bis dahin, — ich komme schon einmal wieder!“

Dann stürzte er wie toll nach vorn, riß die Schlittenhörner an sich und zog seine Last so schnell talab, daß Kathrine ein weites Stück zurückblieb und erst an der Weilerbrücke ihn ihrer wartend fand.

Zu Fruttnellen wurde aus dem halben Feiertag ein ganzer gemacht. Der „Ochse“ und die Postwirtschaft hatten gute Zeit; der Schnaps floß wie bei großen Herren der Champagner und warf die Bauern unter den Tisch. Es war ein Siegesjubel wie vor sechzig Jahren, als die Väter die eingedrungenen Franzosen an der Fruttnellenschanz' zurückgeschlagen hatten. Der Hochfluhhöfler trug im „Ochsen“, wohin er sich mit dem Hochwürdigen begeben hatte, die Kosten. Er kannte seine Parteigänger und wußte, wie ein Batzen am rechten Orte ihre Treue befestigte. Und doch war von allen den mehr oder weniger großen Säufern keinem so recht klar, was denn heute so Großes geschehen sei. Ja, in einem Winkel der Ochsenwirtsstube murmelte der Mattli-Xaveri, der Waisenvogt, der überall dabei war, wo es umsonst etwas zu beißen oder zu trinken gab, einem Nachbar ins Ohr: „Eigentlich — ob jetzt grad die Schlechtesten aus dem Dorf verjagt worden seien, wäre noch nicht erwiesen.“

Gleich nachher aber erhob sich der Hochwürdige von dem Tische, wo er mit dem Präses saß, räusperte sich und klopfte mit seinem Hausschlüssel ans Glas, bis der Lärm in der Stube sich legte und aller Augen

auf den wohlbeleibten Herrn sich richteten. Er ließ eine scharfe und hochpolitische Rede vom Stapel, hob hervor, der Christen Russi, der heute ausgezogen, sei ein schlechter Bursche gewesen, ein schlimmes Beispiel für seine, des Pfarrers, liebe Gemeinde; er, der Seelenhirte von Fruttnellen, müsse aber insbesondere daran erinnern, wie heute mit dem Russi und seiner Mutter das letzte fremde Blut aus der getreuen Gemeinde lang eingesessener Bürger ausgemerzt worden sei. Wie dieses Fremde nie hineinpasse in das Gute, Alte. Wie von nun an um Fruttnellen eine Mauer gezogen sein solle, hinter der die Dörfler allein und ganz Meister sein sollten, getreu den Sitten der Vorväter, die stolz gewesen seien auf ihre Weltverlorenheit und ihr ureignes Reich, in dem — der Hochwürdige ließ sich in seinem Eifer fortreißen, etwas zu sagen, zu dem der Ratsherr neben ihm ein energisches, widersprechendes Husten hören ließ — nicht einmal der Landammann etwas zu sagen habe. Und weiter führte der Pfarrherr aus, daß man in Neudorf und den übrigen Talorten längst davon rede, wie eine Eisenbahn solle gebaut werden durch das Tal der Räfis aufwärts mit einem großen Tunnel durch den Himmelstock, der hinüberleiten solle in die Welschschweiz und weiter hinab nach Italien hinein. Die Gemeinden längs der Bahn sollten an den Bau bezahlen. Auch Fruttnellen solle bezahlen und dafür einen Bahnhof bekommen unten am Weiler. Ob sie das wollten? Niemand in Fruttnellen wolle das. Sie hätten noch immer auf ihren eignen Füßen herumgehen können und brauchten weder Schienen noch Eisenräder, um ihren Mist zu führen. Und zum Zahlen hätten sie auch kein Geld. Und so sage er, der seine Fruttneller lieb habe: keine Eisenbahn, keine

Fremden mehr ins Dorf! Das Alte, Gute bestehe und sei festgehalten und — und —

Ein Beifallsgebrüll erstickte seine Rede. Sie stiegen auf die Tische und ließen den Pfarrer hoch leben. Sie schlugen, anstoßend, die Gläser zusammen, daß sie in Scherben zerfuhren. Der Z'graggen-Florimelk machte sich an den hochwürdigen Herrn heran, verdrehte die Augen in Demut und kriechender Freundlichkeit und stieß sein Glas an das des Pfarrers: „Ja, unser Herr Pfarrer, das ist halt einer, der sagt uns, was uns nötig ist. Profit, Herr Pfarrer! Und Dank für die schöne Rede!"

Dem Beispiel des Frommen folgte einer nach dem andern, auch mit dem Präses stießen sie an und waren stolz, weil der große Hochfluhhöfler fast vertraulich zu ihnen sprach.

Das Gelage dauerte bis in die Nacht. Der Furrer und der Pfarrer machten sich beim Eindämmern hinweg. Sie schritten zusammen die verlassene Dorfgasse hinab und blieben einen Augenblick am Kirchweg stehen. Der Pfarrer wandte sich zu dem Präses mit einem breiten Lachen.

„Jetzt seid Ihr also den Kerl los, Präses! Wieder ein Zeichen, daß man Euch in Neudorf zu Gefallen lebt!"

„Er wäre vielleicht auch sonst fort," sagte der Ratsherr halb in Gedanken. Dann meinte er anzüglich: „Ihr habt die Sache ja auch auf Eure Mühle zu lenken gewußt vorhin."

„Wieso?"

„Nun, wenn unsern Bauern die Augen nicht aufgehen sollen über manches, was an Eurer Kirche fadenscheinig ist, so ist es freilich besser, wenn Ihr die Fremden draußen haltet, die etwas mehr gesehen haben, als nur den Gemsberg und die Siebenspitzen."

Dem Pfarrer stieg das Blut zu Gesicht. „Wäre es nicht etwa auch Euer Vorteil, wenn es da zu Fruttnellen still bleibt? Wer weiß, ob Ihr noch lang so ein halber Kaiser wäret, wenn ein paar Aufgeklärte hereinkämen!“

Der Furrer hob den dunkeln Kopf und stand gerade auf. „Ich fürchte sie nicht,“ sagte er überlegen, „aber besser ist besser. Und im Grund habt Ihr schon recht. Auf gute Freundschaft auch forthin, Pfarrer!“

Sie reichten sich die Hände, nicht überfreundlich, aber wie zwei, die fest zusammenzuhalten entschlossen sind, weil ihr Vorteil zusammenläuft.

Elftes Kapitel

Zu Fruttnellen hob eine ruhige, eintönige Zeit an: das ewige Frühaufstehen, hartes Tagwerk, früh auf den Strohsack der Bauern!

Daß an des Hochfluhhöflers Mädchen einmal eine Schande gekommen war, war längst vergessen oder doch totgeschwiegen. Die Schwatzsucht wagte sich nicht an den Furrer und sein Haus. Das Gerede sank in sich zusammen wie ein Feuer, das ein kecker Fuß austritt; der Präses trat es aus, als er damals offen zu seinen Getreuen vom Rat redete.

Es ging alles so in Ordnung und der Schnur nach, wie es der Ratsherr wünschte. Der hatte freilich eine Art des Wünschens, welcher auf seinem Hof niemand zu widersprechen wagte. Zu genauer Zeit hatte die Eheverkündigung des Amerikaners mit dem Furrer-Rosi im Amtsblatt gestanden; zu genauer Zeit, kaum daß die Einsprachefrist vorüber war, hatte die Hochzeit stattgefunden. Eine sonderbare Hochzeit für die reiche Bauerntochter: bei dunkler Nacht, mit einem Knecht und einer Magd zu Zeugen, zum Zivilstandesbeamten, am folgenden Morgen, kaum daß der Tag auf war, ohne Glockenklang und Festgepränge zum Hochwürdigen hinauf vor den Altar und alsdann

zurück in die Alltäglichkeit. Der Tscharles ging zu seinen Kühen, die Rosi lief auf ihre Kammer und flennte und jammerte, bis ihr die Tränen und die Kraft ausgingen und sie auf dem bloßen Fußboden zum Schlafen hinsank, mitten am Tag, wo der Tscharles sie nach ein paar Stunden zusammenlas. Im Hause war kaum eine Veränderung geschehen, seit der Bauer einen Schwiegersohn hatte. In der Rosi großer Kammer stand ein Schragen mehr, und am Eßtisch war der Furrer-Tscharles, der Amerikaner, um ein paar Plätze hinaufgerückt wie ein Schulbub, der seine Sache brav gemacht hat.

Rosi schickte sich wie eine, die nicht weiß, was mit ihr geschieht. Als die Tage des Flennens und Jammerns vorbei waren, fing sie das Leben wieder da an, wo es aufgehört hatte, bevor der Christen Russi hineingekommen war, nur daß sie, was sie früher mit Singen und Lachen getan, jetzt tat wie im Schlafe, als hinge sie gleich einer Puppe an einem von des Schulmeisters Herrgottsfäden und ginge nur herum, wenn eine fremde Hand an dem Faden zog. Der Tscharles, ihr Mann, machte ihr das Leben nicht schwer; der ging hinter ihr und um sie herum wie ein treuer, dummer Hund, dem es leid tut, wenn der Herr zornige oder trübe Mienen schneidet, und der ihm die Hand leckt, sobald er sie erreichen kann, damit er sein Mitleid beweise. Tagsüber bekam er sein Weib selten zu sehen. Wenn er zum Essen kam, hob er seine guten, blöden Augen zu den ihren auf und lächelte sie an und wartete immer auf ein Antwortlächeln und immer umsonst, denn Rosi sah weg, sobald sie seinen Blick spürte. Oder er faßte ihre Hand heimlich am Tisch oder im Hinausgehen und streichelte sie oder täschelte der

spröden Frau den Rücken, sorgsam und scheu, als sei der vom brüchigsten Glas. Des Nachts ließ er sie nach der Kammer voraufgehen, machte sich noch eine Stunde und mehr im Hause zu schaffen und schlich endlich, wenn er sie schlafen glaubte, hinauf, zog die schweren Schuhe am Fuß der Treppe aus und betrat die Kammer wie ein Dieb. Im Dunkeln suchte er sein Bett und wagte nicht einmal einen Blick an die andre Wand zu werfen, wo das seines Weibes stand. Wie er kam, so schlich er sich beim Tagesgrauen davon, so arm und bescheiden, als hätte er kein Recht auf die Stube und die Lagerstatt darinnen.

Der Ratsherr sah dem zu und sagte nichts. Es schien, als sei das Mädchen aus seinem Buche gestrichen, er lebte seinen Aemtern, seinem weiten Grundbesitz, Weib, Kind und Schwiegersohn schienen ihn nicht mehr zu kümmern, seit im Hause nun alles in dem Geleise war, in das er es gebracht hatte. —

Am letzten Januartage, als der Schnee draußen unter den schweren Bauernschuhen knarrte und pfiff und der Wind die Eisnadeln in glitzernden Wellen von den Dächern trug, wurde der kleine Tobias geboren. Die Furrerin und die Hofer-Vroni gingen aus und ein bei dem jungen Weibe, das den Kleinen neben sich barg und ihn fast seit der ersten Stunde eifersüchtig hütete, als könnte jemand das Kind hinwegnehmen. Zuweilen hafteten dabei die Augen der Wöchnerin voll Furcht auf der Tür. Sie erwartete einen, dessen Schritt sie schon erschreckte, wenn er von der Wohnstube heraufklang. Aber der Präses kam nicht.

Er rief die Hofer-Vroni zu sich, als das Schreien des Kindes ihm verraten hatte, daß es lebe. In

dem Augenblick war ihm klar geworden, daß er gehofft hatte, es komme tot zur Welt.

Die Frau trat ohne Scheu vor den Hartsinnigen hin.

„Weißt mir einen, der das, was da oben schreit, zu sich nehmen wollte? Nicht hier! Im Gwüest oder sonst einem verlorenen Nest. Er soll bezahlt werden, wie sich's gehört."

„Zuerst wollte ich das Würmchen doch recht auf der Welt sein lassen, Präses," sagte die Vroni furchtlos.

Er zuckte mit keiner Miene. „Wann kann man es wegnehmen?" fragte er.

„Nicht, solange es die Mutter braucht."

„Nun, so macht, daß das nicht zu lange dauert! Ich habe keine Lust zum Geduldhaben."

Das klang dumpf, fast unverständlich, und selbst Vroni erschrak vor der Gehässigkeit, die in seinem Tone lag. Kopfschüttelnd und unwirsch ging sie der Tür zu und überhörte ganz, wie der Furrer ihr nochmals auftrug, sich nach einem Kostort für den Säugling umzusehen.

Danach zögerte der Präses drei Wochen, ehe er nach der Kammer hinaufstieg, wo Rosi mit dem Kind, das sie nährte, den Tag verbrachte. Er traf eine seltsame Gruppe dort. Tscharles saß auf einer Kleidertruhe in seinen Knechtskleidern, die er noch nicht gegen bessere eingetauscht, trotzdem er auf seines Meisters Gut eingeheiratet hatte, und hielt das Kind in den Armen. Er hatte den Hut auf dem braunen Haare sitzen und mußte erst hereingekommen sein. Es sah aus, als hätte Rosi ihm just erst das Kleine in die Arme gelegt. Das junge Weib stand vor ihm, wie um das Kind mit ihrem Leibe zu decken. Sie war noch krankhaft bleich, die großen Augen glänzten und waren dunkler denn sonst. Ihre Züge bebten

in furchtbarer Erregung, ihr Leib bebte mit, Arme und Hände schlenkerten nach vorn und nach rückwärts. Neben Tscharles kauerte die Bäuerin, duckte sich, als fürchte sie Schläge, und guckte zum Fenster hinaus, weil sie nicht wagte, den Gewalthaber anzusehen, der eingetreten war.

Der Präses drückte die Tür ins Schloß und sah sich noch einmal rings um. Tscharles spielte mit seiner ungelenken braunen Tatze an den durchsichtigen Fingerchen des Kindes. Er war rot geworden, aber seine Augen hatten den alten, ausdruckslosen Schein, und er lächelte, wo die andern zitterten.

Da fand Rosi zuerst Worte. Sie schwankte einen Schritt vorwärts. „Vater, das Kind darf nicht fort.“

„Des Wigandtönis Seppe vom Gwüest ist drunten in der Stube. Sie wird es nehmen,“ gab der Ratsherr zurück. „Geh hinunter, wenn du ihr noch etwas Besonderes zu sagen hast.“

Rosis Augen wurden glasig. Das Entsetzen schüttelte sie. Endlich brachte sie mit halblauter Stimme, die ins Herz schnitt wie Hilferuf, heraus: „Vater, wenn Ihr das Kind nehmt, so könnet Ihr mich im Räfisbach suchen lassen!“

Der Bauer fuhr zurück. Der Zorn wollte ihn packen, und doch — er wußte selbst nicht, was ihn überwand. Er war sich keines Unrechts bewußt. Was er tat, tat er zur Ehre seines Hauses. Aber in diesem Augenblick ward ihm der gerade Weg schwer. Da legte Tscharles der Bäuerin das Kind in den Arm, erhob sich und trat neben sein junges Weib. Er stand linkisch da, das Blut überflutete heiß sein Gesicht. Er nahm den Hut vom Kopfe, drehte ihn in den Fingern und hatte das Aussehen eines

Bettlers, der an der Tür eines Vornehmen um ein Almosen bittet.

„Lasset uns das Kind hier, Ratsherr,“ stotterte er, „es — es soll Euch nichts kosten. Ich arbeite, daß es zu essen hat, und später — wenn's größer wird, kann es Geißen hüten gehen, — Euch aus dem Gesicht.“

Der Präses war überrascht. „Du — du bettelst noch für — daß man dir die Schande im Haus lasse?“

Rosi brach mit angstgepreßter Stimme dazwischen: „Er soll Euch nie unter die Augen kommen, der Bub. Es soll sein, als wäre er nicht im Haus. Nur nehmt ihn nicht weg!“

„Nein, nehmet — ihn nicht,“ stammelte Tscharles nach und hatte das Wasser in den Augen stehen vor lauter Mitleid.

Der Furrer verzog den Mund. Ein grimmiger Hohn entstellte sein Gesicht. Hatte er sein Mädchen einem Narren zur Frau gegeben?

Aber er gewann es doch nicht über sich, den beiden ihre Bitte abzuschlagen. Er wandte sich ohne ein Wort, nur der höhnische Ausdruck wich nicht aus den wetterfesten Zügen.

Drunten verließ des Wigandtönis Seppe nach einer Weile das Haus ohne den ihr bestimmten Pflegling.

So kam es, daß der Tobias im Hause blieb; er wurde getauft und Tscharles gab dem unschuldigen Wildwuchs seinen ehrlichen Namen. Des Tscharles Weib fing indessen an, diesem seine Barmherzigkeit und Dienstfertigkeit, alle Anhänglichkeit, die er ihr bewies, durch ein freundlicheres Wesen zu vergelten; eine Vertraulichkeit und Freundschaft sprang nach und nach zwischen beiden auf.

Dann verging die Zeit glatt. Tobias kam in

sein zweites Jahr und der Ratsherr Furrer hatte das Kind nie zu sehen bekommen. Der Bauer tat harte Arbeit und kümmerte sich nicht um die Seinen. Sein Besitz wuchs, die Fruttneller sprachen mit Ehrfurcht von ihres Präses Geldsäckel. Auch das Dorf gedieh. Aber just jetzt ging die Rede um, daß das Unglück über die Gemeinde kommen wolle. Der Bau der Bahn durchs Näfistal wurde zur Tatsache. Der Präses und der Hochwürdige predigten wider die Neuheit, die sie in die unterste Hölle verdammten, und hofften, daß die Berge sich der tollen Waghälse entledigen würden, die ihnen mit Eisen und Sprenggeschoß zu Leibe wollten. Und der Präses stellte sich an die Spitze seiner Hartköpfe als guter Sturmbock, als es einmal an Unterhandlungen mit der Bahngesellschaft ging. Jeden Fußbreit Fruttneller Boden hatten sich jene auf dem Prozeßwege zu erfechten. Im Tal ging von den Fruttnellern und ihren Obmännern kein schmeichelhaftes Gerede. Die aber ließen sich nicht beirren. Der Furrer schaffte zu dieser Zeit für seine Schar wie ein Roß, denn er war es, der immer neue Ränke fand, um der Bahngesellschaft die Arbeit zu erschweren. Kein Wunder, daß er da für die eigne Häuslichkeit keinen Blick mehr hatte.

Eines Tages jedoch, als er sich Muße nahm, auch hier sich einmal umzusehen, fand er drei Ueberraschungen. Er entdeckte, daß sein sieches, wehleidiges Weib weniger wehleidig, dafür aber kränker und schwächer geworden war. Und als er es sah, gab er der Furrerin eine Banknote hin: „Laß den Doktor kommen, einen, der etwas weiß, den vom Neudorfer Spital, der soll ein guter sein.“

Dann fiel ihm der Tscharles, sein Schwiegersohn, auf, der auf einmal brennrote Flecken auf den Wangen

hatte und hustete. Er fragte die Rosi: „Was ist mit deinem, mit dem Tscharles? Sauft er Schnaps?“ und war erstaunt, daß Rosi entrüstet verneinte und andeutete, der Doktor, der zur Mutter käme, könnte auch ihrem Manne von Nutzen sein.

Und während er mit Rosi sprach, gewahrte der Präses, daß ihm ein zweites Enkelkind ins Haus kommen wollte.

Er preßte nach diesen Entdeckungen die breite Hand an die Stirn, als schärfe er die Gedanken, die in alle Weiten gingen und nun auch in der Nähe zu tun bekamen.

Zwölftes Kapitel

Der Christen Russi und seine Mutter waren zu Fruttnellen lange vergessen. Wer hätte auch noch an die einzelnen denken sollen, da die Gesamtheit in hellem Streite wider einen äußeren Feind stand. Im „Weiler" hausten welsche Arbeiter. Baracke um Baracke wuchs dort aus dem Boden wie die Pilze im Wald, so daß der Häuserfleck sich ausbreitete und an Ansehnlichkeit dermaßen gewann, daß er sich fast mit Fruttnellen selber zu messen vermochte. Da unten wurde an der neuen Bahn gearbeitet. Das hatten die Fruttneller nicht hindern können und weder des Hochwürdigen noch des Präses Eifern hatte das Werk zu vereiteln vermocht. Mit Maschinen aller Art, mit Brecheisen und Sprengstoffen gruben sie sich den Weg durch die Steinwände. Die Fruttneller hörten den Donner der Sprengschüsse heraufschallen, die Berge zitterten dabei und warfen den Schall in dumpfem Grollen zurück. Beim ersten Schuß waren im Dorf die Weiber auf die Straße geeilt und hatten mit „Jesses" und „mein Gott" die Hände über den Köpfen zusammengeschlagen, in der Meinung, die Welt gehe unter. Jetzt waren sie es schon gewöhnt. Nur fuhr dem und jenem

noch zuweilen ein Fluch durch die Lippen, wenn die Schüsse heraufklangen und der Lärm der Arbeit das Dorf erreichte. Den „Weiler“ gaben sie als einen verlorenen Posten auf. Zwei Bauern verzogen von dort und nahmen Land und Wohnsitz zu Fruttnellen, die andern galten für Abtrünnige. Die paßten sich dem Arbeitervolke an und heimsten ihre schönen Batzen ein, die es auf mancherlei Weise zu verdienen gab. Die Fruttneller aber grollten in ihrer Höhe und lebten wie hinter Mauern. Am Räfisbachsteg ließen sie ein Holztor anbringen, ein zweites unweit vom Hochfluhhof, wo der Dorfweg aus der Tiefe heraufkam. Damit kein Vieh sich hinabverirre, seien die Tore erstellt worden, hieß es im Tal, die Fruttneller aber wußten es anders, die wollten den Werklern den Besuch im Dorf verleiden.

Anfangs kamen die Arbeiter freilich trotz der Tore zuweilen an Sonn- und Zahltagen nach dem Dorf gestiegen. Aber alle fanden übeln Empfang. Breit und klotzig standen die Bauern an ihren Türen und begafften die ungebetenen Gäste. Verlangte einer eine Auskunft oder gar eine Zehrung, so heimste er Spott oder grobe Worte ein. Im Postwirtshaus oder im „Ochsen“ gab es für Fremdvolk nichts zu holen, auch nicht gegen teures Geld. Polterte hier einer und fragte nach dem Grund solcher Ungastlichkeit, so wurde ihm die Antwort, es sei ein Ratsbeschluß, daß zu Fruttnellen Speisen und Getränke nur an Einheimische verabreicht werden dürften. Einzelne hatten das wohl oder übel ruhig hinnehmen müssen. Eines Sonntags jedoch fand sich eine starke Schar der Bahnarbeiter zusammen, um einen Gang nach dem Dorfe zu tun und sich die nötige Letzung nötigenfalls zu erzwingen. Die Bummler landeten im

„Ochsen“ und verlangten erst ruhig, dann mit nicht geringem Lärm zu trinken. In der Wirtsstube war keine Bedienung zu finden. Da machten sich die Uebermütigen selber nach dem Keller auf, hatten aber nicht lange Frist zum Suchen. Auf einmal drangen die Fruttneller Bauern zu allen Türen herein, still aber toll; ein halblautes Schimpfwort fuhr dem oder jenem in wilder Wut durch die Lippen, dann begannen die Fäuste zu reden. Wie die Stiere kamen sie an die Arbeiter, und so nervige Arme diese aufzuweisen hatten, so andauernd sie sonst Picke und Schaufel zu handhaben vermochten, die Bauern mit den Gliedern wie Granit taten gründlichere Arbeit, die gerieten über sie her wie Steinschlag von ihren Bergen. Ein paar Welsche griffen zu den Messern. Das gab ihnen den Rest. Die Besinnung schien die Dörfler zu verlassen. Sie schlugen nieder, was sie zu erreichen vermochten, ernsthaft, wie im bittersten Krieg. Es ging nur eine kleine Weile, bis die Gäste in wilder Flucht über den Weg zum „Weiler“ hinabstoben. Ein halbes Dutzend ließen sie oben liegen, und davon waren zwei, die sich nicht mehr muckſten, mit gebrochenen Schädeln.

Der Schlacht folgte eine mehrtägige dumpfe Stille. Der Präses ging ins Tal und blieb tagelang fern. Er vertrat die Sache der Dörfler vor der Regierung zu Neudorf. Und er vertrat sie gut. Wohl kam nach einer Woche eine Gerichtskommission von Neudorf herauf gen Fruttnellen gefahren und hielt im „Ochsen“ eine Untersuchung, während welcher das halbe Dorf vorgeladen und verhört wurde. Aber es erwies sich als Unmöglichkeit, unter der Menge einen oder mehrere Hauptschuldige zu finden; denn die Bauern hielten

zusammen wie die Kletten, und keiner redete jetzt, wo es jedem an den Kragen gehen konnte, dem andern zum Bösen. So fiel die Schuld auf die Gemeinschaft, und die hatte der Präses zu Neudorf herausgerissen, indem er mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für sie eingetreten war. So zottelten die Gerichtsbeamten unverrichteter Dinge wieder ab und die Klage der Arbeiter blieb erfolglos. Die Fruttneller hatten zudem ihr Ziel erreicht: es verstieg sich kein Fremder mehr ohne dringende Notwendigkeit nach dem ungastlichen Dorf.

Als der Ratsherr Furrer dieser Frucht seines Sieges just innezuwerden begann, erlebte sein Haus eine Abreise und eine Ankunft. Die Abreise ging für ewige Zeit, die Ankunft war für einen ein Menschenleben langen Besuch berechnet.

Die Verreiste war die Furrerin.

Seit manchem Tag hatte sich die kranke Frau mühsam an Stöcken hin und wieder geschleppt. Der Neudorfer Doktor kam, sah sie an und schüttelte den Kopf, nahm sie in ein Verhör und brummte, dann erhob er sich plötzlich und sagte: „Ja, wisset was, Frau, esset gut, trinket gut, lasset Euch nichts abgehen. Ihr habt es ja und vermögt es, und man weiß nie, wie lange man das, was man hat, genießen kann!“

„Heißt das, daß ich bald fort muß?“ fragte die Furrerin ganz laut und in ruhigem Ton, so daß der Präses, der in der Stube anwesend war, sie verwundert anschaute.

Der Doktor zuckte mit den Schultern „Je nun, besser wird es schon sein, wenn Ihr nichts verschiebt, was Ihr noch getan haben möchtet.“ Dann schickte er sich zum Fortgehen an und ließ sich von dem reichen

Bauern die paar Worte mit Gold aufwiegen, ehe er wieder zu Tal fuhr.

Die Furrerin aber begann, mit ihren letzten Tagen gutzumachen, was sie lange Jahre versäumt hatte. Sie wurde angesichts des Todes plötzlich mutig und gefaßt. Bis zum Tag vor ihrem Sterben klang ihr Stock auf dem Boden der Stuben und Flure und es klang fester und lauter, wie sie ihn absetzte. Sie betete viel, saß manchmal ruhig vor dem Kruzifix, das in der Wohnstube hing, und ihr Blick war dabei klar und trocken; sie hatte das Stöhnen und Klagen völlig verlernt. Oft hockte sie oben in der Schlafstube ihrer Tochter, wo der Tobias hauste, ein dunkelköpfiger kluger Bub, der „heimliche" Bub, wie ihn das Gesinde nannte, weil er vor des Ratsherrn Augen gehütet wurde, wie vor dem „bösen Blick". Da fanden der Tscharles und sein Weib die sieche Alte oft mit dem Kind in ihren Armen, dem sie, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, eine große Liebe bewies. Rosi dankte der Mutter im Innersten und Stillsten für diese schweigende Barmherzigkeit und lernte im Verlieren noch die ehren, die ihrem Herzen bisher fremd gewesen war.

Der Furrer sah sein Weib nach des Arztes Ausspruch von seiner Seite absterben. Der Mann, der etwas Großes in allem hatte, was er sann und tat, heuchelte keine Trauer um die Gefährtin, die ihm früher wenig mehr als Magd und seit ihren kranken Tagen nur eine lästige Beigabe gewesen war. Was aber Geld der Kranken zur Linderung und Stärkung zu schaffen vermochte, das bot er ihr; er befliß sich ihr gegenüber einer an dem Rauhen und Rücksichtslosen doppelt auffallenden Fürsorge und als sie sich legte und mitten in der Nacht unerwartet das Sterben

an sie kam, da brauchte er niemand, der sie besorgte, sondern tat selber seine Pflicht an ihr. Ihre brechenden Augen besagten, daß er sie wohl tat.

Von ihrem Todbett jedoch, das er ihr aufrüstete und um das er selbst die Wachslichter pflanzte, trat er am Morgen, als er die Tochter, den Tscharles und das Gesinde von dem Hinscheiden seines Weibes unterrichtet hatte, hinweg und ging an seine reichlich zubemessene Arbeit mit so großer Ruhe und so ungebrochener Kraft, daß eine böse Zunge von ihm im Dorf zu reden vermochte, seines Weibes Tod sei ihm kaum mehr, als wenn er sich ein Stäubchen vom Aermel gewischt hätte.

Noch lag die Leiche der Furrerin aufgebahrt und herausgeputzt, wie es der reichen Bäuerin zustand, in einer der Schlafkammern, als sich dem Hause schon die kleine Lücke füllte, die ihr Tod gerissen hatte. Rosi schenkte dem Tscharles, ihrem Mann, einen Buben.

Als das Kleine droben in der Schlafstube zum erstenmal schrie, stand der Tscharles an der Tür und wischte sich mit den hartgearbeiteten Fingern die hellen Tränen aus den Augen. Es kam zum erstenmal etwas wie Stolz über ihn, darum, daß er des Hochfluhhöflers Schwiegersohn war, und das Bewußtsein, daß *sein* Kind da innen Laut gebe, machte ihn ganz schwindlig vor Glück.

Noch einer hörte die Stimme des Neugeborenen. Der Ratsherr Furrer saß arbeitend in seiner Stube, und als die Hofer-Vroni kam, ihm die Neuigkeit anzusagen, gab er nur durch ein wortloses Nicken zu erkennen, daß er verstanden habe. Als sich dann aber die Tür hinter der Botin wieder geschlossen hatte, kam Unruhe über ihn. War ihm da nicht der Erbe geboren worden!?

Es war schon am folgenden Morgen, gerade noch ehe die Leidtragenden sich versammelten, um die Leiche der Furrerin in Empfang zu nehmen, daß der Präses seiner Tochter einen Besuch machte. So plötzlich kam er über die Kindbetterin, daß ihr nicht einmal Zeit blieb, den Tobias zu flüchten, der inmitten der Stube auf einem Schemel saß und plaudernd und jauchzend mit Holzspänen spielte. Auf einen Wink des jungen Weibes warf Vroni ihre Schürze über das Kind und trug es ins Nebenzimmer. Des Bauern Stirn hatte sich jäh gefaltet, als sein Auge auf den Tobias gefallen war, aber gleich darauf sah er starr und als suche er etwas, durchs Fenster hinaus. Er versagte sich die Zornworte, die ihm auf der Zunge gelegen hatten. Als dann Vroni den Knaben weggebracht hatte, trat er ganz freundlich an Rosis Lager und sprach mit ihr wie in den wenigen guten Stunden vergangener Zeit, da er an seinem heranwachsenden Kinde noch Freude zu haben Zeit gefunden hatte. Nach einer Weile beugte er sich, wie zufällig, aber heimlich von mächtiger Anteilnahme bewegt, über den Kopf des Neugeborenen und tat einen langen Blick auf ihn.

„Wie soll er heißen?“ fragte er Rosi.

„Wir wollen ihm Euern Namen geben,“ beschied ihn diese und sah ihn scheu an.

Sein Gesicht schien wie von einem leisen Lächeln überflogen. Dann sagte er: „Hab Sorge zu dem Bub und zu dir,“ und verließ die Stube.

Als er einige Tage später zum zweiten Male nach dem kleinen Felix sah und Rosi schon darum sich kaum von ihrem Erstaunen zu erholen vermochte, legte er mit eignen Händen dem Kind ein goldenes Kettlein mit einem Amulett um den Hals.

Als hätte er damit sich in allem erschöpft, was seine Natur an Liebesbeweisen zu geben vermochte, ließ er sich danach nie mehr in der Oberstube blicken und begnügte sich damit, manchmal über den Mahlzeiten den Tscharles trockenen Tones zu fragen: „Dem Kind wird's gut gehen?"

Der errötete jedesmal, es war ihm, als ob er ein Unrecht täte, wenn er dem Bauern den Bescheid gab: „Ja, es wächst und ist stark!" und sagte von dem andern Kind nichts, das seinem Weibe just so am Herzen lag und selbst ihm lieb war wie sein eignes Blut.

Der Präses ging nun erst recht in der Sorge um seine Güter und sein Dorf auf. Immer starrer begannen sich unter seiner und des Hochwürdigen Führung die Fruttneller von den Fremden, die seit dem Bahnbau wie eine stehende Armee im Lande waren, abzuschließen. Selbst der Verkehr mit der Talschaft wurde lau, die Starrköpfe unter den sieben Zacken gedachten zu zeigen, daß sie in ihrem Heimbereich keines andern bedurften. Der Präses tat überdies alles, um seinem Dorf den Ruf der Wohlfahrt zu erhalten; es wurde erzählt, daß er zu zweien Malen tief in seine eigne Truhe gegriffen habe, um arme Kleinbauern von drückender Schuldenlast und drohendem Ruin zu retten. Sein Geld ging unter seine Dörfler, er war für die Fruttneller der einzige, alles vermögende Geldbarleiher und just, weil im Dorfe wenige waren, die ihm nicht als ihrem Gläubiger verpflichtet waren, wuchs sein Einfluß so, daß sie ihn im Tale den Landvogt nannten.

In dieser Zeit war zu Fruttnellen ein Abtrünniger, einer, der zu den verpönten Fremden überlief und seine gesunden Arme, die im Dorf Arbeit genug

gefunden hätten, in den Dienst der „Bähnler“ stellte. Das war der Nager-Lieni.

Der Gemeindeschreiber war längst gesund geworden und hatte sein Amt wieder übernommen, so daß der Lieni bei dem Präses nichts mehr zu suchen hatte. Als er den Bericht von seiner Entlassung seinem Vater heimbrachte, kam dem ein seltenes Rot in die hageren Wangen. Er setzte sich auf seinen Fensterstuhl und starrte lange wortlos durch die Scheiben.

Am andern Morgen machte sich der Columban Nager auf die Suche nach einem Dienst für seinen Buben. Es war ein Sonntag und nach der Messe waren die Bauern am ehesten zu treffen. Er traf den Göhrig-Jost zu Hause und den Meier-Kaspar an der Straße und beide waren geneigt, den Lieni in Haus und Dienst zu nehmen. Aber als der Lehrer am gleichen Abend den Lieni vor die Wahl stellte, zu welchem der beiden Bauern er sich verdingen wolle, schnitt der ein saures Gesicht, rutschte auf dem Stuhl hin und her und erklärte endlich störrisch und verstockt, daß ihm weder der eine noch der andre Dienst behage, daß er sich schon selber nach Arbeit umsehen wolle. Und als er sah, daß der Vater auf ihn einzureden Miene machte, lief er weg, wie er es von da an immer tat, wenn ihn der Alte mit ernster Mahnung fassen wollte. Es kam dann für den Columban eine Zeit bitterer Sorge um seinen Einzigen, der Lieni wollte nicht aus dem Hause. Er arbeitete, was die kleine Wirtschaft mit sich brachte, verdingte sich auch manchmal auf Taglohn, aber ein rechtschaffenes und regelmäßiges Brot behagte ihm nicht. Auch kam die Zeit, da man ihn häufig im Postwirtshaus sah, und da man von dem „schönen

Lieni“ allerlei unschöne Dinge munkelte, von denen es gut sein mochte, daß sie nicht zu Ohren des einsamen Schulmeisters kamen. Als aber dieser seinem Buben keine Ruhe ließ, sondern ihm täglich, und wo er ihn zu packen und festzuhalten vermochte, ins Gewissen redete, stieg der Lieni eines Tages in der heiligen Gottesfrühe zum Weiler hinab und stoffelte erst spät abends mit einem schweren Kopf und auf unsicheren Füßen zurück in die Strahlegg-Hütte und nach seiner Kammer. Er wagte an demselben Abend sich nicht mehr vor dem Vater zu zeigen, aber am folgenden Morgen teilte er dem Columban mit, daß er sich bei der Bahnbauunternehmung für guten Lohn verdungen habe. Dieser dachte im ersten Augenblick nur daran, daß sein Bub arbeiten wolle, und stimmte fast freudig dem Entschluß zu.

Der Präses schreckte ihn bald nachher aus seiner anfänglichen Zufriedenheit. ‚Was er denke, seinen Buben zu dem fremden Hudelpack in Dienst und Löhnung zu tun.‘ Mit dieser schroffen Anfrage stellte sich der Hochfluhhöfler grußlos bei dem Nager ein. Es war aber nichts mehr an der Tatsache zu ändern, Lieni hatte sein Dinggeld und war schon in seinen Dienst eingestanden. So ließ Columban die schwere Strafrede des Präses über sich ergehen, wie später den Spott und den Zorn der übrigen Dörfler, und hatte nach allem mehr Sorge, ob sein Bub da unten recht tue, als Scham über seinen Abfall von der Schar der Einheimischen.

Der Lieni galt aber von da an als verfemt, wie die „Bähnler“ selber, und tat besser, sich zu Fruttnellen nicht mehr zu zeigen; es trieb ihn auch nichts dahin zurück. Columban stieg allwöchentlich

einmal nach den Weilerhäusern hinab, um nach seinem Buben zu sehen, und mit jedem Male schien ihm der Weg saurer zu werden, mit jedem Male war das Gesicht trüber, das er zum Dorf zurücktrug. In diesen Tagen wurde das blonde Haar des alten Mannes weiß.

Dreizehntes Kapitel

Die Bahnarbeiten rückten weiter und weiter. In diesem Jahre, dem zehnten des Baues, durchschlugen sie den Tunnel, der wenig oberhalb Fruttnellen in Schlingenform in den Berg eingebohrt worden war, um eine große Steigung zu überwinden. Der Hochfluhhöfler hatte einmal, vor ein, zwei Jahren, wohl oder übel nach dem Weiler hinunter müssen, um mit den Bahnunternehmern über die Abtretung eines Holzschlags zu verhandeln. Da mußte er zum erstenmal und fast wider Willen einen Einblick in die Anlage des gewaltigen Werkes tun und tat danach auf des Hochwürdigen Stube zu diesem die Aeußerung: „Möchten nun die Fremden da unten noch so sehr das Unglück sein für das sonst so stille und heimelige Land, was sie da schafften, sei etwas ganz Großes, wie er, der Ratsherr Furrer, es nie gesehen und für möglich gehalten!“

Wie das Werk der vielen Hände wuchs und zur halben Vollendung gediehen war, so waren im Hochfluhhofe die beiden Buben herangewachsen. Was zählt ein Jahr im Leben der Alternden! Dem Hochfluhhöfler, dem die Tage und Wochen nie lang genug waren, der in seiner rastlosen Arbeitslust sich nicht genug tun konnte, erschienen die Jahre zu kurz.

Wenn er seinen Enkel, den Felix, ansah, dann wußte er, wie sie gingen. Er selber stand noch immer aufrecht in den Schuhen, obwohl er den Sechzigen schon nahe war, und das volle Haar wie die Brauenbüschel jene Eisfarbe annahmen, die dem schneeigen Menschenwinter vorangeht. Aber der Bub, der Felix, schoß auf wie die Esche; der Furrer staunte ob dem Jungwuchs neben sich.

Felix stand nun im zehnten Jahr, er war ein gerader Bursch, zu weichgliederig für einen Bauern, wie der Furrer meinte, und mit einem Gesicht, das — aus einem Rock lugend — just sowohl einem Mädchen hätte angehören können. Er glich dem Tscharles aufs Haar, hatte dieselben feinen Züge und dasselbe weiche, braune, leichtlockige Haar; aber Gott sei Dank, sagte der Ratsherr, er war nicht so blöd und waschlappig wie der Vater. Er lernte brav bei dem Nager, der noch immer amtete, und zeigte in der Schule und daheim einen klaren fröhlichen Kopf, weshalb ihm der Präses nicht gram war. Aber anders hätte der seinen Enkel doch gewünscht, der Bub war ihm zu wenig aus seinem Holz!

Dem Vater konnte Felix nun freilich schon seit einem Jahre nichts mehr abgucken. Denn seit der Zeit lag Tscharles schon oben an der Fruttnellenkapelle oder hatte es vielleicht anderswo in der ewigen Herrlichkeit noch besser, als er es auf dem Hochfluhhofe gehabt hatte. Der Arzt, der vor manchem Jahr die kranke Furrerin untersucht hatte, hatte damals auch seine Meinung über deren Schwiegersohn geäußert und gemeint, er habe den „heimlichen Stich". Da möchte es nun sein, daß er schon bald sein junges Weib und sein Kind verlassen müsse, es möchte aber auch geschehen, daß der heimliche Feind nur langsam

seine Kraft verzehre und ihm noch ein paar Jahre des Lebens schenke. Der Tscharles lebte dann länger, als der Arzt es für möglich gehalten, er hustete viel, konnte manchmal des Nachts vor Schmerzen und Atemnot nicht schlafen, aber sonderbar, der Mensch, der Entbehrungen gekostet, nun aber, nach seinen bescheidenen Begriffen, Ueberfluß eingetauscht hatte, dachte kaum seiner körperlichen Leiden, da ihm sonst alles so nach Wunsch ging und er so gar nichts zu sorgen hatte.

Als Tscharles sich hinlegte, um nicht wieder aufzustehen, standen zwei Kinder an seinem Bett; er verlangte von beiden Abschied zu nehmen. Der blöde Gesell, der im Leben nichts gewesen war als ein williges Werkzeug, dessen Gutmütigkeit kaum mehr Tugend zu nennen gewesen war, der war im Sterben ein rechter Mann, und Rosi, sein Weib, hielt ihm um seiner letzten Stunden willen ein doppelt gutes Andenken. Er ließ sich zu einer Tageszeit, da er den gefürchteten Bauern aus dem Hause wußte, die beiden Buben bringen, den Hochfluhhoferben, den Felix, seinen eignen Sprossen, der unten an des Bauern Tisch schon jetzt in seinem Rechte saß, und den andern, den „Heimlichen“, der in den Ställen bei den Knechten aufwuchs oder am Morgen aus dem Haus kam und sich nachts wieder einschlich, den Tobias. Und legte seine Hände, an denen nichts mehr als Haut und Knochen war, beiden zugleich auf die Häupter und bekam um beide feuchte Augen, als ihm einfiel, daß er Abschied nehmen wollte. Und obwohl er kein Redner war und in all seiner Dummheit viel Linkisches hinschwatzte, ehe einmal ein klares Wort kam, wußte er doch an dem Abend zu sagen: „Du

bist der habliche, Felix, aber der schwache; du, Tobias, hast Kraft, aber du wirst ein armes Knechtlein werden. Haltet zusammen, dann ist euch beiden geholfen!"

Ob ihn die Knaben verstanden oder nicht, er legte ihre Hände ineinander und hielt sie mit seinen beiden so fest, daß Rosi nach einer Weile Mühe hatte, die kalten Finger des plötzlich Gestorbenen von den beiden warmen Bubenhänden zu lösen. Und waren den Buben die Worte vergessen gegangen, der Druck der toten Hand blieb ihnen und das Bewußtsein, daß sie ihn zusammen gefühlt hatten.

Der Tscharles ließ keine Spur zurück. Sie hatten ihn begraben, wie es einem vom Hochfluhhof zukam, mit allen Ehren unter großem Geleite, aber das hatte ja doch dem aufrechten Bauern gegolten, der mit dem braunlockigen Buben hinter dem Sarge herschritt. Dem Furrer fiel es nachher, als er in seiner mächtigen Wohnstube stand, ein, daß es leerer sei auf dem Hof, denn zu früheren Zeiten. Der große Raum, die Stube, sah fast niemand mehr als ihn und den Buben, den Felix. Rosi wohnte oben und ließ sich seit ihrer Heirat selten mehr blicken, und er, der Hochfluhhöfler, hatte sich all die Zeit her auch nicht groß gekümmert, ob sie ihm nahe kam oder nicht. Er und die Rosi und der Bub, die waren nun noch übrig, und — da fiel ihm auch der andre wieder einmal ein, der, den sie den „Heimlichen" nannten. Wie gut sie den zu verstecken wußten, daß er ihm zwölf lange Jahre hindurch nie in den Füßen gewesen, kaum unter die Augen gekommen war! Manchmal, wenn er nach den Ställen schritt, um dort nach dem Rechten zu sehen, sah er etwas ihm aus dem Weg huschen, rasch, behend, so daß ihm

nicht Zeit blieb, des Knaben Gesicht zu erkennen. Einmal, da seine festen Tritte ihn nicht schon von weitem verraten hatten und er zur Melkzeit plötzlich über die zwei Kühknechte gekommen war, hatte er im dunkeln Hintergrund des langen Stalles einen Buben verschwinden sehen; Stroh hatte geraschelt, und der alte Marti, der Gnadenbrotknecht, war unter seiner Kuh hervorgekrochen und hatte sich zwischen den Bauern und jenen Strohhaufen gestellt. Des alten Mannes Glieder hatten geschüttelt, er war furchtsam geworden auf seine späten Tage, und mit allerlei törichtem, ungeschicktem Geschwätz, aus dem die tödliche Verlegenheit klang, hatte er den Furrer von dem Strohhaufen fernzuhalten gesucht. Der hatte ihm auch den Gefallen getan und dem Rascheln nicht nachgeforscht, geschah es doch nach seinem Willen, daß ihm der Bub nicht unter die Augen kam.

An einem Orte hätte der Präses den Tobias sicher treffen können, wenn er danach verlangt hätte: in der Schule, die der alte Nager hielt. Er wußte, daß der Bub hinging, daß er sein Mittagbrot bei dem alten Lehrer nahm, damit er tagsüber sich nicht in der Nähe des Hofes zeige; hätte er es nicht gewußt, so würde der Felix es verraten haben, den er einmal über seine Schulleistungen ausgefragt hatte.

„He, du, Bub," begann er bei Tische das Gespräch, „lernst auch etwas in der Schule? Kannst deinen Namen schreiben? Und weißt, was zwei und zwei ausmachen?"

Felix erhob die hellbraunen Augen keck und lachend zum Großvater und sagte: Ja, er könne schon mancherlei, und der Letzte sei er noch lange nicht!

„Aber auch nicht der Erste?" warf der Rats-

herr hin und verzog den harten Mund zu einem Lächeln.

„Das nicht,“ gab darauf der Bub kleinlauter zu.

Da hatte der Bauer die Neugierde, nach dem Ersten der Schule zu fragen, und war erstaunt, als der Bub stockte und rot wurde bis über die Ohren. Endlich stotterte dieser verlegen: „Der Tobias.“

Das Löffelklappern am Tische ruhte wie auf ein Zeichen. Rote Köpfe neigten sich über die Teller. Eine und die andre Magd blickte verstohlen nach dem Gesicht des Bauern, vor dem jener Name nie genannt wurde. Er polterte aber weder los, noch versank er in sein gefürchtetes Stillschweigen, ob dem jeweilen dem Gesinde der Hunger verging. Nur seine Stimme war vielleicht schärfer, als er zu dem Knaben sagte:

„Wie ich noch gelernt habe, hat mir keiner vor sein dürfen. Ich meine, du könntest dir das auch merken!“

Der Präses konnte es aber nicht hindern, daß ihn selber seit jener Zeit eine Art Verlangen angekommen war, den „Heimlichen“ einmal zu sehen. Was war es gewesen, das er von dem Tobias gehört hatte? Nichts Großes noch Besonderes, nichts, als daß der Bub in der Schule kein Fauler war; aber sein Interesse war geweckt. Da führte ihn der Zufall mit dem „verschüpften“ Buben zusammen.

Es war Sommer. Zu Fruttnellen lagen alle Matten geschoren, und die Bauern waren im Schweiße ihres Angesichts alle Tage aus. Nur der Nager hatte Ruhe; die Schule war für die heißen Monate geschlossen. Die Sonne stand sieghaft über dem Tal, die Hitzfäden zitterten in der Luft, und der Himmel

blendete das Auge in seiner schimmernden Bläue. Die Hirten brachten ihr Vieh in die höchsten Alpen, wo keine Bäume Schatten spendeten, aber der Hauch naher Gletscher Kühlung gab.

Als der Hochfluhhöfler von seinem weiten Besitz die letzte Bürde Heu glücklich eingetragen hatte, nahm er sich einen Mußetag. Nicht, daß er ans Ausruhen dachte, aber nach dem heißen Tagwerk auf den Matten und Halden gelüstete ihn nach einer schärferen Luft, und er dachte daran, auf der Seelialp zum Rechten zu sehen, wo zwei seiner Knechte seine starke Herde weideten. Er sprach zu Hause nicht lang davon. Eines Morgens stand er vom Frühstück, über dem sie schon bei Taggrauen saßen, früher denn gewöhnlich auf, hing den Rock über die Schulter, stülpte sich den zertragenen Alltagsfilz auf und sagte, sich halb zum Tische zurückwendend:

„Ihr braucht dann mit dem Essen nicht zu warten, ich gehe zur Alp!"

Es war ihm, als erblaßte die Rosi bei seinen Worten und als habe sie ihm noch etwas zu sagen, aber er achtete nicht darauf, sondern verließ Stube und Haus und schritt hinweg.

Er stieg durch das Dorf bergan, wandte sich dem Fruttneller Tal zu, kam an die Strahlegg-Hütte, wo just der Lehrer aus seinem Geißstall trat und, mit der Hand seine schlimm entzündeten Augen schattend, ihn mühsam erkannte und grüßte.

Der Furrer verhielt den Schritt; es gelüstete ihn, den Alten nach seinem Kostgänger, dem Tobias, zu fragen, aber der Stolz verwehrte es ihm. Mit einem prüfenden Blick auf das Gesicht des Lehrers sagte er:

„Eure Augen haben geschlechtert, Lehrer! Ihr solltet etwas tun."

„Ja, ja, ich weiß schon," nickte Columban zurück. „Ich habe auch schon allerlei versucht, aber es hilft nichts und einen Doktor zu fragen, da braucht's Geld!"

Den Furrer kam das Mitleid an. Er sagte fast freundlich: „Ihr solltet doch zu einem Doktor. Ich will Euch helfen dazu, wenn Euch die Kosten zuviel werden!"

Der Nager lächelte. „Hm, hm, es wird schon wieder besser werden, und dann —" er richtete seine Augen nach dem tiefblauen Himmel — „der Doktor da oben wird schon wissen, wo es hinaus soll, hat der sie krank gemacht, kann sie kein andrer gesund machen!"

Der Präses zuckte die Achseln, grüßte und schritt fürbaß. Er stieg weiter ins Tal hinein, überschritt den Fruttnellerbach auf einem schmalen Holzsteg und wanderte über einen Waldweg an dem der Strahlegg-Hütte querüber aufstrebenden Seeliberg hinan, seiner Alp entgegen. Alte, mächtige Tannen wurzelten an der Halde, wie sie gleich stark sich in wenigen Bergwäldern fanden. Ihre Wurzelklammern schauten aus dem kargen, trockenen Boden, griffen unter gewaltige graue Blöcke und umspannten ragende Felsen. Durch ihre dunkeln Kronen fiel das Tageslicht; gleich goldschimmernden Leitern hing es da und dort aus dem Düster der Nadeln nieder auf den Boden, daß der graugelbe Grund aufleuchtete und warm erschien wie das pergamentene Antlitz eines überalten Menschen, dessen Starrheit ein Lächeln mildert. Zuweilen war ein heimliches Rieseln unter den Blöcken und Steinen, es fanden sich grüne Moosstellen inmitten des toten, von dürren Nadeln besäten Grundes. Der Wald war voll junger, plötz-

lich ersprudelnder und wieder versiegender Quellen. In den grünen Oasen leuchtete es wie Blutstropfen unter dem Kurzlaub hervor; die Erdbeerstauden trugen Frucht.

Der Hochfluhhöfler stieg bergan wie ein Junger, er hatte die Weste aufgeknöpft und das Kragentüchlein gelöst, der Wald lichtete sich nach oben, und die Sonne brannte herein. Der Bauer klomm durch eine breite grüne Schrunde empor, der Wald blieb zurück, bald lag er unter ihm wie ein schwarzdunkles Meer von Nadelkronen. Die Luft wehte schärfer, eine wunderbare Reinheit erfüllte die Höhe und ringsum tauchten aus dem Walde die kahlen Steinschroffen, die mächtigen Berghäupter und die weißen, im Sonnenfeuerwerk gleißenden Firne auf. Nach drei Stunden steten Ansteigens erreichte der Furrer die Höhe, wo sich, von zwei Schneespitzen gleich Wachttürmen überragt, die Seelialp weit nordwärts zog. Wie ein ausgetrocknetes Seebecken lag die weite grüne Fläche da und wo inmitten in der Einsattelung sich eine zweite kleinere Vertiefung zeigte, von da schimmerte es blau und still herüber, als sei ein Stück des strahlenden Himmels mitten hinein in die Grasfläche gesunken und werfe seinen Schein zurück. Das war das Seeli, von dem die Alp den Namen trug, ein stilles, seltsames Gewässer, darinnen sich selten eine Welle regte. Es hatte weder sichtbaren Zufluß noch ein Abwasser und doch stand es den ganzen Sommer voll kristallklaren Wassers, bis der Spätherbst seine Eisdecke darüber legte und der Winter seine Schneemassen über See und Alp türmte.

Der Furrer tat einen Schnaufer, als er sein Wegziel vor sich sah, dann ließ er seinen Rock zu Boden gleiten und setzte sich ins Gras. Er zog eine

Pfeife hervor, stopfte sie und begann ein Dampfen. So tat er nur, wenn ihm wohl war und der Unermüdliche sich einen Feiertag gönnte; die Pracht des Morgens stempelte ihm den Tag dazu, er hatte selten Muße, seine Heimat schön zu finden. Während er rauchte, ließ er seine Blicke über die Alpfläche gehen. In einer fernen Ecke, wo einer der beiden Bergkegel noch Schatten warf, sah er seine Herde weiden. Auch die Sennhütte stand dort und es war ihm, als unterscheide er einen der Knechte, wie er geschäftig aus und ein ging. Manchmal drang das kurze, windvertragene Läuten einer der Kuhglocken bis zu ihm herüber. Dann schallte plötzlich nahe und deutlich das Jauchzen und Jodeln einer Knabenstimme. Der Hochfluhhöfler horchte auf. Das mußte der Geißbub sein und die Stimme tönte, wie wenn er irgend einen Teufelsstreich vorhätte. Sie waren immer auf Streiche aus, die Nichtsnutze, ließen das Vieh sich an allen Wänden versteigen und schlugen die Zeit mit Dummheiten tot! Der Bauer und Herr regte sich in ihm, er erhob sich und spähte um sich. Er sah die Geißen hoch oben an einer Steinhalde ziehen, auch den Buben meinte er dabei zu sehen; aber — er mußte sich doch getäuscht haben: der Lauser trieb sich am See unten herum. Er sah, wie dort einer auf dem Bauche am Uferrand lag und mit dem nackten Arm im Wasser herumruderte! Ein schöner Hirt der! Dem wollte er kommen! Er nahm seinen Rock auf, biß die Zähne fester in die Pfeife und schritt über die weiche Matte. Der am See sprang auf, tat einen Schrei, daß er von der Wand im Osten jubelnd zurückgellte, aber er wandte sich nicht um und gewahrte den Furrer nicht, der ihm näher und näher rückte. Und plötzlich riß er sich, der nur

in Hose und Hemd stand, die paar Hüllen vom Leibe, tat einen neuen Jauchzer aus junger, gesunder Lunge und warf sich in das blaue kühle Wasser, daß es weit in die Matte spritzte.

„Lauser," knurrte der Präses. Und als er es gesagt hatte, stockte er plötzlich. Der Bub im See hatte das Gesicht dem Ufer zugewandt. Das Gesicht gehörte des Bethlis Hannes, dem Geißbuben, nicht. Im nächsten Augenblick wußte der Furrer, wer der Bub war. Seine Brauen standen auf schlimm Wetter, er schaute sich nach einem Block um, als müßte er vor jenem sich verstecken, der aber hatte ihn schon erblickt und tauchte unter, um an einer entfernteren Stelle den dunkeln Kopf wieder aus dem Wasser zu heben und nach seinen Kleidern zu schielen.

Der Präses klopfte seine Pfeife aus. Das Rauchen schien ihm plötzlich verleidet. Der Kopf saß ihm steif im Nacken, als er an den Seerand trat.

„Willst dir den Tod holen in dem Frostwasser?" redete er laut den Buben an.

Der tat ein paar Züge nach der Stelle hin, wo er stand, und stieg stumm und gehorsam aus dem Wasser. Der Blick des Bauern glitt über seinen wohlgeformten Leib und der Kraftwuchs freute ihn. Hart und dick standen die Muskeln an Armen und Beinen heraus, und dennoch lag ein großes Ebenmaß über dem Körper. Die Brust war wölbig, und die Achseln traten zurück, wie bei einem gedrillten Soldaten. Der Bub fuhr, triefend, wie er stand, in die Kleider, vergrub die Fäuste in den Taschen und machte Miene, sich davonzumachen.

„Du bist der — der Tobias?" fragte der Präses.

Da blieb der Bub stehen, einige Schritte von ihm ab, und wendete ihm das Gesicht zu.

Als der Furrer dieses sah, mußte er an sein eignes Bild denken, das in seiner Schlafstube hing. Es fiel ihm ein, daß er einmal gelesen hatte, in den Enkeln fänden sich die Großväter wieder. Dann aber ersah er das schwarze Haar und die noch schwärzeren Brauen, die über der Nase zusammengewachsen waren. Da mußte er sich des Christen erinnern. Der grimme Zorn faßte ihn an, etwas wie Ekel vor dem unehrlichen Kinde mischte sich in diesen, aber ein neues Gefühl trat hinzu, das weder Zorn noch Ekel war und ihn zu dem Buben hinzog.

Tobias hielt die Augen groß auf das Gesicht des Bauern gerichtet, es schien, als verstehe er das Zögern, das den schweigen ließ. Die Augen waren schwarzgrau und ausdrucksvoll; sie erschienen klar und scharf unter den starken Brauen und wiederum gaben ihnen diese einen unkindlichen, düsteren Blick.

„Was tust du da heroben?“ fragte der Furrer endlich in einem grollenden, herrischen Ton.

„Ich habe Ferien,“ sagte der Tobias. Er hatte keine Hintergedanken dabei, aber der Präses hörte aus seinem Ton, daß dem Jungen hier oben wie dem Vogel sei, der dem Käfig entkommen.

„Hast es denn so schlecht, daß es für Ferien anschaust, wenn du aus dem Hochfluhhof fort bist?“

Einen Augenblick war der Tobias um die Antwort verlegen. Dann zuckte er die Achseln. „Ich bin halt gern da oben,“ sagte er.

„Weil du nicht schaffen mußt, weil du der Schule los bist, gelt?“ sagte bitter der Präses, obwohl er wußte, daß er dem Buben unrecht tat.

Tobias zahlte ihm heim. „Nein,“ gab er mit einem Aufblitzen der Augen Bescheid, „aber weil ich mich hier nicht vor Euch zu verstecken brauche.“

Der Widerspruch griff den Bauern seltsam an. „Warum versteckst dich denn?“ fragte er, als ob er es nicht wisse.

„Weil Ihr mich nicht sehen wollt,“ gab der Bub zurück. Und als der Präses stand und seine erloschene Pfeife wiederum in Brand zu setzen sich anschickte, fragte er:

„Kann ich jetzt gehen?“

„Ja, aber mit mir,“ beschied ihn der Furrer, „wir gehen zur Hütte hinüber.“ Der Tobias senkte den Kopf und schlenderte hinter dem Bauern her, der am Seeufer hin und der Schattenhütte entgegenschritt. Auf einmal kamen sie in ein Gespräch. Der Präses fragte nach dem Vieh und ob es gesund sei. „Aber was wirst du wissen?“ setzte er spöttisch hinzu. Der Tobias zeigte, daß er nicht faulenzte. Er wußte jedes Haupt der Herde zu nennen, lobte und tadelte wie ein erfahrener Knecht. Der Präses schielte seitwärts nach dem nach Knabenart Redeeifrigen, der hielt die Augen am Boden im Weiterschreiten; aber er hatte keine Scheu mehr vor dem Gefürchteten, dem er sonst nicht unter die Augen gehen durfte. Einmal blieb er stehen und hob den klaren Blick.

„Ihr, Großvater!“

Der Furrer schaute ihn an, die Anrede berührte ihn sonderbar, er war ungewiß, ob er sie als Frechheit zurückweisen sollte oder — ob sie ihn freute.

„Was ist?“ fragte er den Buben dann.

„Den Goli, den solltet Ihr fortschicken, der lugt nicht recht zum Vieh. Er hat den Schnaps zu lieb, und er ist grob; das junge Maisrind hat er mit einem Knüttel getroffen vorgestern, daß es lahm geht.

Und melken tut er, wenn er mag, und wenn die Milch schon halb vom Euter rinnt."

Das Gesicht des Bauern verhärtete sich wieder. „Kümmere dich um das, was dich angeht. Der Joseph wird schon reden können, wenn er über den Goli zu klagen hat, das ist nicht deine Sache, Gäxnasiger!" *)

Die Wangen färbten sich dem Tobias.

„Der Joseph tut kein Maul auf," sagte er heftig. „Der hat Angst vor dem Goli. Einmal hat er ihm zureden wollen, da ist er aber an den Letzen gekommen. Den Tod hat ihm der Goli versprochen, wenn er ihm drein redet oder ihn verrät!"

Der Bub blieb stehen. Seine Gestalt zitterte erregt. Es war ihm anzusehen, daß er nicht aus Klatschsucht geredet hatte, sondern weil er zum Schweigen zu ehrlich war. Jetzt wandte er sich ohne ein weiteres Wort und stieg die Halde hinan und der Steinschrunde zu, wo die Geißen weideten und der Hirtenbub jodelte.

Dem Präses war es, als hätte er wie zur Schulbubenzeit einen Rüffel bekommen. Er war in keiner guten Laune, als er die Hütte erreichte. Die Knechte hatten ihn kommen sehen und taten, als hätten sie das härteste Tagwerk und der Tag wäre ihnen zu kurz dazu. Mit einem barschen „Gut' Tag!" trat der Bauer in die aus vier rohen Steinschichten gefügte, rauchige Hütte. Er mußte sich tief bücken, damit er den Kopf nicht an das niedere Dach schlage. Auf einem der steinernen Käselager ließ er sich nieder und schaute sich um. Joseph, der Vorknecht, maß die früh gemolkene Milch aus. Der Goli hockte auf der Heudiele und schüttelte das Schlafheu auf.

---

*) Gäxnasiger = Vorlauter.

„Ist das Vieh zuweg?" fragte der Furrer den Joseph, der ein älterer schmächtiger Mann und seit langem in seinem Dienste war.

„Ja, gewiß," gab der einsilbig zurück und rührte weiter.

Da klirrte dem Goli auf seiner Diele etwas unter den Händen. Der Furrer schaute hinüber.

„Gib her den Schnaps," befahl er in jenem Ton, der den Knechten schlecht ins Ohr klang und dem keiner widersprach. Der Goli streckte die nackten Füße auf den Boden und kroch herab. Er war ein baumlanger Gesell in Fetzenkleidern, aber mit Gliedern, die von roher Kraft zeugten.

„Wollt Ihr etwa davon haben?" grinste er den Furrer an mit seinem gemeinen Gesicht, in dem die Verlegenheit stand.

Der Präses legte die Finger um die ihm entgegengestreckte Flasche und tat einen Schritt nach dem Hüttenausgang. Dann zerfuhr das Glas an einem Stein.

„Kaib!" schimpfte der Goli.

„Hast etwas zu sagen?" kam der Furrer zurück. Seine Augen wetterleuchteten unter den Brauenbüscheln. „Treib das Vieh zusammen, ich will zum Rechten sehen," herrschte er dann den Knecht an, der zu schweigen für gut fand und sich entfernte.

Der Hochfluhhöfler nahm darauf den Joseph scharf ins Examen und hörte bestätigt, was Tobias erzählt hatte.

Vierzehntes Kapitel

Als der Hochfluhhöfler von der Seelialp zurückkam, schickte er dem Joseph einen Zuknecht hinauf, der Goli holte sich schon am folgenden Tag im Hofe seine Batzen und war am längsten Knecht beim Präses gewesen. Dieser ließ nichts über seine Alpfahrt verlauten; er, der auf eignen Füßen feststand, brauchte weder Rat noch Hilfe und schwieg sich über alles aus, was er im stillen plante und beschloß. Vielleicht hätte ein Scharfsinniger bemerken können, daß er seit jenem Tage zuweilen in ein plötzliches Sinnen versank, als verarbeite er in sich einen Gedanken, der ihn länger beschäftigte, als der tatkräftige Mann sonst brauchte, um zu einem Entschluß zu kommen. Auch hing manchmal über den Mahlzeiten sein Blick mit scharfem und nachdenklichem Forschen an dem Gesicht des Felix, als stelle er Vergleiche mit andern Knabenzügen an. Aber er verriet mit keinem Wort, was ihn bewegte. Um so plötzlicher traf es das Gesinde und das verwitwete Weib, die Rosi, was der Hochfluhhöfler nach Wochen befahl.

Es war eines Vormittags. Rosi sah in der Wohnstube zum Rechten und schickte sich an, nach ihrem eignen Gemach hinaufzusteigen, als der Präses

früher als es seine Gewohnheit war aus der Ratsstube trat und sie zurückrief. Sie gehorchte. Sie hatte noch immer das scheue, gedrückte Wesen an sich, das ihr seit ihrem Unglück anhaftete. Sie alterte rasch. Ihr Gesicht war verblüht, schwere Striche waren über ihre Stirn gezogen, und die Wangen hatten Hautfalten, als litte sie Hunger.

„Was ist, Vater?“ fragte sie, nur halb in die Stube zurücktretend.

Der Furrer winkte ihr ungeduldig, daß sie die Tür schließe. Dann sagte er, die Daumen in die Westentasche geklemmt und mit dem Rücken an die Wand lehnend:

„Der Tobias ist gestern zurückgekommen, nicht?“

„Ja,“ zitterte die Rosi, „hat —“

Er unterbrach sie heftig. „Ich will das Schleichen und Verstecken inskünftig nicht mehr haben, der Bub soll aus und ein gehen, wie es recht ist, und essen soll er mit uns.“

Das Experiment wollte der Rosi gefährlich scheinen, sie traute dem Frieden nicht.

„Wenn Euch der Bub im Weg ist — es geht nicht mehr lang, so ist er alt genug, daß er ein Handwerk lernen kann. Und bis dahin kann er beim Lehrer wohnen, wenn —“

Der Ratsherr fuhr wieder dazwischen.

„Rede keinen Unsinn, er kann sich zeigen, sage ich, und wenn er recht tut, gibt es hier zu Hause zu tun genug, er braucht nicht erst auswärts zu suchen. Also zum Essen bringst ihn her, hast gehört?“

„Ja, Vater,“ sagte Rosi und ging mit wirrem Kopf hinaus.

Beim Mittagstisch setzte die Heinrieke, die Köchin,

für den Tobias und den Felix zwei Teller nebeneinander.

Das ganze Gesinde hatte seine Plätze eingenommen, als Rosi mit dem Tobias eintrat. Felix wandte sich um und lachte den Eintretenden nach Bubenart an; der achtete nicht darauf und hielt den Blick auf den Großvater gerichtet.

„Tag!“ grüßte er laut und fest, als er sich an seinen Platz setzte.

Rosi war verwirrt. Der Weg um den Tisch bis zu ihrem Platze, den Knaben gegenüber, wurde ihr zur Pein. Der Hochfluhhöfler hatte die Linke unter das Kinn geschoben und ließ die grauen, forschenden Augen von einem zum andern gehen, als wolle er fragen: ‚Ist einer, der etwas darein zu reden hätte?‘ Die Mahlzeit ging still vorüber. In den Ställen und auf den Fluren, vor dem Hause und bis in die Matten hinaus ging dafür nachher das Gerede des Gesindes. Begann eine neue Zeit auf dem Hochfluhhof? Wollte der Präses den „heimlichen Bub“ zu Gnaden annehmen?

Nach diesem Ereignis gab es einige Tage lang zu staunen. Dann wurde auch das Neue alt, und es war, als ob Tobias zeit seines Lebens gleiches Recht mit Felix gehabt hätte. Der Furrer blieb wortkarg und verschlossen dem Buben gegenüber, aber allmählich hatte sich Tobias mit Felix in die Dienstleistungen zu teilen, die bisher dem Jüngeren allein zugefallen waren, und solcher waren viele, denn der Bauer ließ das junge Volk nicht müßig gehen. Der Bub wurde heimisch dabei, er hatte eine geschickte Hand, faßte schnell und überraschte den Alten durch seine Klugheit. Dennoch stand noch immer etwas zwischen ihm und dem Bauern, und es gab einen im

Dorf, der dem Tobias viel näher stand und bei dem er sich wohler fühlte als bei dem Großvater, der ihn doch nur um Gottes willen bei sich aufgenommen hatte. Dieser andre war der Schullehrer, der Nager. Daß er von der Morgenschule mit dem Alten nach Hause und zum Essen ging, das hatte freilich ein Ende; aber wenn der Bub auf dem Hof entbehrlich war, so war er in der Strahlegg-Hütte zu finden. Und kam er bei dem Präses in die harte Schule, wo er schaffen und den Leib in schweren Dienstleistungen stählen lernte, so gab ihm der Nager jene sinnende Art, die an Dingen grübelte, wie sie sonst nicht in Bauernschädeln umgehen. An manchem Sonntagnachmittag saß Tobias bei Columban und erzählte von den Herrlichkeiten des Hofes, die sich dem „Verschupften“ erst jetzt recht auftaten.

Ihre Freundschaft hatte in der Schule begonnen, wo die Auffassungsgabe des Buben ihn befähigt hatte, bald das bißchen Weisheit, das ihm der Alte zu bieten vermochte, voll in sich aufzunehmen, und er, nach mehr verlangend, denselben selbst noch einmal zum Lernen anspornte, so daß Greis und Bub gemeinschaftlich manchmal an den harten Nüssen herumknackten, die ihnen das Leben bot. Der Nager bewies an dem Tobias sein Erziehertalent, der Bub geriet so wohl, daß ihn die Weiber ihren Sprößlingen zum Muster hinstellten, und daran hatte der das Verdienst, dessen eigner Bub ein Lump war, ob es der Vater auch nicht glaubte.

Seit Lieni fort war, war dem Columban die Hütte einsam. Wenn Tobias zu ihm kam, meinte er Besuch von seinem eignen Buben zu haben. Dann saß der Alte auf seinem Fensterplatz, die hageren Finger im Schoß verneſtelt und die Augen auf das

Gesicht des jungen Gastes gerichtet, der in einer Ecke hockte. Dem Zufriedenen kam spät noch ein bitteres Leid ins Haus, das vielleicht mehr an ihm nagte, als irgend einer ahnte und er sich selber gestand. Der Zweifel an Lieni war alle Tage auf ihm; denn er hatte kein gutes Andenken an den von der Zeit her, da er ihn noch im Weiler zu besuchen pflegte. Jetzt war der Bursche weiter hinaus ins Tal gegangen, den Fortschritten des Bahnbaues folgend, und der Nager konnte nicht mehr zum Rechten sehen. Auch wenn er den Weg noch wie früher hätte machen können! Aber Columban war ein schlechter Gänger geworden, nicht der alten Beine wegen, die trugen ihn sicher genug, und der Leib war zähe wie Wettertannenholz, aber die Augen wurden immer schlechter. Das Schulehalten machte ihm Mühe und manchmal, wenn Tobias bei ihm saß und er den Blick nicht von ihm nahm, glitt es von seinen Lidern plötzlich wie Schleier über seine Augen, daß er unwillkürlich tastend in die Luft griff und fragte: „Bist noch da, Bub?“

Einmal, als ihm das sonderbare Gebaren auffiel, fragte Tobias: „Was habt Ihr, Lehrer? Warum fragt Ihr, wo Ihr mich doch seht?“

Und Columban antwortete mit einem leisen Zittern in der Stimme: „Ich sehe dich eben nicht mehr, Bub!“

Darauf kam Tobias nahe heran, legte seine Hand auf des Alten Knie und spähte mit seinen gesunden dunkeln Augen in die vor sich hinstaunenden, entzündeten des andern.

„Eure Augen müssen krank sein.“

Der Nager strich sich langsam mit der Hand über Stirn und Augen. „Es fängt schon wieder an zu

bessern. Es ist nur das unsichere Dämmerlicht oder —" Er suchte umsonst nach einem Grunde, an den er glauben konnte.

Mit kindlicher Unbarmherzigkeit fuhr Tobias fort: „Wenn Ihr einmal gar nicht mehr sähet, Lehrer, und für immer, jeden Tag nicht mehr!"

Der Lehrer wandte das Gesicht dem müden Lichte zu, das durch das kleine Fenster drang, noch sah er nur eine unklare Helle, aber er suchte unwillkürlich nach dem Himmel, der für ihn mehr Geheimnisse barg als das Allerheiligste, das der Hochwürdige jeden Sonntag über die demütigen Häupter seiner Gemeinde erhob.

„Was fragst da, Tobias?" stammelte er leise. „Wenn's der Herrgott schickt, so lege ich halt die Finger zusammen und sage mein: ‚Dein Wille geschehe!' Und er wird weiter sorgen, wenn ich es nicht mehr kann!"

Tobias schauderte. „Jesus Maria! Und wenn dann alles dunkel ist! Wenn Ihr den Schulweg nicht mehr findet und —" Er legte die eignen Finger erschreckt an die Augen, als wäre für diese Gefahr.

Ueber des Nagers Gesicht ging es wie eine sonnige Helle. Er richtete den hageren Leib empor.

„Wenn ich nichts mehr sehe, so habe ich genug gesehen, dem Herrgott sei es gedankt. Und das verlöscht nicht wie das Augenlicht. Siehst, Bub, in mich hinein kann ich auch mit blinden Augen schauen. Und was ich da sehe, das ist genug, um eine lange Zeit, länger als ich leben kann, daran zu zehren!"

An diesem Abend ging Tobias wie in Scheu von dem Lehrer hinweg. Es war etwas an diesem, das

er nicht verstand, und das ihm doch zumute sein ließ, als wäre er just in der Kirche gewesen. —

Um diese Zeit war es, daß nach Fruttnellen von einem Vergessenen und Verschollenen wieder Nachricht kam. Der Hochfluhhöfler war der erste, sie zu vernehmen.

Der Pfarrherr war auf einer Bettelreise gewesen. Es war über dem Zudunkeln an einem lauteren, warmen Abend, daß dieser mit geschwollener Geldtasche und rotem Gesicht über den Weilerweg heraufkeuchte. Hinter ihm her aus dem Tale klang ein schriller Pfiff, der an allen Wänden Echo fand. Die Bahn war der Vollendung nahe, sie veranstalteten Probefahrten, und der Hochwürdige, der seine Herde wie eine Hundemeute wider das neumodische Verkehrsmittel gehetzt, hatte sich überreden lassen, von Neudorf herauf mit einem solchen Probezug zu fahren. Er gestand sich, daß es leichter und rascher als sonst zu Fuß gegangen war. Ja, er hatte sich auf seinem steilen Heimweg auf dem Wunsche ertappt, es möchte so ein Eisenweg bis an sein Pfarrhaus gehen.

Zu Fruttnellen fuhr der erste Pfiff unter die Leute wie ein Schimpfwort, das man mit Schlägen beantwortet. Wer just um den Weg war, konnte geballte Fäuste sehen und Fluchen und Lästern hören. Der ungewohnte Laut lockte auch den Präses aus dem Hause. Er wollte nach der Wegecke hinüber, von welcher aus der Blick den Bahnkörper zu erreichen vermochte. So kam es, daß er dem Hochwürdigen auf halbem Wege begegnete.

„Ha, habt Ihr es gehört?“ rief ihm der Geistliche schon von weitem entgegen.

Der Ratsherr gab keinen Bescheid. Er trat bis an den Rand des Sträßleins und spähte mit einem

zorndunkeln Blick in die Tiefe; der Lärm des Zuges erinnerte ihn, daß er in seinem Widerstande gegen das Werk ohnmächtig gewesen war, und die Erinnerung an eine Niederlage war dem Bauern so schlimm wie ein Messerstich in den gesunden Leib.

„Guten Abend,“ grüßte der Hochwürdige, an ihn herantretend. „Jetzt ist es da,“ fuhr er fort, mit einer bezeichnenden Handbewegung talzu. „Schneller ist man jetzt doch da oben von Neudorf aus,“ fuhr er weiter, als der Bauer noch immer beharrlich schwieg. „Ich bin von Neudorf heraufgefahren mit dem Probezug. Wenn die es wüßten im Dorf!“ Er lachte.

Der Präses lachte nicht. „Sie werden es wohl erfahren,“ sagte er trocken.

„So sollen sie in der nächsten Predigt hören, daß man es getan hat, um ihnen sagen zu können, was sie nicht sollen!“

Der Hochfluhhöfler richtete sich steifer auf.

„Daß die da unten nichts Dummes im Auge haben, das habe ich gleich gesehen. Aber bin ich jetzt einmal dagegen gewesen, so soll mich tags meines Lebens keiner in so einem Zug sehen, eher gehe ich auf spitzen Steinen barfuß nach Neudorf.“

Der Hochwürdige nahm den Bescheid schweigend hin. Die Zurechtweisung ärgerte ihn, aber es lag ihm nicht daran, es mit dem Furrer zu verderben. Sie taten schweigend ein paar Schritte nebeneinander hin, dann meinte der Pfarrer:

„Die Reise ist wieder nicht umsonst gewesen. Ich hoffe, Ihr und die Gemeinde werdet nicht unzufrieden sein,“ und er klopfte auf seine Ledertasche, daß es klang.

Dann schmunzelte er plötzlich, und seine kleinen

Augen leuchteten über die Knollennase. Er war sich bewußt, eine Waffe in der Hand zu haben, mit der er dem Präses den Stich von vorhin heimzuzahlen vermochte. „Einen guten Freund von Euch habe ich angetroffen,“ sagte er.

„Wen?“ fragte der Furrer kurz.

„Den Christen Russi,“ gab der Pfarrer zurück und ließ die Aeuglein schärfer nach dem Gesicht des andern spähen.

Der Ratsherr legte die Lippen hart zusammen. „So,“ war alles, was er sagte.

Der geistliche Herr wurde redselig. „Es steckt doch mehr hinter dem Kerl, als man gemeint hat. Er hat das Steinhauergewerbe erlernt und arbeitet mit sechs Gesellen. In den Oberlandbergen drüben hat er einen Bruch. ‚Mit jeder Schicht, die er herausnimmt, schöpft er einen Löffel Geld,‘ sagen die Leute dortzulande, und er gilt etwas. Sein Haus ist so schmuck wie dem Hochwürdigen der Pfarrei seines. Die Kathrine, seine Alte, haust mit ihm, aber er hat auch eine Frau. Er hat die Rosi doch vergessen, um die er so wild getan hat. Die Frau soll ihm das erste Geld zugebracht haben und er hat es in die Steine in guten Zins gelegt. Drei Mädchen hat er, — schöne Mädchen, sagen die Oberländer, und er hängt ihnen in die Schule Putz an, als ob er der Gemeindepräses wäre.“

Sie waren am Hochfluhhof angelangt. Der Pfarrer suchte umsonst in des Bauern Zügen nach einem Eindruck seiner Worte. Des Furrers graue Augen maßen ihn kalt. Da zuckte ein versteckter Hohn um des geistlichen Herrn Lippen. „Die Rosi hätte es am Ende doch nicht schlecht gemacht mit dem Burschen, was meint Ihr, Ratsherr?“

„Da ist nichts zu meinen,“ sagte der Furrer schroff. „Den Arbeiter habe ich ihm nie abgestritten, auch den festen Willen nicht. Im übrigen ist alles gegangen, wie es hat sollen und müssen. Und Ihr glaubt wohl selber nicht, daß es mich reuen könnte, bloß weil der Christen nicht verhungert ist seither. So, ade!“ Der Gruß klang hochmütig; der Präses ließ den Hochwürdigen stehen. Der warf sein Haar in den Nacken und lächelte hämisch. Seine Liebe zu dem Mitgewaltigen in Fruttnellen war an dem Abend nicht gewachsen.

Fünfzehntes Kapitel

Die Kunde von Christen Russi und seinem Glück ging durch das Dorf und gab für ein paar Tage den Gesprächsstoff für die fleißigsten Mäuler ab. Hier und dort wurde einer gelb vor Neid, hier und dort geiferte einer das kräftige Sprüchlein hervor, daß die ärgsten Hudel immer das größte Glück hätten. Die Hofer-Vroni brachte die Nachricht von einem Krankenbesuche nach Hause, und als sie sie den drei Schwestern erzählte, waren ihr die Augen naß und sie hatte ein: „Gottlob, ich mag es ihm gönnen, wenn es ihm gut geht," zum Begleit ihrer Botschaft. Umgekehrt fuhr dem Zurfluh, dem Weibel, die Wut in die Glieder, als die Neuigkeit zu ihm kam. Er leerte viermal sein Schnapsglas aus Aerger, schmetterte nach dem fünften Mal das Glas zu Boden und wünschte dem Russi-Christen und seiner Alten Pest und Tod an den Hals. Was brauchte es denen gut zu gehen, wenn es mit ihm rückwärts ging!

Als es keine weitere Nahrung fand, verstummte das Gerede, wie es gekommen war, und nach ein paar Wochen waren die aus der Strahlegg-Hütte für die Fruttneller wieder so tot wie vordem. Und blieben es durch Jahre.

Indessen wurde — im gleichen Jahre, als der Ratsherr Furrer seine beiden Enkel aus der Schule und auf seinen weiten Landgewerb hinübernahm — die kühne Bergbahn eingeweiht und ganz dem Betriebe übergeben. Eines Tages sahen die von Fruttnellen von ihrem Lugaus einen mit Tüchern und Fahnen geschmückten Zug an der Station im Weiler vorüber und hinauf in die Berge fahren, und von da an nahm das Pfeifen und Pusten der Lokomotiven Tag und Nacht kein Ende mehr. Eine mächtige Verkehrsstraße aus dem Herzen Europas nach dem Süden war geöffnet und zu Füßen des verlorenen Dorfes ging ein lebendiger Strom hin und wieder, Heerzüge von Fremden, Berglasten von Waren. Fruttnellen lag seitab wie eine keifende, alternde Jungfer. Die Fruttneller zeigten ihren steinharten Sinn. Die Bahn verkehrte jahrelang, ohne daß einer vom Berge ihr einen Rappen zugetragen hätte, mit Ausnahme des Hochwürdigen vielleicht, der hie und da nach Neudorf reiste und von dem es nicht ganz sicher war, ob er nicht nächtlicherweile den Zug benutzte. Die Bauern aber, und ihnen voran der Präses, taten ihre Talreisen zu Fuß, trieben ihr Vieh der Straße nach zu Markt und holten ihre Vorräte auf dem Reff von Neudorf her.

Trotz seiner Abgeschlossenheit gedieh das Dorf, der Furrer hielt seine Hand nach wie vor — nun schon im dreißigsten Jahre — darüber, und sein Wille, gegen den kein andrer aufkam, lenkte alles zum Besten, was den Gemeindehaushalt anging. Auch das Hochfluhhofgut gedieh; und daß es gedieh, war nicht mehr nur dem Furrer sein Verdienst, die beiden Buben kamen nach wie jäh aufstrebendes Jungholz. Wenn der Furrer sie ansah, fuhr er sich gedankenvoll ins

Haar; das wurde weißer, je näher er den Siebzigen kam. Nicht daß er sich alt fühlte, im Gegenteil, er besann sich erst auf seine Jahre, wenn ihn das daran erinnerte, was ihm im zweiten Glied nachwuchs. Er hatte sich daran gewöhnt, zu wissen, daß ihm zwei Erben nachkamen. Zwischen den beiden Buben war kein Unterschied mehr; der Furrer hielt sie gleich, als hätte er nie vor Zeiten den einen als ein wildes Schoß ausreißen und verwerfen wollen. Der nun zwanzigjährige Tobias stand dem Alten näher, als der merken ließ, vielleicht als er selber merkte. Der Bursche arbeitete sich mit einem seltsamen Geschick auf dem Hofe ein. Wenn den Furrer einer gefragt hätte, wer sein schaffigster Knecht sei, so würde ihm der Gedanke an den Tobias gekommen sein, der, schweigend und ohne sich vorzudrängen, in die Knechte gesteckt, aus den Knechten herausgewachsen war. Woche um Woche, Monat um Monat war es nun gekommen, daß der Ratsherr mit kleinen Besorgungen zuerst, dann mit größeren Pflichten den Tobias bedacht hatte, daß er ihm dann nach Jahresfrist die Oberleitung der Knechte auf dem Hochfluhhof überließ und daß nach abermals einem Jahre jener trotz seiner jungen Jahre das ganze Gut übersah und darauf Bescheid wußte wie der Alte selber. Als der Furrer die Stütze fühlte, die ihm still und bescheiden gleichsam unter die Arme gelegt wurde, richtete er zwar den straffen Leib höher auf, dehnte die Glieder in alter, ungebrochener Kraft, aber es ging doch zuweilen wie ein wohliger Atemzug durch seine Gestalt bei dem Gedanken: mag dir geschehen, was will, da ist einer, der hat Knochen und Mark, für dich einzutreten. Der Bursche mit dem ruhigen, weit über seine Jahre ernsthaften Wesen verdrängte

auch, mochte es auf dem Hofe und nach außen keiner merken, den andern, den Felix, bei dem Alten. Nicht, daß der Furrer den nicht gemocht hätte. Der blonde Bub mit dem Mädchengesicht, dem die Mädchen gleichwohl nachstarrten, als blickte sie die liebe Muttergottes aus seinen Augen an, war ein arbeitsamer, just wie der Tobias, und seine Arme zählten auf dem Gut, er durfte sich zufrieden zu jeder Mahlzeit setzen, sie war wohlverdient, — aber der Felix hatte nur fleißige Hände und gutmütigen, verträglichen Sinn, der dem Eindringling, dem Tobias, nichts neidete; dieser aber hatte einen scharfen und harten Kopf, einen Willen zum Befehlen, wie der Präses selber, und einen eichenen Leib, der immer noch aushielt, wenn andre längst erschöpft innehielten.

In dieser Zeit begannen auch für die Rosi die guten Tage. Der Kummer der jungen Zeit war ausgeglichen und es wurde ruhig in dem früh ergrauenden Weibe, das seine beiden Buben wohl geraten und versorgt sah. Ihr eigner Wert und Einfluß wuchs mit dem Zur-Geltung-kommen ihrer Söhne, und der Friede, der über dem Hofe lag, tat ihr wohl wie ein warmer Spätschein. Selbst die Nachricht störte ihr seelisches Gleichgewicht nicht, daß der Christen Russi an der neuen Bahnlinie unweit Neudorf einen bedeutenden Granitsteinbruch erworben, an dessen Ausbeute er binnen kurzem zu gehen gedenke. Kehrte damit auch der in sein engeres Land zurück, der in ihrem Leben der Einzige gewesen war, so fühlte sie sich doch in der Abgeschiedenheit des Dorfes vor einem Wiedersehen mit ihm und neuen Bedrängnissen geborgen.

Der Präses warf den Kopf auf, als er von der Erwerbung des Russi hörte. Was sollte das heißen,

daß er zurückkam! Er überlegte auf seiner Stube allein mit sich die Sache weiter. Er saß, in den Stuhl zurückgelehnt, geradeaus blickend, als stände die Antwort an die Wand geschrieben. „Will er näher kommen?“ fragte er sich. Wo keiner etwas hinter des Russi Vorgehen sah, dachte er an versteckte Pläne. Langsam stieg ihm das Blut nnter die bleichen Haare, langsam schlossen sich seine Finger zur Faust, als ahne ihm, daß es noch einmal an ein Ringen gehen werde. Als er sich erhob, verzog er den Mund zu einem Spottlächeln: Da herauf wirst wohl nicht kommen wollen, Russi-Christen!

Und es schien nicht, als ob er käme! Es dauerte lange, ehe der Steinbruch bei Neudorf zur Ausbeutung kam und dann hieß es, daß der Russi noch im Oberland wohne und den Neudorfer Bruch nur durch einen seiner Vorarbeiter mit einer Schar Werkler ausbeuten lasse.

Darauf kam eine Zeit über Fruttnellen, welche die Dörfler alles andre vergessen ließ und zu der kein Auge mehr ins Tal hinaussah, sondern jeder in seiner Hütte und den nächsten Nachbarhäusern genug zu staunen hatte.

Sie hatten keinen Fremden einlassen wollen in das verlorene Dorf, und einer fand doch den Weg herauf und schritt furchtlos in die Gasse. Er kam über den Weilerweg herauf, als ein brutheißer Sommertag im Sinken war. Als wäre die Sonne wund und flöße ihr Blut über Himmel und Erde, war ein feuchtes, brennendes Rot überall; es brannte am Himmel und das Blau leuchtete grell und schreiend daraus hervor. Es lag auf den Bergen und tropfte von den Firnen, als wäre ihr Eis zu Blut geworden und zerränne und die Felsen täten

sich auf und es quölle aus hundert Adern Blut — lebendiges Blut. Auf die dunkeln Wälder war es gegossen, schimmerte durch die Aeste, klebte an den Zweigen. Wo ein Teich war oder ein Tümpel, da wurde eine rote Lache daraus. Und über all dem lag eine furchtbare Ruhe, ein zitterndes Schweigen; es war, als glitten selbst die Eisenkarren lautlos über die Schienen. Der Föhn strich von den Südbergen, sacht, heiß und trocken, aber sein Stöhnen schwieg auch, das sonst von allen Wänden seufzte.

Da sah der Zurfluh-Baschi ihn, den Fremden, den Weilerweg heraufkommen. Der Zurfluh-Baschi — er war manchmal im Kopf nicht mehr ganz richtig; er trank auch gar zu lästerlich, aber nun glaubten die Fruttneller ihm doch so halb und halb. Langsam stieg er herauf, der Fremde, ein langer, grauer Geselle in einem grauen Gewand, rauh, wie es die Bauern tragen. Das Haar stand verwildert in langen, spärlichen Strähnen um den seltsamen Schädel, das Gesicht war eckig und furchtbar anzusehen, also daß der Blick nicht darauf verweilen konnte; aus den Augenhöhlen leuchtete es wie Widerschein des Rots, das von allen Bergen zuckte. Jedesmal, wenn im Steigen sein Fuß den Weg berührte, war es, als blute die Erde, doch mochte es wiederum nur der Widerschein gewesen sein. So erzählte der Zurfluh-Baschi.

Die von Fruttnellen nahmen seine Worte auf und spannen sie weiter. Der feste Tritt der Bauern wurde zum Schleichen, wo sonst die Weiber zeterten und lärmten, da flüsterten sie jetzt, und wenn einer aus seiner Tür trat, spähte er zitternd gaßauf und gaßab, ob der Fremde nicht nahe, den der Baschi gesehen hatte. Die Fruttneller sahen Gespenster am

hellen Tage, sie meinten, den Tod leibhaftig herumgehen zu sehen. Freilich — seine Opfer lagen in den Hütten und fast täglich wurde einer nach der Kapelle hinaufgetragen; das Ins-Endläuten hörte nie auf.

Es herrschte seit Wochen zu Neudorf eine furchtbare Seuche, gegen welche die Aerzte umsonst mit ihrem Wissen stritten. Es war nicht die Pest, die vor Jahrhunderten durchs Tal gegangen war und die Hütten geleert hatte, als wäre sie der große Eigner der Erde, der die armseligen Mieter vertrieb, aber es war ein heimtückisches Uebel, dem sie keinen Namen wußten, und das doch wenige wieder aufstehen ließ, die es aufs Lager warf. Von Neudorf rückte das Sterben näher, eines Tages hieß es, daß im Weiler zwei Kranke lägen. Da lachten sie zu Fruttnellen: „Die Bahn trägt es ihnen zu!" Und dann kam es auch ohne Bahn zu ihnen herauf.

Es war an einem Sonntag, daß sie zwei Männer vom Rat hinauf nach dem Friedhof trugen. Zwei auf einmal, und zwei Fürnehme dazu! Wohl war es lange her, daß sie im Rat gesessen hatten, aber ihre Titel waren ihnen geblieben und der ganze Rat gab ihnen das Geleit.

Sonst hatten sie zu Fruttnellen angefangen, ohne Geleit zu begraben.

Den einen der beiden Toten hätten sie gleich oben auf dem Kirchhügel lassen können und sich einen zweifachen Gang erspart; er war in der Kapelle gestorben; ein steinalter überzeitiger Mensch und doch feig wie der räudige Hund, der vor der Flinte ausreißt. Es war der achtzigjährige Z'graggen-Florimelk, der Frömmste im Dorf und bis zum Tage seines Absterbens dem Hochwürdigen sein Lieblingsschaf, auf das er des Jahres zwanzigmal mit beiden Händen

wies und sprach: „Sehet diesen, warum tut ihr nicht gleich ihm!" Als der Zurfluh-Baschi, der Weibel und Wirt, seine furchtbare Nachricht durch das Dorf trug, schlugen dem steinalten Z'graggen die Kiefer rasselnd zusammen und er fror vor grausamer Furcht. Hastig, als habe er keine Zeit zu verlieren, kratzte er aus allen Kasten und Truhen, aus allen Kleidertaschen die Batzen zusammen, die rechtlich erworbenen und die erstohlenen, und schlotterte nach der Kirche hinauf, eine breite, vornübergebeugte Gestalt mit kahlem, unbedecktem Kopf, um den wie bei einem Mönch nur noch ein dünner weißer Haarkranz ging. Er lag dort viele Stunden vor dem Hauptaltar, betete und stammelte alle Formeln durcheinander, rutschte sich auf dem Stein die gelbe, zertragene Hose an den Knien vollends durch, stand auf und ging mit torkelnden Schritten an jeden der drei Altäre, legte auf jeden, wo er sonst Hosenknöpfe und Blechstücke heimlich beim Opfer hinzuschieben pflegte, einen blanken Silberfranken hin, damit ihm das Leben, das teure Leben bleibe. Dann wankte er zum Pfarrhause hinab und fand den Hochwürdigen in seiner Wohnstube. Er trat mit niedergeschlagenen Augen wie ein sprödes Mädchen ein, faltete die Hände über dem Leibe, hob alsdann die Lider und tat einen Blick zur Diele, als sähe der Herrgott aus der Gipsdecke herab.

„Herr Pfarrer — Herr Pfarrer, ich — ich möchte etwas stiften!"

Der Pfarrer erhob sich. An ihm waren die Jahre fast spurlos hingegangen, nur sein Leib war schwerer geworden und das lange Haar war nicht mehr ganz reinschwarz, auch standen ihm statt der häßlichen braunen Zähne nur noch ein paar Stumpen im Munde.

„Guten Abend zuerst, Florimelk," grüßte er den so plötzlich hereinfallenden Gast. Aber der ließ sich nicht beirren.

„Ich will etwas stiften, Herr Pfarrer! Was muß ich, was meinet Ihr — ich will noch leben, ich! — Herrgott, Herrgott, sie sagen, der Göhrig-Jost liegt im Sterben, und er ist noch jünger als ich — und —"

Des Pfarrers Augen funkelten feindlich.

„Ihr wollet dem Herrgott das Leben abkaufen, Florimelk? Wo ist Euer christliches Vertrauen geblieben? Habt Ihr das Beten vergessen? Wenn das Gebet erhört ist, dann könnet Ihr opfern."

Der Alte machte sich näher an den Geistlichen heran. Sein Frömmlergesicht war verzerrt. Er fuchtelte mit den gespreizten Fingern vor des andern Augen herum.

„Ihr glaubet's ja selber nicht, Herr Pfarrer, was Ihr redet. Es ist nichts umsonst in der Welt! Alles kostet Geld, alles; Ihr seid ein Krämer, Pfarrer, Ihr selber! Will einer Ablaß haben von Euch, so kostet es Geld, und so und nicht besser wird es der Herrgott haben! Also stifte ich, hier, hier, ich will stiften!"

Er löste einen Beutel aus einer Rocktasche, aber seine Finger waren so zitterig, daß er ihm entglitt und die schönen Silberbatzen über den Boden rollten.

Ein mächtiger Zorn ergriff den Pfarrer darob, daß er sich durch so manches Jahr von dem Ueberfrommen hatte täuschen lassen, und er jagte ihn jäh und gewalttätig von der Schwelle. Aber der Florimelk kletterte abermals zur Kirche hinauf. Und als am folgenden Morgen der Hochwürdige zur Frühmesse die Kapelle betrat, lag der Z'graggen auf den Altar-

platten über einem Haufen Geld, seine Rechte war in die Altardecke gekrallt, er mußte sie in letzter wilder Angst erfaßt haben, und seine Linke hielt ein paar Münzen umkrampft. Seine Augen standen vor Entsetzen weit offen. Der Pfarrer sah, daß er aus Angst gestorben war.

Diesen nun, den frommen Florimelk und den Göhrig-Jost, den einstigen Vizepräses von Fruttnellen, welcher der Seuche erlegen war, trugen sie an dem Sonntag in feierlichem Zuge zum Friedhof hinauf. Der Hochfluhhöfler, der geradeauf und festen Schrittes, so gleichmütig wie zu den ruhigsten Zeiten hinter den Särgen durchs Dorf und nach dem Kirchhügel ging, mußte der Zeit gedenken, da sie bei ihm im Rate gesessen hatten. Es war in jenem Jahr gewesen, als er sein Mädchen vor den sechs Bauern in seiner eignen Stube erniedrigt hatte, er selber sein Einziges, damit nicht andre es in den Kot zerrten. Und unwillkürlich gingen dem Furrer die Gedanken noch einmal zu dem Christen Russi zurück, der ihm wieder näher kam.

Sechzehntes Kapitel

Am Tage nach dem Doppelbegräbnis hockten in der Hofer-Vroni blitzsauberer Stube die vier Hoferschwestern beisammen. Es war am frühen Nachmittag, die Sonne brannte wie seit Wochen, und der brennend blaue Himmel lugte wie seit Wochen durch die Scheiben. Eine leibliche Kühle war in der Stube, während draußen der heiße Dunst über Hütten und Straßen lag. Ueber dem Tale lastete eine Stille und Schwere, und es war still in der Stube der vier Weiber, still wie in der Kirche. Drei der Schwestern saßen an den Wänden herum. Vorn an einem nach der Straße gehenden Fenster hockte die dicke, zweitälteste, die Babe, die manches Jahr einer reichen Frau zu Neudorf übermaßen treulich den Haushalt geführt und nach deren Tode ein kleines Vermögen von ihr ererbt hatte. Sie hatte ein rundes, gutmütiges Gesicht mit glattgescheiteltem, in der Mitte geteiltem Haar; ihre weichen, fetten Hände handhabten emsig die Nadeln eines Strickstrumpfs. Sie hatte ein fast fürnehmes Kleid an und trug in ihrem Aeußern die Hablichkeit zur Schau, die ihr zustand, obwohl sie die Zinsen ihres kleinen Kapitals in den Haushalt und zu Nutzen der drei andern wie zum eignen einschloß.

Ihr zunächst im Wandschatten kauerte die Marie-

Seppe, die schmächtige, die immer kränkelte und der die andern die Hände unterlegten, damit ihr das Dasein leicht sei und sie am Leben und im Kreise bleibe. Das Weibchen, das um zehn Jahre älter schien als die Babe, doch in Wirklichkeit zwei Jahre nach dieser kam, hielt einen Rosenkranz in den dürren Händen, den es emsig drehte; die schmalen Lippen stammelten dazu das Vaterunser und den englischen Gruß und die trüben Augen gingen manchmal mit einem halb ängstlichen, halb anhänglichen Blick von einem Gesicht der Schwestern zum andern. Hinter dem Nähtisch an der gegenüberliegenden Wand saß Viktori, das jüngste der alten Mädchen, mächtig lang und mager mit einem schmalen Gesicht und schlicht gescheiteltem, noch dunklem Haar, scharfen Augen und einem energischen Mund. Sie glich am meisten der Vroni, dem grau gewordenen, siebzigjährigen Weibe, das es an Rüstigkeit noch mit den jungen aufnahm und nach wie vor zu Fruttnellen den Doktor machte, solange die Leute die Batzen reuten, den teuren Bahnarzt herbeizurufen.

Vroni war eben erst heimgekommen. Sie saß an dem inmitten der Stube stehenden, mit einem braunen Wachstuch bezogenen Tisch und hatte einen Teller Suppe vor sich. Sie führte mit der braunen, kräftigen Hand bedächtig Löffel um Löffel zum Munde, und dazwischen hinein beantwortete sie die Fragen der Babe und der Viktori, die nach dem Stand der Dinge im Dorfe sich erkundigten.

„So wird es also eher schlimmer als besser,“ sagte eben die Babe und in ihr feistes, altes Gesicht stahl sich ein Zug bitterster Sorge. „Weiß denn der Doktor auch nicht, was es ist?“

„Was wird er wissen,“ sagte Vroni kalt, die

auf die Aerzte nicht wohl zu sprechen war. „Auch nicht mehr weiß er, als wir alle. Er gibt der Krankheit schon einen Namen und sagt, sie wäre von Zeit zu Zeit durch die ganze Welt gegangen; einen komischen Namen gibt er ihr, aber was es ist mit dem Leiden und wie er ihm beikommen soll, das weiß er auch nicht. Daß die Leute solche Angst haben, sagt er, macht viel, und da wird er schon recht haben. Sie sind vor Angst halb verrückt im Dorf!"

Einen Augenblick blieb es still. Dann fragte die Marie-Seppe: „Du hast also keine Angst, Vroni?"

„Ich nicht," gab diese zurück und löffelte die Suppe aus. Und wieder stockte die Unterhaltung.

„Aber wenn es an eines von uns käme," sagte dann die Babe halblaut.

Vroni sah sie fast zornig an. „Wenn andre Leute es haben müssen, so werden wir es eben auch zu ertragen haben."

Die Babe wurde rot.

„Aber wir haben doch beieinander bleiben wollen," flüsterte unbewußt die Marie-Seppe vor sich hin.

Vroni stützte den Kopf in die hohle Hand, ihr weißes Haar schimmerte, ihr farbloses Gesicht war hart, dennoch lächelte sie flüchtig. Ihr Blick hing an dem mächtigen Gültsteinofen in der einen Ecke der Stube.

„Was für alte Narren und Kinder wir sind! Weil der Vater und die Mutter es zusammen über die hundert Jahre hinausgebracht haben, wie das an einem Erdeneck vielleicht alle fünfzig Jahr einmal vorkommt, und weil die beiden steinalten Leutlein ein paar Jahre lang täglich dort auf dem Ofen gehockt sind und zusammen geredet haben: ‚Wenn du stirbst, sterbe ich auch,' — und weil endlich beide an einem

Tag die Augen zugetan haben, so haben wir vier Mädchen gemeint, wie schön das wäre, wenn das Haus hier in Zeit und Weile auch mit einmal leer würde, statt daß drei und zwei und eines zum Flennen zurückbleiben! Und was für Narren sind wir gewesen, so etwas auch nur im Spaß zu glauben!"

Sie lachte leise nach, aber es klang trocken und schmerzlich. Die Stille wurde wieder größer und trüber. Wären die Weiber an Zärtlichkeiten und Schwachheit gewöhnt gewesen, sie hätten wohl mit feuchten Augen die Hände zusammengelegt und ein „Ach, Herr Jesus," und ein „Maria, bitt für uns" gestammelt. So aber hockten sie bocksteif auf ihren Stühlen und so still, daß sie ihre Herzschläge hätten hören können. Nur als sich ihre Gesichter langsam erhellten und ihre Züge fest wurden, war zu erraten, daß sie allesamt denselben tröstlichen Gedanken gehegt hatten, den, daß keines dem andern in all der Zeit des Beisammenseins zuleid, nur jedes einem jeden zulieb gelebt hatte. Dann trat Vroni auf einmal geschäftig an einen Wandschrank und erzählte, darin kramend, von einem Taglöhner mit fünf Kindern, der krank liege und bei dem mit dem Tod noch die Armut zu Gast sitze. Sie habe den Präses um eine Gabe angegangen, und wenn auch der, wie immer, helfe, so bleibe auch für sie noch zu tun; sie wolle drum just suchen, was von Gewand für die Armen entbehrlich sei. Da kam Leben in die Schwestern. Viktori lief nach den Speiseresten vom Mittagsmahl, die Babe nestelte einen Fünffränkler aus ihrem roten Nastuche, und die Marie-Seppe holte ein gehäkeltes Tuch unter ihrem Sitz hervor, zur Beisteuer für die Heimgesuchten. Das war die Barmherzigkeit der Hofer-Mädchen, wie sie seit langen Jahren dem Dorfe zugute kam.

Eine Weile später — Vroni machte sich eben zurecht, den Taglöhner noch einmal zu besuchen — sah die Babe von ihrem Fensterplatz aus den Zurfluh-Baschi, den Weibel und ehemaligen Postwirt, langsam am Hause vorüberschreiten.

„Da geht der Baschi,“ sagte sie zu den Schwestern, „der hat den Leuten den Kopf voll reden müssen mit seinen Narrheiten vom leibhaftigen Tod.“

„Es sind Weiber und Kinder im Dorf, die nicht mehr auf die Straße dürfen, aus Angst, daß sie dem Baschi seinen Tod antreffen,“ sagte Viktori.

„Warum soll er von den Bildern schweigen, die ihm der Schnaps vor die Augen malt,“ meinte Vroni herb im Hinausgehen, „er sieht die Welt nur noch im Rausch.“

Vroni machte sich auf ihren Weg. Die drei Schwestern gingen emsiger an ihr Stricken, Nähen und Beten. Und nur zuweilen kamen sie in abgebrochenem Gespräch auf die trübe Zeit und das Unglück im Dorf zurück.

Indessen hatte der Zurfluh die Wegwindung umschritten und stieg, einen etwa sechsjährigen Knaben an der Hand führend, an der Strahlegg-Hütte vorüber und tiefer ins Tal hinein, seiner Matte im „Bonacher“ zu. Er trug Sense und Rechen auf der Achsel; das rauhe Linnenhemd, das neben der groben Hose seine einzige Bekleidung bildete, stand an Hals und Brust offen, schwarzbraun stach die Haut von der nicht übersauberen Leinwand ab. Die Füße waren nackt und grau von Straßenstaub, die Hemdärmel, bis zum Ellbogen aufgestülpt, ließen die haarigen, sonnverbrannten Arme sehen. Der Schweiß rann von Stirn und Schläfen und zeichnete ekle Streifen in das zusammengefallene blaurote Gesicht des jetzt nahezu Fünfzig-

jährigen. Er starrte mit stumpfem Blick vor sich hin, während er mit unsicherem Stolpergang bergan trottete. Die in den Hosen schlotternden Beine trugen den noch immer schweren Leib nicht mehr sicher. Der Baschi war verkommen. Der als ein blutjunger Bub die Schnapsflasche sich zur Liebsten auserlesen, hatte sein Leben an sie verloren; er war nur noch der Schatten des eisengliedrigen Burschen, der er gewesen war, als sie ihn zum Ratsweibel gemacht hatten, die Schnapsflasche hatte ihn vor langen Jahren auch seine Stellung gekostet, der Hochfluhhöfler hatte ihn nicht mehr in seinem Hause geduldet; aber wie denen vom Rat der ihre, so war ihm auch sein Weibeltitel geblieben. Der Schnapsflasche hatte aber der Baschi auch Vermögen und Geschäft geopfert. Das Postwirtshaus war eine Goldgrube gewesen, wie sie im Dorfe erzählten, aber der Baschi war sich selber noch hundertmal der bessere Gast als die Dörfler insgesamt und weil er nicht bezahlte, hatte er sich arm getrunken. Sich und seine Familie. Auf der Post saß längst ein andrer; dem Baschi seine Kinder waren aus dem Dorfe fortgegangen, um der Schande über den verkommenen Vater zu entgehen, nur der kleine, spätgeborene Bub und die vor Sorgen und Schlägen lahme Frau lebten noch mit dem Trunkenbold zusammen in der elendesten Hütte von Fruttnellen, die sich gleichsam wie scheu hinter den übrigen Gebäuden am Berghang verbarg.

Als der Baschi den Holzsteg, der den Fruttnellenbach überbrückte, überschritten hatte, wandte er sich mit dem Knaben vom Wege ab und durchquerte ein paar stark nach dem Bachbett abfallende Matten, bis er ein kleines Wiesenstück erreichte, das im Hangschatten tief in der Bachschlucht lag. Es war ein

ebenes, schlechtes Stück Land, rauhes, ungesundes Futter wuchs darauf, und der Baschi tat wenig, um den Grund zu verbessern. Das Bonachergut war alles, was ihm noch von seinem früheren, nicht unwesentlichen Besitz geblieben war. Das Gras stand zurzeit hoch; der Zurfluh war hergekommen, Futter für seine Geiß zu schneiden. Er holte einen Tragkorb unter einem Felsen hervor und rief seinen Buben herauf, daß er sich an der Stelle niederlasse. Seine heisere Stimme klang nicht unfreundlich, während er mit dem Kinde sprach. Der Wiesi, der Bub, war der einzige, der sich rühmen konnte, ihm neben dem Gift, dem Fusel, noch etwas zu gelten. Es schien, als wäre dem vertierten Manne noch etwas von tierischer Treue für sein eignes Blut verblieben.

„Hock schön still, und geh nicht da hinab, hast gehört," wies er den Knaben an, auf den Rand der Matte weisend, der steil und plötzlich gegen den Bach abfiel. Das Zischen des Wassers verschlang fast den Ton seiner Worte.

Der Wiesi nickte und streckte sich unter dem Felsen ins Gras. Er war ein hübscher, überzarter Bub, von weißem, krankem Aussehen und schmächtigem Bau. Große, scheue Augen schauten aus dem unsauberen Gesichtlein, das blondes Haar umringelte. Er ging in Lumpen und die nackten, hageren Beine und Füße waren wund vom Streu- und Holzsammeln auf dem Dorn- und Steingrund des Waldes.

Der Baschi schritt zu seiner Sense zurück, die er an einer Stelle niedergeworfen hatte, wo die Matte schon vorher geschoren worden war. Als er den Korb zu Boden gelassen und die Sense aufgenommen hatte, schreckte er plötzlich zusammen und tat einen scheuen Blick rückwärts und dann rings um sich her. Ueberall

auf den Matten lag die glühende Sommersonne, auf den Bergen brannte es wie weiße Glut, und die Felswände schimmerten, der Bonacher lag allein im Schatten, und vom Bach herauf wehte eine fröstelnde Kühle.

Der Baschi kam sich auf einmal allein vor. Ein Gefühl von Unbehagen ergriff ihn, der Atem ging ihm schwer. Er stieß einen Fluch durch die Zähne und krallte trotzig die Finger um die Sense. Mit Uebereifer begann er seine Arbeit. Aber schon nach den ersten Strichen hielt er wieder inne. Daß auch gar niemand in der Nähe war heute! Hockte denn das ganze Dorf in den Hütten und ließ das Gras verbrennen, wie es stand! Ein Schauer durchlief den Leib des Trinkers. Er suchte nach der kleinen Flasche, die er der Hosentasche entnommen und ins Gras gelegt hatte. Langsam setzte er sie zum Munde und tat einen gierigen Zug. Dann packte er die Sense aufs neue. Und da! — da drüben stand er plötzlich — der — der! Jesus Maria und Joseph!

Die Augen des Zurfluh-Baschi quollen aus den Höhlen, er sah den Fremden, den — den Tod, als wäre er aus dem Bachbett gestiegen, am Rande der Matte stehen. Seine Hand, eine fahle Hand, daran die Knochen, noch weißer als die Haut, unter dieser hervorschimmerten, war um den Stamm eines verkümmerten blattlosen Baumes gelegt, der aus den Ufersteinen gewachsen war, und leuchtete von der Rinde ab und von dem groben Aermel des Bauernkittels wie ein Gebilde aus glänzendem Porzellan. Unter den Fingern — heiliger Gott und alle lieben Heiligen im Himmel! — aus dem dürren Baumholz sprudelte ein leiser, fürchterlicher Quell, rotes, lebendiges Blut floß nieder an dem Stämmlein und in das Gras.

Der Baschi wollte schreien, aber die Zunge war lahm, sein Entsetzen war größer als seine Sehnsucht nach Hilfe. Da schlug ihm selber das Blut in Wellen zu Häupten, alle Feuer der Hölle brannten in seiner Stirn. Und da, — kniete nicht sein Kind neben dem Fremden? Es lachte. „Dadi!“ rief es herüber und hob eine Erdbeere, die es am Uferrand gepflückt hatte, wo deren viele im Gras verborgen standen.

„Dadi, Beerli!“ rief es wieder hell.

Dann folgte ein Schrei wie der eines sterbenden Hündleins. Es war, als erblicke das Kind den starren, seltsamen Mann am Baum, es taumelte rückwärts und schlug über den Grasrand hinaus ins Wasser.

Und der Baschi wollte wieder schreien, vor seinen Augen wurde der Tag rot, glühend, als stünde das Tal in einem einzigen, fürchterlich wütenden Feuer. Und durch alle die brennende Röte sah er den Mann vom Baum auf sich zukommen.

„Heilige Mutter Gottes!“

Der Schrei sprengte ihm die starren, verkrampften Lippen, er warf die Arme hoch, als lange er nach einer rettenden Leine, und schlug vorüber auf das Angesicht.

Siebzehntes Kapitel

Das war damals eine Gewitterzeit zu Fruttnellen, wie sie manchmal über Landstriche, über eine Stadt, ein Dorf oder ein einzelnes Haus kommt, da die Unglückswolken sich zusammenfinden zu einer einzigen alles verdunkelnden und Schlag auf Schlag die Blitze des Schicksals niederfahren, so daß das ohnmächtige Menschenvolk starr und verschüchtert steht, zitternd in seiner Kleinheit, und nichts hat als ein atemloses: „Mein Gott!"

Die Seuche, der Tod des frommen Z'graggen vor dem Altare und dann das rätselhafte Unglück mit dem Weibel und seinem Buben! Sie fanden den Baschi auf seiner Matte, lang ausgestreckt, die Finger wie in Verzweiflung ins Gras gekrallt und das Gesicht am Boden. Sie entdeckten keine Wunde an ihm und was sie sich gleich zugeraunt hatten, daß den Unmäßigen der Schlag getroffen habe, das bestätigte ihnen die Hofer-Vroni, die sie herbeiholten. Von dem Kind wußte anfangs keiner; erst als das Weib des Verstorbenen nach der Unglücksstelle gestürzt kam, just als sie den Leichnam des Mannes aufnehmen und heimtragen wollten, kam ihnen der Gedanke, es möchte ein zweites Schrecknis geschehen sein. Die Mutter schrie nach

ihrem Kinde, durchspürte wie ein scharfer Hund auf der Fährte alle Matten und fand plötzlich den Weg nach dem Bachufer zurück.

„Wenn es da hinab wäre, das Kleine! Als den Baschi der Schlag getroffen hatte, war es ohne Aufsicht; wenn es —“ die Zurfluhin starrte den Bauern, die ihr suchen halfen, mit Augen ins Gesicht, die von grausamer Furcht leuchteten.

Da bog einer sich weit hinaus über den Mattenrand und sah das Kleine weiter unten am Bach, noch am Kleidchen von einem überhängenden Busche zurückgehalten, im Wasser liegen. Und sie trugen an dem Abend dem armen Weibe zwei Leichen heim.

Aber seltsam, von dem Abend an fand das große Sterben zu Fruttnellen ein Ende. Die Seuche forderte keine neuen Opfer, ihrer vierzehn hatten sie nach dem Kirchhof getragen, ohne die drei, die mitten in der Seuchezeit und doch eines andern plötzlichen Todes gestorben waren. Als sie auch den Zurfluh und sein Büblein noch verscharrt hatten, hatte die Kapellenglocke eine lange Zeit der Ruhe. Auch die Fruttneller wurden bald ruhig. Gottes Sonne scheint zu warm und goldig über den Lebenden, als daß sie lange der Gräber gedächten, über die sie just geschritten. Ein paar Wochen später schon gedachten ein paar Bauern, die im Ochsen beisammen saßen, lachend des toten Säufers, des Weibels, der einen lebendigen Tod im Dorf gesehen haben wollte und gesagt hatte, die Seuche trete leibhaftig von einem Haus ins andre. „Was nicht der Schnaps für Narren macht,“ höhnte einer und betrachtete dabei selber zärtlich sein Glas, das er sich just neu hatte füllen lassen.

Seitdem vergingen wieder die Wochen und die

Monde und die Jahre, so still und regelmäßig wie Glasperlen an eine Schnur gereiht von der Hand eines großen, ernsten Kindes, das mit ganzer Seele bei seiner Arbeit ist. Zu Fruttnellen bröckelten ein paar alte Leute ab, wie gelbe Blätter, die vom grünen Baume fahren. Die Marie-Seppe des Hofers war gestorben, die Babe war ihr nachgefolgt im Jahr danach, die älteste und die jüngste der Schwestern hausten noch allein; vom Hochfluhhof vertrugen sie den alten Knecht, den Joseph, und des Zurfluh-Baschis Weib legten sie hinauf zu ihrem kleinen Wiesi.

In der Lehrerhütte hockte ein einsamer, blinder Mensch und wunderte sich, daß der Tod ihn noch immer vergaß, aber er zürnte nicht. Der Columban Nager haderte nie, er hatte nur ein Händefalten und ein: „Herrgott, du wirst es schon wissen!“

Auf dem Hochfluhhof stand der Furrer, der Präses von Fruttnellen, hoch, knorrig, schneeweiß, aber granitstark und war just siebzig Jahre geworden. Gerade in diesen Tagen war es, als flösse ihm neues Jugendmark in die Knochen. Die grauen Augen blitzten unter den Brauenbüscheln kampflustig hervor, sein Gang wurde selbstbewußter, seine Worte fielen heller, gleich Schlägen, von seinem Munde. In seinem ganzen Wesen lag eine Art Streitbereitschaft und ein junges Feuer, das sich selbst in den Alltäglichkeiten seines Werktages offenbarte. Und es lag Streit in der Luft.

Vor einem halben Jahr war eine Nachricht aus dem Tal aufgeblitzt, die zu Fruttnellen zündete. Es hieß, daß ein Unternehmer die Gemsbergwand gepachtet habe, um Steine zu brechen. Am Tage nachher wurde des Unternehmers Name bekannt. Es

war der Christen Russi, den sie vor fünfundzwanzig Jahren verjagt hatten. Nach abermals einer Woche ging es wie ein Lauffeuer durch die Gassen von Fruttnellen: der Russi hätte der Regierung eine hohe Summe geboten, damit ihm allein das Recht eingeräumt werde, im Fruttnellertal und der Umgegend des Weilers Granit zu brechen, und daß eine Stunde im Umkreis kein zweiter Steinbruch eröffnet werden dürfe. Und die geldarme Regierung hätte sein Angebot angenommen. Damals ging der Präses nach Neudorf, wohin ihn längst keine Amtsgeschäfte mehr riefen, da er seine Stellung als Mitglied der Landesbehörde vor Jahren schon aufgegeben, und stellte sich bei den regierenden Herren vor. Sie nahmen ihn höflich auf, so höflich, als wäre er noch einer der Ihren; der Präses von Fruttnellen hatte in all den Jahren nichts an Gewicht verloren. Aber als er Auskunft über die Verträge verlangte, die sie mit dem Unternehmer Russi abgeschlossen hätten, bedeuteten sie ihn, ob auch im Bereich der Fruttneller Grenzen gelegen, handle es sich doch um Grund, der nicht Gemeindebesitz sei, und es habe sich deshalb niemand in die Angelegenheiten der Regierung zu mischen.

Der Präses richtete sich empor, wie Wetterschein ging es über sein Gesicht. „Oha, ihr Herren, eine Frage wäre es denn doch noch, ob das Volk nicht drein zu reden hätte, wenn man seine Berge an irgend einen hergelaufenen Hudel verpachtet."

Auf die Worte des stierköpfigen Bauern blickten die Herren einander an, begannen ihre Höflichkeit mit einer zurückhaltenden Würde zu paaren und ließen durchblicken, daß die Verträge des Russi in Kraft seien, wenn er, der Präses, das Vorgehen der Regierung zu tadeln beabsichtige, so möge er das an

der offenen Landsgemeinde vor allem Volke tun, wo sie ihm Rede zu stehen gedächten.

Daraufhin stülpte der Furrer seinen Hut auf seine weißen Haare und ließ sein letztes bißchen Respekt fahren. Was er zu tun habe, wisse er schon, aber verdammt wolle er sein, wenn das Geschäft mit dem Steinhauer zustande käme.

Er drehte sich um und ging, die Tür des Sitzungssaales flog nicht leiser ins Schloß als zu Hause seine Stubentür, wenn er einen Knecht angedonnert hatte.

Als damals der Präses in sein Dorf zurückkam, ließ er wenig vom Erfolg seiner Reise verlauten; er ging ein paar Tage grübelnd und finster umher, blickte ein-, zweimal von seinem Gaden aus ins Tal hinab, als müßte der Christen jetzt seinen Einzug halten und wollte er, wie die streitbaren Vorväter, Felsblöcke aus der Höhe schmettern, den Eindringling zu zermalmen. Einige Wochen später reichte er ein Initiativbegehren an die Landsgemeinde ein, es möchten die zwischen der Regierung und dem Unternehmer Russi abgeschlossenen Verträge ungültig erklärt werden, und fing an, seine Anhänger zu scharen. Seine Stimme wurde wieder laut wie in seinen jungen Jahren, als er noch alle seine Ehrenämter gehabt hatte. Sie scholl laut, herrisch und mächtig genug, um im ganzen Land herum gehört zu werden und ihm Anhänger zu sichern. Vor der Gemeindeversammlung zu Fruttnellen tat er die Aeußerung: „Ich will nicht, daß der Christen noch einmal hier Fuß fasse.“ Und „wir wollen nicht!“ schrie ihm seither die ganze Gemeinde nach. Hätte er wissen können, daß noch einer sein „Ich will“ in sich hineingesprochen hatte, das dem seinen just entgegen stand, er möchte seine Bergfeste, sein verlorenes

Dorf noch mit andern Mauern umzogen haben, als er es jetzt tat.

Eines Frühlingstages hieß es zu Fruttnellen, der Christen Russi sei mit dem Zug im Weiler angekommen, habe eine Schar Arbeiter mitgebracht und gedenke, auf einer Matte, die er heimlich und unter der Hand von einem Bauern erstanden habe, ein Haus zu bauen. Als der Furrer an seinen Gaden trat, konnte er zu seinen Füßen, hinter dem Weiler-Bahnhof, die Arbeiter des Russi schon die Erde auswerfen sehen für seines Hauses Unterbau. Der Hochfluhhöfler biß die Zähne zusammen. Der da unten mußte gutes Vertrauen zu seinen Verträgen haben, daß er sich schon einen Wohnsitz erstellte.

Von da an, wenn die Fruttneller nach dem Weiler kamen oder aus der Höhe schauten, sahen sie das Haus des Christen förmlich aus der Erde aufschießen. Der mußte Eile haben! Die Steine zu dem Bau brach er an der Gemsbergwand. Aber sie sahen ihn auch schon an der Fluhwand herummessen, die zur Linken des Weilerwegs aufstieg und über deren nördlichen Ausläufern der Hochfluhhofgaden stand. Ein hier angelegter Bruch befand sich in nächster Nähe des Bahnhofs, aber er bohrte auch gleichsam in den Grund hinein, auf dem die Fruttneller gebaut hatten. Und sie höhnten oben mit verbissenen Mienen: Das soll er nur wagen, der Kaib!

Inzwischen kam der Tag der Landsgemeinde heran. Der Furrer zog mit der Hälfte der Fruttneller hinab, und seine Schar schwoll zu einem kleinen Heer an, bis er nach Neudorf kam. Aber die Herren der Regierung waren nicht müßig gewesen. Der letzte Bauer aus den regierungstreuen Seitentälern war zur Tagung gekommen. Wohl stand der Präses von

Fruttnellen im Ring hoch und stark wie einer der Urväter, deren Streitruhm Jahrhunderte überdauert hat, und seine Rede wetterte wie ein Frühjahrsgewitter, da die Bäche tosen und die Tannen unter stürzenden Steinen zersplittern; ein Murmeln und Murren lief im Volk um. „Ein Herrgottsdonner ist er doch, der Hochfluhhöfler, der kann reden wie unter den Jungen kein einziger!“ Aber als es zur Abstimmung kam, unterlag der Furrer mit seinen Anhängern der gewaltigen Mehrheit derer, denen seine Rücksichtslosigkeit nicht behagte, derer, die es ihm verdachten, daß er in Dinge hineinredete, die ihn nichts angingen, und derer, die mit der Regierung, ohne zu fragen, durch dick und dünn gingen.

Von dieser Landsgemeinde kam der Fürrer ärgerlich aber nicht niedergebeugt heim. Seine Kampflust schien erst recht erwacht, und sie begannen unter seiner Führung zu Fruttnellen sich zu weiterem Streit zu wappnen.

Die letzten Eisplatten brachen von den Wänden des Gemsbergs, seine Wasseradern sprangen auf und durch die Schrunden hernieder; aus dem Tannengrün und über die wölbigen Felsbrüste schossen die weißen Sturzbäche, die die Sonne durchleuchtete, daß sie in allen Regenbogenfarben prangten. Im Fruttneller Weiler herrschte regeres Leben denn seit langem. Nach Vollendung des Bahnbaus war der kleine Häuserhaufen einsam geworden. Die Arbeiter hatten sich verzogen und nur die paar einsässigen Bauern waren zurückgeblieben. Jetzt kehrte jenes bunte, lärmende Leben zurück, das zur Zeit des Baues geherrscht hatte, und die Weilerbauern bekamen wieder die Batzen zu fühlen, die sie sonst fast nur vom Hörensagen kannten. Welsche Arbeiter trafen während einiger Tage ein und

verteilten sich in kleinen Abteilungen in die vielen leer stehenden Behausungen. Die zwei Weilerwirtshäuser begannen sich zu füllen und hatten Erntezeit, noch vertrieb sich das fremde Volk die Zeit hinter den Wirtstischen.

In dem größeren der Wirtshäuser, das auf seiner wetterverschlagenen Front in halbverloschener Schrift den üppigen Namen „Hotel zum Bahnhof“ trug und gleich hinter dem steinernen Stationsgebäude sein Schindeldach dem Himmel unterstellte, nahm einer Wohnung, auf den das welsche Volk wartete, und der zwei Tage lang in seinem kahlwandigen Zimmer, über einen tannenen, weißgescheuerten Tisch gelehnt, saß und rechnete. Das war der Christen Russi, der Steinbruchunternehmer.

Die Welschen begannen unruhig zu werden, einige schoben sich mit leeren Taschen und schuhschweren Bündeln auf dem Rücken wieder dem Bahnhof zu und redeten dem Mann im Bahnhofgasthaus just nicht das Beste nach, andre lärmten und feierten so laut, daß das Getöse der Trunkenen bis hinauf in die vier Holzwände des Grüblers drang. Da ging der hinab und hinaus auf die Gasse, und wo er einem der Lärmmacher begegnete, sah er ihn mit einem sonderbaren Blick an; der aber riß den Filz vom Kopf und grüßte den „Padrone“ mit überhöflicher Unterwürfigkeit. Der Russi schritt nach der Matte hinüber, wo die Steinmauern seines kleinen Hauses höher und höher wuchsen — sie grundeten nahe am Räfisbach und waren den hölzernen Weilerhütten seitab gerückt; dort sah er zum Rechten und hieß dann einen grauen und rauhen Gesellen von scharfem und tätigem Wesen, seinen Bauleiter, ihm nach dem Wirtshauszimmer folgen.

Als dieser kurz nach seinem Meister hier eintrat, fand er ihn schon wieder hinter seinem mit Plänen und Papieren aller Art bedeckten Tisch sitzen und hatte zu warten und sich mehrmals zu räuspern, ehe der Russi sich um ihn zu kümmern begann. In der Zwischenzeit hatten die Augen des Arbeiters auf dem Gesicht und Haupt des Dasitzenden geruht und viel Verwunderliches gesehen. Vor allem wunderte sich der Giacomo zum soundsovielten Male — er stand seit Jahren in Russis Dienst —, daß der Herr, von dem sie erzählten, daß er in wenigen Jahren ein Vermögen sich erworben habe, in seinem Aeußeren kaum viel anders sich zeigte als er, Giacomo, selber, oder irgend ein andrer, der in den Brüchen Hämmer und Meißel führte. Des Russis Kopf war von dichtem schwarzem Haar umstanden, auf dem, wie ein leiser Staub, der erste Schein des Ergrauens lag, das Gesicht war voll und braun, hart wie die Züge der Schaffer sind, aber bleich unter der Wetterfarbe. In der Stirn standen die Falten gleich Messerschnitten, vier gegen die Nasenwurzel, vier quer über den sich beinahe treffenden schwarzen Brauen. Seine starke Gestalt stak in einem schweren Anzug aus grobem, dauerhaftem Stoff, hell, zertragen, wie ihn der Vorarbeiter selber nicht schlechter anhatte. Die Finger, die den Linien der auf dem Tisch liegenden Pläne folgten, waren unbeholfen, zur Schreibarbeit klotzig, die Hand gab eine Faust gleich einem Hammer und hatte das Gewicht eines solchen.

Als Russi die Augen hob, fuhr dem Giacomo der Respekt in die Glieder zurück, den er bei dem Betrachten und Vergleichen beinahe verloren hätte. Der Blick war herrisch, sonderbar jung und voll Glut, wie ihn einer hat, der mit großen Plänen geht und den Willen in sich fühlt, sie wahr zu machen.

„Da sind die leeren Lohnlisten," sagte Russi plötzlich und schob dem Arbeiter eine Menge Bogen hin. „Ihr könnt die Arbeiter dingen, vierzig Mann brauchen wir für einmal und morgen wird angefangen."

Giacomo schien zu wissen, was er zu tun hatte. „Seid Ihr entschlossen, wo Ihr zuerst ausbeuten wollt?" fragte er nur.

Russi besann sich gedankenlang. Dann sagte er: „Wir beginnen an der Fluhwand."

Giacomo fuhr nach ihm herum. Er schien ein rasches Wort auf der Zunge zu haben. Dann drehte er den Hut verlegen in den Händen und meinte: „Das wird denen da oben auf dem Berg schlecht behagen, Herr."

„Es geschieht ihnen nichts," gab Russi gleichgültig zurück.

Der Welsche drehte sich der Türe zu und legte zögernd die Hand auf die lotterige Klinke.

„Am Gemsbergbruch wäre für viele Jahre hinaus Granit genug und Raum für hundert und mehr Arbeiter."

Er schien zu warten, daß der Meister ihm Bescheid gebe, aber der tat, als hörte er nicht, und malte mit seinem Blaustift Zahlen auf ein Papier.

„Herr, es gibt Krieg mit denen da oben, wenn Ihr die Fluhwand anbrecht; die Weilerbauern haben wenig Gutes zu erzählen gewußt von dem, was die Fruttneller über Euch sagen," mahnte Giacomo weiter.

„Habt Ihr Angst?" lächelte höhnisch Russi.

Dem Arbeiter stieg das Blut zu Kopf.

„Vielleicht für Euch," gab er grob zurück. „Die Fruttneller haben harte Köpfe und härtere Fäuste."

„Was Ihr sagt!" höhnte Russi weiter. „Kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts an-

gehen," fuhr er kalt fort. „Vielleicht kenne ich die da oben besser als Ihr. Und jetzt tut, was ich gesagt habe."

„Gut, Herr!" Giacomo ging, er war neugierig, woher der Padrone die Fruttneller kennen sollte.

Russi sah auf die Tür, die hinter dem Welschen zugekracht war. Der Blick blieb starr daran haften und wurde sinnend und groß. Eine Flut von Gedanken an Vergangenes und Künftiges kam jäh über den unermüdlichen Arbeiter, der am Vorabend eines großen Tagewerks stand.

Was für eine lange Zeit vorüber war, seit er da oben bei den Fruttnellern Kühknecht gewesen, einer, der sich kaum viel Besseres erträumt hatte als guten Lohn und einen erträglichen Dienstherrn, bis — bis die Mutter seinen Ehrgeiz geweckt hatte, um ihn aus seiner Liebesverrücktheit zu reißen! Die Mutter! — Er fuhr sich halb unbewußt mit der Rechten über den breiten, zerrissenen Florstreifen, der an seinem linken Aermel aufgenäht war. Sie hatte treulich mitgeholfen an dem, was er geworden war; sie war der Sporn gewesen, wenn er anfangs hatte nachlassen wollen und die Hoffnung als töricht aufzugeben gemeint hatte, daß aus dem Knecht ein „Herr" werden würde. Und sie hatte es erlebt, daß sein Kasten sich füllte und daß der Christen Russi ein Mann wurde, der sich hätte stündlich auf seinem Erworbenen zur Ruhe setzen können, wenn ihm an der Ruhe gelegen gewesen wäre. Sie hatte es auch zu erleben gehofft, daß er nach Fruttnellen zurückkehrte. Zusammen hatten sie die Pläne geschmiedet, die ihn ins Räfisbachtal zurückbrachten, und sie hatte noch die Verträge gesehen, die ihn bevollmächtigten, das Fruttnellergebiet nach Granit auszubeuten.

Und in diesem Jahr war sie gestorben. Just vierzehn Tage vor seinem Weib, das von einer schweren Krankheit plötzlich dahingerafft worden war. Jetzt trug er Trauer um Mutter und Frau. Und ob er auch — er strich sich über die Stirn, wie um den Gedanken zu verwischen — dem jüngeren Weib keine große Trauer nachtrug, an der Kathrine, der Mutter, fehlte ihm eine Kameradin, die er just jetzt schwer vermißte. Sie war alt gewesen; mit fünfundsiebzig Jahren zu sterben, ist in mancher Augen ein später Tod, aber sie war stärker gewesen als manche Junge, und er hatte es nicht zu fassen vermocht, daß sie einer Erkältung so schnell erlegen war. Vielleicht war es das Ueberraschende ihres Sterbens, das ihm den Verlust des andern Weibes so gleichgültig machte. Hatte er eine Schuld an dieser Frau? Nein doch, er hatte seine Pflicht an ihr getan, die Ehe war ruhig und zufrieden gewesen, ohne Liebesnarrheit, aber auch ohne böse Worte.

Er hatte sie nicht um der Liebe willen geheiratet, sondern weil sie ein kleines Stück Geld hatte, das er just damals hatte brauchen können. Und nun war es wohl besser, daß sie fehlte. Was hätte die Frau jetzt genützt, da er vor einer Arbeit stand, an die er mit Leib und Seele und mit ganzer Kraft gehen mußte, so daß ihm zu anderm nicht Zeit bleiben würde!

Achtzehntes Kapitel

An der Fluhwand tönten die Sprengschüsse, klangen die Meißel und die Brecheisen. Wenn die grauen Platten stürzten, gleich Riesenschuppen aus dem Panzer des Berges gebrochen, dann zitterte der Hochfluhhof-gaden und sie hörten im Hochfluhhof einen dumpfen Schlag, als pochte eine schwere Faust an ihre Wände.

Die Fruttneller knirschten mit den Zähnen: der Christen Russi war ihnen auf den Tod verhaßt, und sie konnten ihm nichts anhaben! Ein paar Weiber wollten gesehen haben, wie die Kamine ihrer Hütten ob den Sprengschüssen schwankten.

Der Präses ging ins Dorf. „Wenn ein Gebäude gefährdet ist, so ist es mein Gaden,“ redete er herum. „Aber laßt ihn nur machen! Die Zeit wird schon kommen, wo —“

„Die Zeit wird kommen, hat er gesagt,“ sagten die Fruttneller ihm nach und fühlten sich eins mit ihrem Präses.

Es war seltsam, daß in diesen Tagen die Geschichte von der Rosi und dem Christen so ganz tot blieb, als wäre sie nie gewesen. Daß keiner mit den Fingern auf den Tobias zeigte und sagte: Der hat auch das verdammte Blut in sich! Weder der Furrer noch die Dörfler schienen daran zu denken im gemeinsamen Haß wider den gemeinsamen Feind.

Da geschah das Unerhörte, daß der Russi selber ins Dorf kam. An einem Sonntag, als die Messe aus war, die Bauern beim Frühschoppen in den Wirtshäusern hockten und ihre Weiber müßig gingen, hieß es, der Christen sei im Dorf.

Vor dem Hochfluhhofe, an einer Schicht am Wege liegender Baumstämme, die zur Gadenausbesserung hergeschleppt worden waren, waren die Furrerbuben, der Tobias und der Felix, beisammen gewesen, ihre Pfeifen schmauchend und die Stunde vor dem Mittagessen verplaudernd. Felix hockte auf dem obersten der Stämme, dampfte in die vom Regen geklärte Sommerluft hinaus und warf zuweilen dem Aelteren ein Wort hin, der, über die Stämme gebeugt und die Ellbogen aufstützend, nicht minder eifrig an seiner Pfeife sog.

Dem Felix sproßte ein leiser Flaum auf der Oberlippe, sein Gesicht war noch immer wie von Milch und Blut und dem eines schönen Mädchens an Weichheit gleich, das braungoldige Haar glänzte in der Sonne. So wie er dahockte, hemdärmelig im sauberen Linnenhemd, mit dem buntseidenen Kragentüchlein, Hose und Weste von sauberem Schnitt und fürnehmem Tuch, sagten die Leute — und er wußte es selber —, daß im Dorf keiner wäre, der bei den Weibern mehr galt.

Tobias kam gegen den andern nicht auf, obgleich er ein Baum von einem Menschen und sicherlich kein übler Bursche war. Sein Gesicht war zu ernst, um jung zu sein; die schwarzen Brauen standen zu sehr wie ein Unglücksstrich über den scharf blickenden Augen, als daß ein häufiges Lachen dazu gepaßt hätte. Das trockene Wesen und die rauhe Art standen eher zu dem hageren Schaffergesicht mit dem dunkeln Schnurrbart.

Die Unterhaltung der beiden störte plötzlich ein vom Weilerweg her nahender Schritt. Felix wandte sich langsam um. In dunkeln, bäurischen Feiertagskleidern kam einer auf sie zugegangen. Der Bub spähte schärfer und fuhr wie gestochen zu dem Tobias zurück.

„Du, da kommt beim Eid der Russi, der Steinhauer.“

Tobias richtete sich langsam auf. Es lebte etwas wie Streitlust in seinen Augen auf, aber er wehrte den andern kurz ab, der ihm zuraunte: „Sollen wir ihn durchlassen, den Hagel?“

Der Russi kam näher. Er beeilte sich nicht. Als ob er einen Spaziergang mache, hielt er die Hände auf den Rücken gelegt und den Hut in den Fingern. Der Weg hatte ihm warm gemacht. Der helle Sonnenschein lag auf seinem vollen Haar und ließ es grauer erscheinen. Die beiden Burschen starrten halb trotzig und frech, halb neugierig in sein wetterhartes Gesicht. Er erwiderte ihre Blicke scharf. Als seine Augen die des Tobias trafen, ging es wie ein Ruck durch seinen Körper. Er schien stehen bleiben zu wollen, dann nahm er sich zusammen; eine dünne Röte stieg ihm in die Wangen. „Tag,“ grüßte er laut und ging vorüber.

„Tag,“ gaben die beiden Burschen zurück und sahen dann einander an, als wolle jeder den andern fragen, warum er den Gruß erwidert habe.

„Mut hat er,“ sagte Felix, während der Russi in das Dorf einbog, „aber daß er sich nicht fürchtet, habe ich schon gedacht, als ich ihn unten im Weiler gesehen habe.“

Tobias sah dem Davonschreitenden noch immer nach, die Streitlust schien ihm verloren gegangen zu sein.

„Wunder nimmt es mich schon, ob sie ihn in Ruhe lassen und was er will,“ sagte er halb zu sich selber.

„Du, das muß der Großvater wissen, daß der da ist, vielleicht hat er ein Wörtlein mit ihm zu reden," warf der Felix hastig hin und schritt dem Hause zu, wohin ihm Tobias langsam folgte.

Indessen stieg Russi immer mit denselben gemächlichen Schritten durchs Dorf. Er hielt den Blick gerade vor sich hin gekehrt, aber wenn ihm einer begegnete, sah er ihn fest an und grüßte laut. Hinter ihm traten die Männer und Weiber in die Türen, Fenster klirrten auf und aus den Fenstern fuhren Köpfe. Im Postwirtshaus, wo ehemals der Zurfluh-Baschi gehaust hatte, drängten sich die Morgenschnapser einer über den andern, um das große Tier und den bösen Feind, den reich gewordenen Russi, zu sehen. Das Staunen und die Neugier gingen dem Zorn über sein Eindringen vor. Als er aber um die Fruttnellernase verschwunden war, drohten sie mit den Fäusten hinter ihm drein. „Was will er hier, der Hudel?" ging das Gefrage von Haus zu Haus.

Russi schritt am Hause der Hofer-Broni vorüber und spähte in die Fenster, ohne jemand zu sehen. Darauf stieg er lässig fürbaß und der Strahlegg-Hütte zu. Als er sie erreichte, sah er auf der zerfallenen Steintreppe der oberen Hälfte, wo die Kathrine gewohnt hatte, zwei Kinder hocken. Er wandte sich der Treppe zu, die zu der Lehrerbehausung führte. Dabei mußte er lachen. Da setzten die Fruttneller in sein Haus fremde Leute hinein, ohne zu fragen, und nur weil er fortgewesen war. ‚Freilich, eine lange Zeit fortgewesen', dachte er, als er die Steintreppe hinaufstieg.

Die Wohnung des Columban Nager lag wie ausgestorben, es regte sich keine Maus, als Russi die Tür aufstieß und in dem dunkeln Flur einen Augenblick

lauschend stehen blieb. Er tastete sich der Stubentür zu und pochte an. Eine leise, singende Stimme rief ihm das einladende „Ja“ durch die Tür. Da trat er ein.

Die Stube des Lehrers war von einem freundlichen Schein durchleuchtet, der helle Tag sandte seinen Abglanz durch die kleinen Scheiben. Aber die einstige Sauberkeit und Heimeligkeit des Gemachs war verschwunden; der weiße, dicke Staub lag auf den paar tannenen Möbeln, der Fußboden, den sonst körniger Sand bedeckt hatte, sah aus, als hätten seit Jahren sämtliche Dörfler den Straßenschmutz an ihren Schuhen hereingetragen. Das einzige Saubere in dem Gemach war der Columban selber auf seinem Fensterplatz. Er war ganz weiß geworden, das dünne Haupthaar lag wie Schnee über seiner Runzelstirn und wie überschneites Gras aus grauem Felsenriß hing ihm der Bart aus dem dunkeln, mageren Gesicht. Er trug eine alte, winterdicke Schafwollhose und eine abgeschabte Weste hing ihm offen über das gelbe, rohe Hemd. Seine Hände, die dürr und schmal waren, tasteten unsicher an seinem Stuhle herum, als ob er sich erheben wollte. Seine Augen waren weit aufgerissen und starrten mit einem leeren, glanzlosen Ausdruck in der Richtung nach der Tür. Es tat weh, sie zu sehen, denn sie waren entzündet, und man meinte, das Brennen zu fühlen, das sie dem Alten verursachen mußten.

„Wer ist da?“ fragte Columban; das Schweigen des Eintretenden machte ihn ängstlich.

„Erkennt Ihr mich nicht mehr?“ fragte Russi, und erst als er es gefragt hatte, wußte er, daß der andre blind war. Er tat zwei Schritte auf den Lehrer zu und legte beide Hände mit warmem Druck

auf seine Knochenfinger. „Ich bin es, der Christen Russi.“

„Jesus Maria,“ stammelte der Nager, „und bist allein gekommen und am heiter hellen Tag?“

„Warum hätte ich das nicht sollen?“

„Wo sie dir doch den Tod gönnen möchten im Dorf!“

„Sie werden sich wohl hüten! So gescheit ist der Ratsherr Furrer auch, zu wissen, daß sie mir offen nichts antun dürfen!“

Der Lehrer zitterte. „Wenn einer hier oben verloren ginge, so könnte kein Mensch sagen, wohin er gekommen wäre. Du hättest nicht kommen sollen!“

„Seid nur ruhig, ich gebe schon acht auf mich,“ beruhigte ihn Russi und rückte sich einen Stuhl in die Nähe des andern. „Was macht Ihr?“ fragte er, das Gespräch wendend.

Die Frage brachte eine Wandlung in des Alten Wesen hervor. Er wurde ruhig und ein leiser Schein, halb wie ein Lächeln, glitt über seine verrunzelten Züge.

„Ich denke nach,“ sagte er halb zu sich selber. „Ich lebe alles das noch einmal, was schon gewesen ist. Der Herrgott hat mir viel Schönes gegeben in meinem Leben — nur —“ Er stockte und sein Gesicht wurde ernst. „Christen,“ flüsterte er, „der Lieni, der Bub, ist fort, seit ein paar Jahren schon, ich weiß nicht, wohin. Ich habe nichts mehr von ihm gehört. Das möchte ich schon gern erleben, daß er noch einmal wiederkäme und brav.“

„Er wird doch seinen Vater nicht ganz im Stich lassen,“ sagte der Russi rauh.

Der Lehrer schwieg. Eine Weile lang spielte er gedankenvoll mit einem der Westenzipfel und Russi sah auf ihn und wollte ihn nicht in seinem Sinnen stören.

„Er ist früh fortgekommen, der Bub, und weit. Ich habe nicht mehr auf ihn acht geben können," begann der Alte endlich wieder und faltete die Finger auf den Knien. „Ich habe Angst gehabt um ihn, er ist leichtsinnig geworden, und mein Reden hat ihm nicht mehr viel gegolten. Jetzt, je mehr und je länger ich darüber nachdenke — warum soll ich mich wehren gegen das, was hat kommen müssen! Der Herrgott hat ihn fortgeführt; er wird wohl wissen, was er mit ihm will. Und vielleicht — ich warte Tag für Tag darauf — vielleicht bringt er ihn mir noch einmal heim. Vielleicht — wenn ich jetzt einer von den Gesegneten wäre, so könnte ich den Himmelsfaden schimmern sehen, an dem er meinen Buben herführt; sage ich doch täglich darum mein Vaterunser, und ist es doch Zeit, wenn ich nicht vorher sterben soll."

Columban wendete sein Gesicht nach dem Fenster, das warme Gold der Sonne fiel auf die verfallenen Züge, und eine heilige Ergebung und Zufriedenheit leuchtete aus ihnen.

‚Ist er kindisch geworden?' dachte Russi; aber dann ergriff ihn wieder eine fast andächtige Scheu vor der Glaubenskraft des alten Mannes und er sprach nicht, bis der Nager sich ihm wieder zuwendete.

„Wie ist es dir gegangen, Christen?"

„Gut! Ich habe Glück gehabt und Geld verdient!"

„Sie sagen es — viel Geld," murmelte der Lehrer.

„Die Mutter, die Kathrine, ist tot. Sie läßt Euch noch grüßen, sie hat noch gewußt, daß ich daher will."

„Warum bist du wiedergekommen?" fragte der Lehrer.

Einen Augenblick zögerte Russi. Dann stand er von seinem Stuhle auf, als hätte ihn der andre an etwas erinnert.

„Habe ich es nicht gesagt, wie ich von hier weggegangen bin, daß ich wiederkommen will?“

Seine Stimme klang laut und schroff.

Der Nager schüttelte langsam den Kopf. „Bist noch immer ein solcher? Christen, Christen, das Trotzen nützt nichts. Eine Weile mag es nach deinem Willen gehen, und auf einmal schlägt es um.“

Russi zog die Brauen zusammen. Es war, als meinte er, Zeit versäumt zu haben. Die Worte des frömmelnden Alten begannen ihm lästig zu werden.

„Eine Zeitlang muß es schon noch nach meinem Willen gehen,“ murrte er. Und plötzlich fügte er hinzu, wie um jedes Weiterreden abzuschneiden: „Ich habe nicht so lange hier bleiben wollen. Ich habe jetzt gesehen, wie es Euch geht, und komme dann einmal wieder. So ade, für heute!“

„Ade,“ grüßte Columban, sein Kopf neigte sich, als täte ihm die Zurückweisung weh, die in der Art des Russi lag.

Der stand schon an der Tür. Da fiel ihm noch ein, daß er eines vergessen hatte.

„Wer sorgt für Euch? Kann ich etwas tun für Euch?“ fragte er.

„Ich danke dir. Es kommt ein Mädchen vom Dorf und hilft mir aus. Und — wenn du mir etwas zulieb tun willst: Frag hie und da dem — dem Lieni nach!“

Russi versprach es. Dann trat er doch noch einmal zu dem Lehrer zurück und reichte ihm die Hand.

„Lebt wohl für heute.“

Der Nager erhob sich mühsam und tastete nach

dem Kopf des andern. „Bist gewiß auch schon bald grau, gelt! Aber es ist mir, als wär' es gestern gewesen, daß du jung gewesen bist. Und — und — mußt nicht zu viel wollen, Bub, nicht zu viel, hast gehört?"

Er tätschelte die Hand des Russi und schüttelte sie. Dieser lachte und löste seine Finger. Dann ging er. Als er durch die Gasse von Fruttnellen schritt, standen die Dörfler drohend und in Haufen beisammen. Aber es fiel kein Schimpfwort, und keiner trat ihm in den Weg. Nur ihr Murren und Fäusteballen spürte er hinter sich.

Aber er verzog die Lippen zu einem spöttischen Lachen und fühlte sich allen gewachsen, die jetzt wider ihn aufstanden.

Neunzehntes Kapitel

Eine Stunde später waren Tobias und Felix in die Wohnstube im Hochfluhhof getreten, als just eine Magd die dampfende Suppe auftrug. Rosi stand hinter dem Tisch und schnitt die Brotstücke auf, die sie zu jedem Teller legte. Der Furrer lehnte, die Hände in den Taschen, an einem der nach dem Gaden gehenden Fenster und war in Sinnen verloren. Seine Stirn war gefaltet, er schien schlecht gelaunt. Er hatte sich nicht umgewendet, als die jungen Männer eingetreten waren. Tobias klopfte seine Pfeife im Ofenloch aus und wandte sich langsam dem Tische zu, Felix trat an den Großvater heran.

„Der Russi ist just am Haus vorbei ins Dorf gegangen,“ sagte er laut und erregt.

Da erst drehte sich der Furrer langsam um. „Was?“ fuhr es ihm scharf durch die Zähne.

Am Tisch schlug ein Teller in Scherben. Rosi hatte ihr Brotmesser darauf fallen lassen und wickelte ein Sacktuch um den Daumen, in den ihr die Schneide gegangen war. Sie war kreideweiß und ihr Gesicht sah älter und vergrämter aus als sonst.

„Er fängt an, wohl nah zu kommen,“ sagte der Präses und holte die Worte so sonderbar aus den Tiefen der Brust herauf, daß es klang wie das Knurren eines zum Angriff sich bereitenden Tieres.

„Sollen wir ihn heimjagen?" fragte Felix und streifte unwillkürlich den Aermel an seinem rechten Arm zurück.

Da kam Tobias dazwischen.

„Das Herumlaufen kann ihm keiner verwehren," sagte er. „Laßt ihn doch herkommen! Wenn er etwas will, was in unser Recht geht, so wird man schon mit ihm fertig werden. Mut hat er, und dumm scheint er auch nicht. Aber wenn er uns mit seinen Brüchen zu nahe kommt, dann soll er sehen, mit wem er es zu tun hat. Meint Ihr nicht, Großvater?"

Der Furrer sah ihn mit einem scharfen Blick an, dann ging es wie ein Aufleuchten durch sein Gesicht.

„Zusammenstehen heißt es und es freut mich, daß du zu mir stehst, Bub!" sagte er. Dabei streckte er dem Tobias die Hand hin und drückte sie dankbar.

Das Eintreten der Knechte und Mägde unterbrach eine weitere Unterhaltung. Rosi war hinausgegangen und wieder hereingekommen, nachdem sie den verletzten Finger verbunden hatte.

Als Russi das Dorf wieder verließ, war zwar die Mahlzeit der Hochfluhhöfler vorüber, aber es hinderte ihn niemand, hinabzusteigen.

Auch die nächsten Wochen brachten keinen Krieg zwischen den zwei Parteien. Wohl hatte das Hämmern und Schießen im Fluhwandsteinbruch kein Ende und die Fruttneller wurden grün und gelb vor Neid, wenn sie daran dachten, wie der fremde Hudel aus ihren blutseignen Bergen die Platten brach, die er für teures Geld im Tal verhandelte. Sein Haus in der Weiler Matte war längst fertig geworden und schaute schmuck und fürnehm aus dem grünen

Wiesgrund auf. „Wie ein Schloß,“ nurrten die Fruttneller, obwohl es kein teurer Bau war und sich nur neuer und sauberer ansah als ihre eignen Hütten. Aber ins Bergdorf herauf war der Verhaßte ihnen nicht mehr gekommen. So standen sie oben wieder wie eine Meute angeketteter Haushunde auf der Lauer nach ihm.

Als die heißen Sommertage sich langsam wendeten, hieß es, der Russi beziehe unten seinen rasch ausgetrockneten Neubau, und seine Mädchen seien im Weiler angekommen, fortan mit ihm zusammen zu hausen.

„Möbel und Luxuszeug und Geschichten hat er wie ein Stadtherr,“ geiferten die Fruttneller Weiber, als er eingezogen war. Auch zogen sie über Russis Töchter los, die geputzt wären wie die Affen und eine Meinung von sich hätten wie die Töchter der Neudorfer Herren, die den Nasenlumpen an die Nase drückten, wenn sie mit einem Bauern zu reden hätten. Ein paar Burschen, die eines Tages im Weiler zu tun hatten, wußten von den Mädchen noch etwas andres zu berichten, aber sie sagten es nicht laut, sondern stießen einander heimlich an dabei und erzählten es nur ihresgleichen.

„Du, verflucht schöne Mädchen sind sie, dem Hudel, dem Russi seine!“

Diese Entdeckung machte der Felix vom Hochfluhhof mit und da er nichts für sich zu behalten vermochte, wenn ihm das leicht entzündliche Herz brannte, so war sein erstes, sie dem Tobias zu verraten. Der war auf der steinigen Hochfluhhofmatte mit zwei Knechten beschäftigt, das zweite Heu einzutun. Er band die Heubündel zusammen, die die beiden Knechte auf dem Rücken nach dem Gaden schafften.

Tobias war bei aller Arbeit und überall der Leiter und Vorarbeiter. Zu ihm kam das Gesinde jetzt, wenn es Rat und Auskunft zu holen gab, überall und allezeit wußte er Bescheid, und der Präses, der gesehen hatte, wie allmählich mit den Jahren alle Last von seinen Schultern auf die jungen nicht minder starken des Tobias überging, trug einen heimlichen Stolz auf den Buben in sich. Und aus dem Stolz war längst eine ebenso verhehlte, aber fast leidenschaftliche Zuneigung geworden.

Es war mit dem Sinken der Sonne und zur Stunde, da Tobias Hand an die letzten Heubündel legte, daß der Felix aus dem Hause tretend zu ihm hinüberschritt.

Er grüßte und schnitt ein verlegenes Gesicht. Er wußte nicht recht, wie er die Neuigkeit anbringen sollte, die ihm am Herzen lag.

„Bist schon zurück?" fragte Tobias, das kräftige Bein wider das Heubündel stemmend, um das er den Strick gelegt hatte, und diesen mit einem Ruck zusammenziehend.

„Ja," gab Felix zur Antwort und stockte und wurde rot. Er lungerte, ohne etwas zu sagen, in des Tobias Nähe herum, bis die Arbeit getan war und die Knechte sich entfernten. Dann — Tobias hatte sich, mit der Hand über die schweißnasse Stirn und durch das Haar fahrend, auf einen der in den Mattenboden eingerannten Felsblöcke niedergelassen — trat er wieder an ihn heran und sagte unvermittelt und in erregter Hast:

„Du, ich habe dem Russi seine Mädchen gesehen! Feine, sage ich dir, wie da oben keine herumlaufen. Zwei schon ums Heiratalter herum, das dritte zählt nicht! Aber das älteste und das zweite — es ist

mir warm geworden da unter der Hemdbrust, das sind ein paar ‚Gemögige‘.*) Das zweite, das — du, Augen hat es wie ein paar von den blauen Glocken, die du mit der Sense geköpft hast, und Haare wie du selber so dunkel dazu, und —“

„Sonst bist gesund?“ unterbrach ihn halb höhnisch, halb ärgerlich der Tobias. „Hast lange gebraucht, bis den Unsinn los geworden bist. Aber —“ sein Gesicht nahm plötzlich einen bitterernsten Ausdruck an — „obwohl ich nicht viel auf dein Gerede gebe, berichtest du doch am Morgen von dem Mädchen und am Abend von einem andern — aber das kannst dir doch merken: Mach keine Dummheiten nach der Seite vom Russi hin, wenn dir des Großvaters Tisch lieb ist. Ich habe noch keinen Menschen gesehen, den er so — so zum Vergiften gehaßt hätte wie den Russi.“

Felix bohrte den Blick in seine schweren Schuhe. Sein Gesicht färbte sich noch höher und er zuckte die Schulter in störrischem Trotz.

„So ganz sicher bin ich nicht, ob ich nicht das — das Mädchen gern bekomme,“ sagte er halblaut.

Da richtete sich Tobias auf und stellte sich neben ihn.

„Mädchennarr, blöder! Das tust nicht! Wenn ich es verhüten kann, nicht, und ich will dir ein wenig auf die Schliche sehen von heute an!“

Damit verließ er den Felix, der ihm langsam und gegen seine Art in sich hineinbrütend nachtrottete.

Der Zwischenfall blieb nicht ohne Einfluß auf ihr gutes Einvernehmen. Felix ließ es die folgenden Tage an der gewohnten Offenheit fehlen, und Tobias

*) Zu mögende.

nahm dem Jüngeren gegenüber eine schulmeisterliche Miene an, die der nicht gnädig aufnahm. So vergingen zehn Tage, und es kam ein grauer, schneedräuender Sonntag.

Die Kapellenglocke von Fruttnellen läutete zur großen Messe. Die Kirche begann sich zu füllen, bei trübem Wetter waren die Fruttneller fromm. Von allen Seiten kamen sie an den Kirchweg gelaufen. Die Hofer-Vroni und ihre Schwester, die Viktori, kamen Arm in Arm angezogen und die Vroni schritt noch so rüstig und aufrecht, daß es schien, als stütze sie die jüngere. Von der Strahlegg-Hütte brachte ein Bub den Columban, den Lehrer, den er sorglich an der Hand führte, während der Blinde sein Gesicht dem Turme zugewendet hielt und die Glockenklänge sich untrügliche Wegweiser sein ließ. Es war rührend zu sehen, mit welcher frohen Hast der schneeweiße, schmächtige Mann dem Gotteshause zudrängte. Der Kirchgang war die einzige Abwechslung, die noch in seinem dunkeln Leben war.

Der Präses war einer der letzten, der, von den beiden Enkeln gefolgt, nach der Kapelle emporstieg. Als er dort ankam, rissen die Bauern, die an der Tür standen, die Hüte von den Köpfen und taten ihm Ehre an, als wäre er nicht ihresgleichen, und einer blickte den andern fast stolz an, als wollte er sagen: Siehst, das ist unser Präses!

Der Furrer trat in die Kirche und schritt nach den Männerstühlen, Tobias und Felix stellten sich neben ihn in die Kniebank. Von der Empore, wo der neue Lehrer das Harmonium spielte und die Jungmannschaft des Dorfes sich drängte, blickten sie auf die drei vom Hochfluhhof und raunten sich zu: „Stolze Mannen sind's!“ Und einer antwortete:

„Wenn der Präses einmal abgibt, braucht er nicht weit nach seinem Nachfolger zu suchen!"

Indessen war der Hochwürdige aus der Sakristei getreten, hatte das Zeichen des Kreuzes über der Gemeinde gemacht und war die knarrende Kanzeltreppe hinaufgestiegen.

Unter den Schulbuben, die auf den Altarstufen saßen und eine lose und freche Gesellschaft waren, ging ein Kichern, während der Pfarrer in die Kanzel trat. Der Gunter-Seppli, des Sattler-Loris Enkel, ein Schlingel und Maulheld, flüsterte, sie müßten dem Hochwürdigen demnächst ein Loch aus der Kanzel sägen, damit er sein Bäuchlein verlusten könne. Der Gunter-Seppli erwärmte sich an dem Erfolg seines eignen Witzes; die Buben zu seinen beiden Seiten hatten kaum das Lachen überwunden, als der Bub seinem Nachbar zur Linken, einem kleinen einfältigen Kind, die Hand unter das Sitzgestell schob und ihn zwickte, daß er mit einem nur halb unterdrückten Kreischen auffuhr. Da aber stand schon der Präses aus seiner Bank heraus, ging schwerschrittig auf den Sünder, den Seppli, zu, legte ihm die Finger um das Handgelenk und führte ihn wortlos zur Tür.

Der Hochwürdige auf der Kanzel begann das Gebet; der Präses tat just einen Griff nach der Türklinke, um den Störenfried hinauszuführen, da ging die schwere Tür, von außen geöffnet, zurück, und der Russi stand vor dem Hochfluhhöfler. Einen Augenblick starrten sie einander an, dann entwischte der Seppli zwischen ihnen, den Vorteil wahrnehmend, der Furrer wendete sich scharf und schritt zu seinem Platz zurück. Hinter ihm trat der Russi herein, von seinen Töchtern gefolgt. Sie stellten sich nicht, wie es Sitte für die Zuspätkommenden war, hinten an

der Tür auf, sondern schritten nach den vorderen Bänken, wo der Russi unter die Bauern trat und die drei Mädchen in drei Weiberstühle sich verteilten. Die Köpfe der Fruttneller fuhren mitten im Gebet empor, und als der Hochwürdige dieses schloß, hob ein Murren und Flüstern an, das beinahe die Predigt vereitelt hätte, die der Geistliche nach kurzem Räuspern anhob. Auf der Empore steckten sie die Nasen zusammen und redeten über die drei Mädchen.

Die hatten sich, wohl ohne Absicht, so hinter einander gestellt, daß das älteste und größte zu vorderst und das jüngste, das noch ein Kind war, zu hinterst stand. „Der hat ja eine ganze Stiege von Mädchen," spotteten die auf der Empore. „Aber eine flotte Stiege," flüsterte ein feister, hablicher Bauernsohn mit einem häßlichen Gesicht und schleckte wie der Hund, dem das Maul nach Wurst wässert.

Die Mädchen standen über ihre Gebetbücher geneigt und hörten des Hochwürdigen Bibelwort mit an, dann ließen sie sich mit der Gemeinde nieder, und die auf der Empore sahen einen Augenblick drei weiße Gesichter, von denen zwei von blondem und eines von beinahe schwarzem Haar umrahmt waren. Die drei Gesichter waren nicht ganz so grob und gesundfarbig wie die der Fruttneller Mädchen. Die auf der Empore schimpften sie „abgeschleckt" und „milchsuppig", aber es meinte keiner, was er sagte, beneidete doch jeder den heiligen Josef, der vorn am Altare in gemaltem Holz stand und den drei Russi-Töchtern über den ganzen Gottesdienst ins Gesicht sehen konnte.

Diese trugen einfaches schwarzes Gewand, doch hatte freilich alles einen mehr städtischen Schnitt und Aufputz und schien gar fürnehm gegen den vorsündflutlichen Sonntagsstaat der Fruttneller Weiber.

Es mochte ihnen kaum wohl sein inmitten der Gaffer; mißgünstige Blicke im Rücken brennen, ohne daß man sie sieht. Die Josepha, des Russis Aelteste, ein schlankes, neunzehnjähriges Mädchen, hielt die Lippen zusammengepreßt und ihre ernsten, von einer großen Ruhe des Herzens und einer tiefen inneren Klarheit redenden Züge bebten in leiser Erregung. Ihre blauen tiefliegenden Augen gingen zuweilen wie in Sorge nach dem Vater hinüber. Der saß sicher und sorglos zwischen den Bauern, obwohl seine beiden Nachbarn, halb in Verlegenheit, halb in Trotz, ihm mehr Raum ließen, als ihrer eignen Bequemlichkeit zum Vorteil gereichte.

Die beiden jüngeren Mädchen, die siebzehnjährige Pia, ein schwarzäugiges, bildhübsches Ding mit ungefügem dunkelm Haar, und die dreizehnjährige Marie, das Kind, das blond war wie die älteste Schwester, drehten manchmal, wenn den Hochwürdigen in seiner Rede das Husten oder Schnupfen ankam, ihre Köpfe, um einen Blick hinter sich zu werfen. Aber sie begegneten nicht just zärtlichen Mienen und wurden rot, und ihre Lippen zuckten ängstlich, wenn sie danach wieder die Häupter zum Lauschen neigten.

So ging die Predigt vorüber und die Messe nahm ihren Anfang. Der Russi ging mit den Bauern zum Opfer und seine Töchter gingen mit den Weibern. Und diese wollten gesehen haben, wie jedes von ihnen einen blanken Franken für den Pfarrer hingelegt hatte. Als dann die Messe sich ihrem Ende nahte, machte sich eine Unruhe unter den Fruttnellern bemerkbar. Hier und dort ging ein Fußscharren wie von Schulbuben, die das Glockenzeichen nicht erwarten mögen. Als endlich der Pfarrer mit dem Weihwedel erschien und sie so reichlich bespritzte,

als begieße er seinen Garten, da warteten sie kaum seinen Segen ab, ehe sie sich der Tür zuwandten. Draußen aber am Kirchweg pflanzten sich Männer und Weiber zur Rechten und zur Linken auf und glotzten nach dem Kapellenausgang, um die Wundertiere aus der Nähe zu bestaunen, die sich in ihre Mitte gewagt hatten. Die Russi-Töchter traten zuerst heraus. Sie drückten sich auf ein Häuflein zusammen und die jüngeren ließen die Josepha vorangehen, die ihr ernsthaftes Gesicht ruhig den Gaffern zuwandte und in den klaren Augen einen Schein hatte, der denen jeden Spott und jede Frechheit verbot. Der Präses ging an ihnen vorüber, sah sie mit seinen scharfen Blicken durchdringend an, und seine Brauen standen wie düstere Türmlein nah und zornig beieinander. Auch Tobias und Felix, die dem Alten folgten, wendeten ihre Augen nach den Mädchen; Felix wurde rot wie ein Truthahn, aber nicht vor Zorn, sondern weil er die Augen kaum mehr von den dunkeln, wundernden der Pia wegbrachte. Aber auch dem Tobias stieg ein leises Rot in die hageren Backen und er hatte keine Rüge für den jüngeren, den Mädchennarr, der sich noch drei-, viermal umsah, ehe er über den Kirchweg niederstolperte.

Endlich trat auch der Russi aus der Kirche und zu seinen Töchtern. Er hatte ein freundliches Lächeln um die Lippen und zog den Hut vor den Bauern, daß diese nicht anders konnten, als ihm den Gruß zurückzugeben. So schritt er mit den drei Mädchen durch die Menschengasse und davon, unbehelligt, selbst unbespöttelt. Erst nachher machte sich die Wut der Fruttneller über seine Frechheit Luft, aber es war zum erstenmal etwas wie geheimer Respekt hinter all ihrem Schimpfen.

Der Hochfluhhöfler, als er mit seinen Enkeln den Hof erreicht hatte und Felix voraus nach seiner Kammer gestiegen war, wandte sich auf der Treppe mit einem von unbändigem Zorn durchzuckten Gesicht zu Tobias zurück.

„Siehst jetzt, da ist der Hudel heraufgekommen, mitten unter uns, und es kann ihm keiner etwas anhaben in all seiner Frechheit. Zuschauen müssen wir mit gebundenen Händen, denn er hat uns ja noch nicht ins Gesicht geschlagen.“

Die Fäuste des Alten waren geballt. Seine Gestalt zitterte vor Zorn. „Was will er denn? Was meint er damit?“ keuchte er. Und es tönte, als wäre ihm die Antwort wohl bekannt.

Zwanzigstes Kapitel

Während die Herbsttage sich reihten, war im Fluhwandsteinbruch ein fieberhaftes Schaffen. Stadtherren suchten fast täglich den Russi in seinem Hause im Weiler auf und die Aufträge schienen sich dermaßen zu häufen, daß seine ansehnliche Arbeiterschar ihm nicht mehr genügte. Er warb neue Kräfte, und aus dem Häuserhäuflein im Weiler wurde eine kleine Barackenstadt. Die Gebäude, die zur Unterkunft für die Arbeiter dienen mußten, schossen aus dem Boden auf wie die Herbstzeitlosen, die plötzlich auf den gelbenden Matten standen. In dem steinernen Haus im Weiler saß der, der alles leitete und in fester Zucht und Ordnung hielt, und der doch selber nicht mehr schien als der erste beste seiner welschen Steinhauer. Der fand noch zu anderm Zeit. Wenige Wochen nach jenem Kirchenbesuch erschien er wieder im Dorf, aber zu einer Zeit, da die Bauern zum Großteil im Freien schafften, so daß sein Besuch erst bekannt wurde, als er sich auf den Rückweg machte. Dann aber steckten die Weiber die Nasen zusammen und wunderten; als die Männer von der Arbeit heimkamen, lief Nachbar zu Nachbar und in der Gasse stellten sich drei und vier und fünf auf ein Häuflein zusammen und fragten: „Was hat er wieder gewollt?

Beim Pfarrer ist er gewesen. Was soll das jetzt wieder bedeuten?"

Beim Pfarrer war er gewesen!

Die nächsten Tage hallte Fruttnellen von der Neuigkeit wieder: der Christen Russi, der Steinhauer, hatte dreitausend Franken für gemeinnützige Zwecke geschenkt. Einige Ungläubige fragten den Pfarrer selbst über das Unerhörte aus und entdeckten, daß der Hochwürdige mit einer Art Hochachtung von dem sonst verrufenen Manne sprach. Dann brachten die Schulkinder es nach Hause, daß der Pfarrer in der Schule gewesen sei und die Dorfjugend angewiesen habe, inskünftig dem Russi auf der Straße dieselbe Freundlichkeit und Ehrfurcht zu erweisen wie ihm, dem Pfarrer, selber, da jener etwas gar Großes für die Gemeinde getan habe. Und als dann wiederum einige Dorfhäupter den Hochwürdigen mit bedenklichen Mienen über diese Maßregel ausholten, zuckte dieser mit den Achseln und sagte: „Man kann von dem da unten, dem Steinklopfer, eine schlechte Meinung haben, aber er hat nun einmal Geld, und da muß man ein Auge zudrücken und ihm ein bißchen schön tun. Es kann da noch manches abfallen!"

Was Wunder, daß daraufhin auch die Fruttneller ihre Kappen williger rückten, wenn ihnen der Russi in den Weg lief.

Nur einer bäumte sich heimlich unter der Guttat des Russi. Als der Hochfluhhöfler von dem Almosen vernahm, hatte er an seinem Gaden zu tun, wo er einer sein Gesicht übel verfinsternden und seine Stimmung gallig machenden Untersuchung pflog. Da trat Tobias zu ihm, die Miene ernster als sonst, als wüßte er, daß er den Alten erzürnen würde, und erzählte das befremdliche Vorgehen des Russi.

Der Präses erhob die Augen, die prüfend und scharf auf dem Mattengrund am Gaden geruht hatten.

„So — so," sagte er auf des Tobias Bericht und murmelte die zwei Worte zwischen den festgepreßten Zähnen hervor. Eine Weile zögerte er, dann blitzte ein Blick durchbohrend nach dem Tobias. Er schien noch einmal nachzudenken und sagte dann:

„Weißt, daß der Russi vor vielen Jahren hier im Dorf gewohnt hat?"

„Ja, ich habe es gehört," sagte der Tobias.

„Und daß er verjagt worden ist?" fragte der Furrer weiter.

„Ich meine, ich habe das auch irgendwo erzählt bekommen."

Der Furrer stockte.

„Und warum?" fragte er plötzlich laut und wild, „weißt auch, warum sie ihn verjagt haben?"

„Nein, ich habe nie danach gefragt," gab der Junge zurück.

„Ich bin schuld daran," sagte der Präses mit scharfer Betonung.

Der Tobias tat die Augen neugierig auf. „Wieso?" fragte er.

„Danach brauchst du nicht zu fragen. Das geht dich nichts an, hörst du! Es ist mir gerade recht, daß wir darauf zu reden kommen. Ich habe Zutrauen zu dir, hörst du, Bub, und ich glaube, daß du kein Neugieriger bist. Also hörst, ich verbiete dir, irgend einen danach zu fragen! Ich bin schuld, aber ich habe gewußt, was ich tat! Also hier, schlag ein, versprich es mir."

Tobias legte die Hand ohne Zögern in die ihm dargebotene. „Wie Ihr sagt, ich bin nicht neugierig," sagte er ruhig.

Da schlug der Furrer die Arme übereinander und lehnte sich an die Gadenwand. Dann begann er:

„So, jetzt will ich dir sagen, daß das, was der Pfarrer und die im Dorf als ein gutes Werk und für den Frieden annehmen, nichts ist als der heimliche Krieg, der Krieg gegen mich und gegen alle da oben. Er hat einen harten Schädel, der Russi, und wenn ihn keiner erkennt, so erkenne ich ihn. Jetzt zieht er den Pfarrer mit Geschenken ein, und —" der Furrer verzog den Mund spöttisch — „es würde mich wundern, wenn er den nicht gewänne. Hat er den Pfarrer, dann hat er auch die im Dorf bald, und wenn er sie alle sicher weiß, dann kommt er und zahlt zurück, was man ihm vor Jahren angetan hat. Ich weiß nicht, was er im Sinne hat, was er uns antun will; aber wirst sehen, Bub, so wird er es anstellen; und denk daran, daß ich es gesagt habe."

Tobias hörte der Erklärung gesenkten Kopfes zu. Er war bleich, und es schien ihn etwas zu quälen.

„Ihr seid doch nicht ängstlich, Großvater?" sagte er, nachdem der Furrer geendet hatte.

Der lachte rauh auf. „Aengstlich? Fragst das im Ernst, Bub? Gib ihm Zeit, dem Russi, bis ich ihn fassen kann, dann komme ich schon an ihn. Er ist schlau," fügte er nach einer Weile hinzu, „er legt Schlingen wie ein Jäger, der mit dem offenen Gewehr nichts ist. Und darum eben heißt es aufpassen, auf der Wacht sein und zusammenstehen, hörst, Bub, zusammenstehen und sich nicht blenden lassen durch sein Großtun und sein Guttun und ihm feind sein, so bitter feind, wie einem — der dir — die Mutter geschändet hat."

Der Alte hatte sich aufgerichtet. Seine grauen Brauen fuhren zusammen, es loderte etwas Wildes

in seinem Blick. Seine Rede war lauter und grollender geworden, und seine beiden Hände hatten des Tobias' Rechte gepackt. Die Art des Großvaters riß den mit sich fort.

„Ihr könnet zählen auf mich,“ sagte er. Und als er es gesagt hatte, fühlte er wieder etwas wie Reue in sich und wie Qual, als stände der Russi, gegen den er sich eben verschworen hatte, ihm nahe.

Der Furrer preßte seine Finger. Jetzt schritt er bis zum Rand der Fluhwand vor. Der Schlag eines Sprengschusses kam dumpf aus der Tiefe, und helle, klingende Eisenschläge tönten von dem zur Rechten liegenden Steinbruch herauf. Der Präses trat mit dem schweren Schuh den Rasen, da ging es wie ein Knistern und Brechen im steil abfallenden Erdreich neben den Fluhwandplatten, ein paar Steinchen schlugen deutlich unten in der Tiefe auf, und wo der Fuß des Bauern aufgetreten hatte, war eine tiefe, wasserziehende Spur und ein schmaler, aderartiger Riß.

„Tobias!“ rief der Präses den zurück, als er sich eben entfernen wollte. „Siehst das?“ fragte er den Zurückkommenden.

Der Tobias erschrak leicht. „Was ist da los?“ fragte er.

Der Furrer führte ihn einige Schritte näher an den Gaden, da fanden sie wieder den Mattenboden gespalten, und als der Präses ihn ganz nah an die Gadenmauer treten ließ, sah Tobias, wie ein senkrechter Riß vom Boden aus halbmannshoch in der Mörtelwand klaffte.

„Wasserdruck nach dem Steinbruch hin,“ sagte der Präses. „Wenn sie da unten ein Jahr lang hineinbohren, reißen sie mir meinen Berg und meinen Gaden ein.

„Das muß dem Russi zu wissen getan werden," sagte der Tobias.

„Verklagen werde ich ihn," entgegnete kalt der Alte.

„Wenn er kein Narr ist, sorgt er auch, ohne daß das Gericht dazwischenkommt, daß einem Unglück vorgebaut wird. Ich will selber hinab zu ihm morgen und mit ihm reden."

„Du?" fuhr der Präses zurück. Dann besann er sich. „Ich will es mir überdenken."

Schweigend schritten sie zum Hofe zurück.

Am folgenden Morgen stand Tobias zum Ausgang gerüstet in der Wohnstube. Er hatte einen sauberen Rock angelegt und den schwarzen Filz aufgestülpt. Die Tür nach dem Ratszimmer stand offen, drüben saß der Präses hinter seinem Ratsprotokoll.

„Ich gehe jetzt zu dem Russi hinunter," sagte der Tobias, unter die Tür der Nebenstube tretend.

Der Furrer zog die Brauen auf. Sie hatten nicht mehr über die Angelegenheit gesprochen. Aber der Alte war schon zu sehr gewohnt, den Buben in allem, was das Gut betraf, selbständig handeln zu lassen.

„Wenn du durchaus selber hin willst, so geh," sagte er, ein andres Bedenken niederschlagend, als er die ruhige Art des Tobias sah, der an das Geschäft wie an ein alltägliches ging.

In diesem Augenblick trat Rosi herein, einen Armvoll Wäsche tragend.

„Wohin willst denn du?" fragte sie, mitten in der Stube den Schritt verhaltend, als sie den Tobias sah.

„Zu dem Russi hinunter, es ist etwas abzumachen mit ihm," beschied sie Tobias und schritt zur Türe.

Die Rosi ließ die Wäsche aus den Fingern gleiten. Ihre Augen öffneten sich weit. „Zu dem Russi — du?" stotterte sie halblaut.

Aber Tobias war schon aus der Stube gegangen und hörte nicht mehr, noch sah er das schweigende Entsetzen, das in den Mienen der Mutter lag.

„Tobias!“ kreischte das Weib auf. Die geschlossene Tür und das Knarren der Treppe, über die der Tobias hinabstieg, dämpften den Schrei zu sehr, als daß er den Burschen zurückgebracht hätte.

Dann trat der Präses in die Wohnstube.

„Laß ihn gehen,“ sagte er finster. „Was schreist wie ein Narr?“

„Zu dem, zu dem!“ stieß Rosi hervor und war fahl wie eine Gestorbene. „Wenn er es errät!“

„Meinst, das tut etwas?“ fuhr der Furrer auf. „Da kennst den Buben schlecht! Nur noch mehr würde es ihn lehren, was er von dem da unten zu halten hat. Und uns geht er nicht verloren! Der ist treu wie Gold, der hält zu mir, da kannst sterben dafür, wenn keiner mehr mit mir und wider den Hudel hält, der Tobias und ich kommen nicht auseinander. Jetzt weißt, warum ich ihn ruhig habe gehen lassen, ganz ruhig.“

Rosi las ihre Wäsche zusammen. Sie schwankte und sah gebrechlich aus wie eine Alte. Aber sie wagte kein Wort mehr. Nur als sie, ohne daran zu denken, daß sie hatte in der Stube lassen wollen, was sie wieder hinaustrug, sich davonschlich, murmelte sie ein „Mein Gott!“ in sich hinein und sah die schlimmen Tage wieder kommen, die ihr die Jugend vergiftet hatten.

Einundzwanzigstes Kapitel

Tobias schritt gemächlich vom Hof hinweg und stieg sinnend über den Weilerweg hinab. Es war ein grauer Tag. Die Nebel hingen über den Bergen, wie ein dünnes Gespinst die höchsten Tannen streifend. In den Lüften war eine reglose Ruhe, die Stille und das fahlgraue Licht hatten etwas Drückendes.

Der Bursche verlangsamte die Schritte, je näher er dem Weiler kam. Es fiel ihm plötzlich ein, er habe eine schwere Sendung übernommen. Wollte er in des Präses Sinn handeln, so mußte er schroff an den Russi geraten und von Anfang an den Gegner nicht verhehlen. Aber es war ein Zwiespalt in ihm, und er fühlte trotz allen guten Willens nicht recht, daß auch er den Russi haßte. Warum sollte er? Jener hatte ihm nichts zuleid getan. Und wenn er mit dem Großvater und denen von Fruttnellen einen alten Span hatte, der Russi, je nun, es war noch nicht erwiesen, auf welcher Seite das Recht war; die Fruttneller waren nicht die unfehlbarsten. Selbst der Großvater nicht! —

Als er in seinem Sinnen so weit gekommen war, fiel es ihm ein, daß er nicht nach dem Grund jenes alten Streites fragen sollte. So brauchte er auch nicht daran herumzugrübeln. Er lächelte heimlich: als ob es ihn plagte, wenn er es nicht wußte!

Er erreichte jetzt den Steinbruch. An die hundert Arbeiter schafften auf dem Platze. Einige hingen an Gerüsten hoch oben an der jähen Wand und schnitten die Platten und die mächtigen Blöcke, welche andre auf dem von Granitstücken besäten Platz teilten und behauten. Der Klang zahlloser Meißel gab ein sonderbares Trommelgeräusch. Von einer Stelle des Bruches aus fuhr ein mit fertigen Steinen beladener Rollwagen abwärts dem nahen Bahnhof zu, an einer andern waren Leute beschäftigt, mittels eines Kranes gewaltige, behauene Quadern auf ein Lastfuhrwerk zu laden. Tobias blieb stehen. Es regte sich eine leise Bewunderung in ihm für den Mann, der einmal, wie sie sagten, Kühknecht gewesen war und nun die ganze Schar der Arbeiter da oben lenkte und im Zaum hielt.

„Da oben schaffen sie etwas zusammen,“ sagte einer neben ihm. Ein Weiler-Bauer mit einer Milchtanse auf dem Rücken, war des Wegs gekommen und stand bei ihm still.

Tobias nickte.

„Und schwer Geld verdient er, der Russi,“ fuhr der Redselige fort. „Der ist schon siebenmal ein Herr und geht doch herum wie unsereiner und schafft sich ab.“

„Er versteht sein Geschäft,“ erwiderte Tobias, nur um etwas zu sagen.

Da verfiel der Bauer in ein großes Rühmen, was der Russi für ein überaus Gescheiter und Fleißiger und Guter sei, bis Tobias ihn mit einem trockenen „So, so, ja, ich glaube es schon,“ stehen ließ und seines Weges ging. Er hielt nach dem Russi auf dem Steinplatz Umschau, sah ihn aber nicht; so mußte er ihn zu Hause aufsuchen.

Er kam am Bahnhof vorüber, überschritt die Räfisbachbrücke und gelangte nach dem Hause des Steinbruchbesitzers. Als er die drei Vorstufen zu der fürnehmen Haustür emporstieg, überkam den zu Hause so Sicheren eine Linkischheit, die Hand zitterte ihm, die er auf die metallene Klinke legte, und ehe er aufdrückte, prüfte er noch einmal seinen groben dunkeln Anzug. Der Staub hatte seine derben Schuhe weiß gefärbt; er zog sein großes, rotgeblümtes Taschentuch und staubte sie ab; das Blut stand ihm in den Wangen derweil. Dann erst trat er ins Haus und schritt über einen schmucklosen Flur, der nur heller und neuer aussah als der getäfelte des Hochfluhhofs, einer Stubentür zu. Ehe er sie aber erreichte, ging sie auf und eines der Mädchen stand in ihrem Rahmen.

Tobias nahm den Hut in die Hände. „Tag", grüßte er.

„Tag," grüßte die dunkelhaarige Pia zurück und zog die Tür einwärts, daß er eintrete.

Er schabte die Schuhe an der vor der Tür liegenden Strohmatte ab und stolperte über die Schwelle. Als er in die große helle Stube trat, wurde ihm leicht. Das war eine Bauernstube wie eine andre, nur die Diele war etwas höher, daß keiner sich bücken mußte, wenn er aufrecht stand. Aber das weißtannene Getäfel machte den Raum traulich und die Möbel, der große, schwere, rohplattige Tisch, die Stabellen, der unbemalte Glasschrank, das mit geblümtem Ueberzug versehene Ruhebett, alles das prunkte nicht und war just so bäuerisch wie der Russi selber. Einzig der kleine „herrische" Nähtisch am Fenster, daran das jüngste der Mädchen stichelnd saß, paßte nicht recht unter das andre Zeug. Aber die Mädchen selber?

Dem Tobias wurde das Herz warm. Die Pia, die ihm geöffnet hatte, trug eine grobe Schürze umgebunden und hatte die Aermel von den blanken zarthäutigen Armen hoch hinaufgestreift; sie schien an einer Fegarbeit gewesen zu sein, denn sie hielt noch ein nasses Tuch in den Händen. Die jüngste, die Marie am Nähstock, trug einen flickigen, wenn auch sauberen, kurzen Rock, rauhwollige Strümpfe und schweres Schuhwerk und nur die älteste, die Josepha, hatte in ihrem Trauerkleid, aus dem Hals und Hände weiß und zart schimmerten, ein Aussehen und Wesen, wie es in den Bergen nicht gewöhnlich war.

Josepha erhob sich vom Tisch, wo sie beschäftigt gewesen war, Einträge in ein Buch ihres Vaters zu machen. Tobias wußte selber nicht, wie es kam, daß er die Pia übersah und sich an das schlanke, blonde Mädchen wendete.

„Ich möchte mit dem Herrn, dem — dem Christen Russi sprechen," sagte er.

Pia nahm ihm sein Sich-abwenden übel. Dann fiel ihr ein, daß sie nicht im Gewand war, Gäste zu empfangen. Sie tat einen Blick an sich herunter, wurde rot und lief aus der Stube. Auch das Kind packte zusammen, es war ein scheues, das vor jedem Fremden davonlief, und das Blut in den Backen, drückte es sich auch jetzt mit seiner Arbeit ins Nebenzimmer.

„Der Vater ist nach Intschi hinunter," sagte die Josepha, dann aber, auf eine kleine, in geschnitztem Gehäuse an der Wand hängende Uhr schauend, fügte sie hinzu: „aber er kann jeden Augenblick zurückkommen. Nehmt Platz derweil, wenn Ihr warten könnt."

Sie schob dem Tobias einen Stuhl hin.

Der bezwang seine Scheu und ließ sich am Tisch nieder.

„Einen Augenblick kann ich schon warten.“

Josepha setzte sich an ihren alten Platz ihm gegenüber. Tobias staunte, wie still und sicher sie war. Es war ihm wohl in ihrer Nähe; er zürnte nicht, daß der Russi noch nicht da war. Dennoch wollte zuerst kein Gespräch aufkommen. Tobias wußte nicht, wie er das Mädchen anreden sollte.

„Wo kommt Ihr her?“ fragte da Josepha. Dabei sah sie ihn mit einem offenen, großen Blick an, in dem eine sonnige Wärme lag.

Des Tobias Augen leuchteten auf, als wäre ihm eine Freude geschehen.

„Von Fruttnellen,“ gab er Bescheid auf des Mädchens Frage.

Es war, als ginge ein leichter Schatten über das Gesicht der Josepha. Sie schwieg. Aber Tobias war redelustiger geworden.

„Ich bin der Tobias Furrer vom Hochfluhhof,“ sagte er.

„So, so,“ sagte die Josepha. Ihr Wesen war kälter.

„Seid — bist du gern hierheroben, Mädchen?“ raffte sich Tobias wieder auf.

„Warum nicht? Es ist überall schön, wo man daheim ist,“ erwiderte sie.

Dem Tobias war ihre Zustimmung zu kühl. Er hing mächtig an dem heimischen Bergland.

„Du wirst schon noch sehen, wie schön es hier ist, wenn ihr erst einmal ein paar Jahre da seid,“ sagte er. „Du mußt einmal ins Tal hinein bis zum Gwüestboden oder bis an die Siebenspitzalp, oder hinauf auf die Seelialp. Weißt, so in die Höhe, daß

du meinst, du könntest den blauen Himmel mit den Händen erlangen! Da ist alles um dich hell und groß und klar, die Sonne wie Gold, und die Berge stehen da wie des Herrgotts ewige Kirchen. Da wird einem weit ums Herz und man freut sich, daß der Herrgott einen hineingestellt hat in die schöne Welt, und —" er brach plötzlich ab. „Ja, geh nur einmal hinauf, Mädchen," sagte er väterlich nüchtern, „wirst dann schon sehen, daß ich recht habe."

Josepha sah ihn erstaunt an. Er war aus sich herausgetreten. Seine groben, bäuerischen Züge waren von einer an ihnen doppelt befremdenden Begeisterung durchleuchtet gewesen und in seinen Augen hatte ein schönes Feuer geglüht. Josepha vergaß jetzt, daß er ein Fruttneller war.

„Ihr seid gern hier," sagte sie, „das kann man Euch anmerken."

„Ja," nickte der Tobias trocken in sich hinein.

„Nun, Ihr habt es auch schön, das Tal gehört Euch mehr als andern Leuten."

„Nicht mir, dem Großvater," gab er zurück.

„Ich habe von ihm erzählen hören," sagte Josepha mit schärferem Ton, der den Tobias aufschauen machte.

„Der Ratsherr Furrer ist jetzt manches Jahr allein da oben Herr gewesen," sagte das Mädchen.

„Wer hätte es sonst sein sollen! Sie haben keinen als ihn," gab der Tobias zurück, die ehrliche Bewunderung für den Großvater klang durch seine Rede.

Da schwieg Josepha und sah ihn wieder forschend an und eine ganze Weile saßen sie so stumm einander gegenüber. Wenn sie aber aufschauten, trafen sich ihre Blicke, und sie wußten nicht, warum ihre Herzen dabei schneller schlugen.

„Der Vater kommt lange nicht," sagte Josepha endlich und stand auf. Sie trat ans Fenster und schaute nach der Straße hinüber, die nach Intschi führte.

„Soll ich lieber ein andres Mal kommen?" fragte Tobias.

„Wie Ihr wollt," gab Josepha zurück. Und dann sah sie den Russi aus dem Intschiwald daherschreiten.

„Er kommt," sagte sie. Es war, als atme sie auf.

Ein Zwang schien danach von beiden genommen zu sein. Tobias hatte sich auch erhoben und nebeneinanderstehend, vertraulich, als hätten sie sich schon seit Jahren gekannt, schauten sie hinaus, wie der Russi sich näherte.

Als dieser kurz nachher eintrat, stand Tobias hinter dem Tisch und richtete sich auf, der Kopf saß ihm aufrecht im Nacken. Josepha ließ, ins Nebenzimmer tretend, die Männer allein.

„Ich bin der Tobias Furrer vom Hochfluhhof," sagte der Fruttneller, nachdem Russi gegrüßt hatte.

Der Steinhauer verriet mit keinem Mienenzucken, daß ihn der Besuch überraschte. Er warf nur einen scharfen, geraden Blick auf den Tobias und ergriff einen Stuhl, darauf er sich niederließ, jenem einen andern weisend. Als Tobias seinen Namen nannte, ging er darüber hinweg, als wüßte er längst, wen er vor sich hatte.

„Und?" fragte er kurz.

Tobias legte dar, warum er gekommen sei, daß das Wasser der Hochfluhgadenmatte nach dem Steinbruch drücke und daß der Russi sich vorsehen und Verbauung treffen möge.

Der andre hörte zu und der Ausdruck seines

Gesichtes verhärtete sich langsam. Er saß in seinem zertragenen Arbeitsrock, den Stock noch in Händen, den er bei seinem Gang benutzt hatte, da. Einmal fuhr er sich mit den Fingern in das volle Haar, dann war es, als rissen sich die scharfen Falten tiefer in seine Stirn und Schläfen.

„Das weiß ich alles," sagte er rauh, „den Weg hättest du dir ersparen können, Furrer-Tobias, eurem Gaden und eurer Matte geschieht nichts."

Tobias zog die Brauen zusammen. Die vertrauliche Anrede wurmte ihn und die Gleichgültigkeit, mit welcher Russi seinen Bericht aufnahm, brachte ihn auf.

„Ich meine doch, Ihr solltet die Sache ernster nehmen. Der Großvater spaßt nicht gerne, und Ihr braucht nicht lange zu machen, so habt Ihr einen Prozeß auf dem Hals," sagte er mit leiser Erregung.

Ein Blitz entfuhr den Augen des Russi. „Dein Großvater soll sich in acht nehmen. Ich kann so gut zahlen wie er, und die Zeiten sind vorbei, da der Präses von Fruttnellen jeden Prozeß gewonnen in der Tasche gehabt, bevor er ihn nur angefangen hat."

Tobias stand auf. Es ließ sich etwas wie Trauer von seinem Gesicht lesen, als er sagte: „So wollt Ihr also die Sache nicht untersuchen? Ich hätte gemeint, es würde sich leichter mit Euch reden lassen; ich habe Euch für keinen ungeraden Mann gehalten."

Es mochte die Ruhe und Würde, vielleicht der Ton seiner Stimme sein, die den Russi erregten. Er erhob sich heftig und öffnete plötzlich die Arme, als ob er jenen an sich drücken wollte. Aber er legte ihm nur die Hand auf die Schulter und sagte:

„Dich habe ich nicht zornig machen wollen, Bub."

Er schluckte an der Rede, als hätte er einen Seufzer unterdrückt. Dann hieß er den Tobias ihm nach dem Nebenzimmer folgen. Er winkte ihn ans Fenster, das nach dem Steinbruch hinüberschaute, und deutete nach der Höhe, wie die riesige Granitwand Erdreich und Buschwerk trug. Das Dach des Hochfluhhofgadens war dort noch sichtbar, und links davon, wo die Wand endete, ließ sich leicht der gelbe Lehmstreif erkennen, durch den hinab die Sammelwasser der Hochfluhhofmatte sickerten.

„Seit einer Woche wird dort nicht mehr gearbeitet," erklärte der Russi," und die Felswand ist sicher genug. Wenn ihr aber gar so ängstlich seid, so will ich morgen mit ein paar Arbeitern hinauf und will den Lehmgrund mit Bäumen unterschlagen lassen. Genügt euch das?"

„Ja," sagte der Tobias und wunderte sich über die plötzliche Willfährigkeit des andern.

Dann sich besinnend, streckte er dem Russi die Hand hin und wandte sich zum Gehen. „Ich will dem Großvater Bericht bringen," sagte er.

Es war, als vermeide der andre seine Augen. Nur seine Hand behielt er so lange in der seinen, daß Tobias noch einmal sich zurückwendete, in der Meinung, der Russi habe ihm noch etwas zu sagen.

Da öffnete dieser seine Finger und gab seine Hand los. „Ade," sagte er und wendete sich jäh von ihm ab.

Tobias drückte hinter sich die Tür in die Klinke; von des Russis Art befremdet, durchschritt er langsam den kleinen Flur und trat vor das Haus. Als er die paar Treppenstufen hinuntersteigen wollte, stand Josepha vor ihm. Sie hielt eine Handvoll Grünzeug, das sie in den hinter dem Hause angelegten Gartenbeeten geholt hatte.

„Wollt Ihr jetzt wieder fort?“ fragte sie, wie man so gedankenlos fragt.

„Ja,“ sagte Tobias. Er gab ihr die Hand. „Ade, Mädchen,“ sagte er erregt, als wäre etwas Großes bei dem Auseinandergehen.

Josepha legte ihre weiche, wohlgeformte Hand in seine große Tatze, ihre Finger schlossen sich einen Augenblick ganz fest um die seinen.

Das Blut schoß dem Tobias zu Kopf. „Ade, Mädchen,“ grüßte er noch einmal und leuchtete sie mit seinen dunkeln Augen an. Dann ging er.

Als er über den Weilerweg hinaufstieg, vergaß er, nach dem brüchigen Felsen zu spähen. Er saß in Gedanken noch einmal bei der Russi-Josepha in der Stube.

Er konnte nicht wissen, daß inzwischen zwei sonderbar düster ausblickende Augen ihm nachschauten, wie er langsam um die Wegwindung verschwand. Der Russi saß am Fenster; er ließ, als der Tobias verschwunden war, den Blick nach dem Felsen gehen, durch den die Lehmrinne ging. Seine Lippen legten sich schmäler und schmäler aufeinander, bis das steinfarbene Gesicht einen Ausdruck bitterster und nicht auf Spaß oder Lust gerichteter Entschlossenheit trug.

An dem Tage zeichnete der Russi in einen großen Plan gewundener Wege einen neuen mit scharfen Grenzen ein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Vor drei Wochen hatte Christen Russi seinen Aufseher, den Giacomo, zum Hochfluhhöfler geschickt. Die Druckstelle an der Gadenmatte sei untersucht und gestützt, er möge sich beruhigen! Der Präses fuhr den Giacomo rauh an: Gut, es sei recht, und besser sei es, wenn die Arbeit gut gemacht worden, sonst wüßte er einen, der dem Russi Beine machte! Danach durchstöberte der Alte seine Matte noch einmal nach Rissen und fand nichts, als daß die wasserreiche Matte ihm noch feuchter als sonst, fast sumpfig erschien. Er stieg auch nach dem Steinbruch hinab zu einer Zeit, da Russi, wie er in Erfahrung gebracht hatte, fern war, betrat den Bruch, als sei er der Eigentümer, fragte und grüßte nicht, sondern stieg so weit hinauf, als Weg war und musterte die Lehmstelle lange mit scharfen Augen, sah die Verbauungen, die Russi getroffen, und weil er nicht wohl selber an der senkrechten Wand hinaufklettern konnte, von der die Gerüste verschwunden waren, so entdeckte er nichts Beunruhigendes. Vor sich hin murrend und verdrossenen Gesichts ging er nach Hause.

Seitdem war nichts vorgefallen, was weiter seine

Sorge oder seinen Zorn hätte wecken können. Die Tage wurden herbstlicher, aus dem Tale herauf pfiff eine scharfatmige Bise, welche die ersten dünnen Eisbänder an die Bergwände legte und den Mattenboden härtete, daß er hallte unterm Bauernschuh, wenn ihn der beschritt.

Die Welschen im Steinbruch, die wie die Zugvögel sind und keinen kalten Tag ertragen, packten auf, die Schar der im Bruch arbeitenden lichtete sich täglich und es hieß, Russi stelle schon nach der Weiler Kirchweih die Arbeit für den Winter völlig ein. Da fragten sich die Fruttneller, ob Russi wohl dennoch im Weiler zu überwintern gedenke, und einer, der Ochsenwirt, bei dem seither der Steinbruchbesitzer ein- oder zweimal verkehrt hatte und der auf ihn wohl zu sprechen war, gab ihnen Bescheid: Freilich würde er dableiben, er, der Ochsenwirt, hätte es von ihm selber gehört.

Indessen kam die Weiler Kirchweih heran. Das war von alters her ein Fest, zu dem die Jungmannschaft der Nachbarorte zusammenlief und das mehr galt als die Kirchweihen von Fruttnellen und andrer größerer Orte. Die Fruttneller hatten während einiger Jahre am Weiler-Ehrentage gefehlt; diesmal rückte wie in früherer Zeit von Buben und Mädchen alles aus Fruttnellen aus, was nicht durch Körpergebrechen im Bett oder doch auf der Holzbank zurückgehalten wurde.

Im Weiler hatten sie seit manchem Tag geschmalzen und gebacken, im ärmsten Häuslein häuften sie die Krapfen, damit keiner, der zu Gast kam, unbeschenkt von dannen gehe.

Im Gasthaus zum Bahnhof tanzten die Weiler schon um vier Uhr nachmittags, daß das Haus wackelte. Da saß in der großen Wirtsstube auf dem Ofen des

Mariannis Hans, ein langer, einäugiger, unsauberer Gesell, mit seiner Handharmonika und neben ihm strich der neue Fruttneller Lehrer, der selber so schmal und dünn war wie ein Geigenbogen, ein urgraues Geigenholz, das weder eine Stradivari noch eine Amati war, sondern aussah wie die Hühnertröge, welche die Bahnhofwirtin sich aus Zigarrenkisten zuwege zimmerte.

Als es dunkelte, wurden zwei Hinterstuben geöffnet für die, welche Essen und Trinken begehrten. Um acht Uhr abends kam Russi mit seinen beiden älteren Mädchen herüber. Es schien, daß er zeigen wollte, wie er nicht stolz sei, und die Weiler dankten es ihm durch mächtige Höflichkeit und schafften ihm und seinen Töchtern in dem argen Gedränge der Wirtsstuben Raum und Sitz.

Es war nicht lange danach, daß als einer der letzten der Fruttnellergäste der Felix Furrer in die gleiche Stube trat und sich an einen Tisch niederließ, der mit jungen Leuten seiner Bekanntschaft besetzt war. Ein Hallo grüßte ihn und ein halbes Dutzend Fäuste strecken ihm ebenso viele Gläser des dicken welschen Weines unter die Nase, daß er Bescheid tue. Er griff eines heraus und ließ die Begrüßung der andern über sich ergehen, zwang sich auch, ihre Scherze zu belachen und zu erwidern, aber es lag eine Befangenheit in seinem Wesen, die er nicht sogleich überwand.

Der Felix war mit einem heillos schlechten Gewissen gekommen. Daß er zur Kirchweih ging, daran war nichts Außergewöhnliches, das hatte ihm keiner zu erlauben oder zu verbieten, darum kümmerte sich auch der alte Hochfluhhöfler selber nicht. Aber der Tobias war ihm just vor einer Stunde, da er vom Essen aufgestanden und nach ihrer gemeinschaftlichen Kammer gegangen war, mit einer Bemerkung in die

Quere gefahren, die ihn um gute Laune und Sicherheit gebracht hatte.

„Du gehst an die Kirchweih?" hatte Tobias gefragt, der hemdärmelig und in den Stallkleidern zugeschaut hatte, wie er sich feiertäglich herausputzte.

„Ja, kommst nicht mit?" erwiderte er und bekam die Antwort, die er heimlich wünschte.

„Nein," stieß Tobias in einem rauhen Ton heraus. Und dann mochte er die Hast, mit der Felix sich ankleidete, und die Ungeduld, mit der er fortzukommen drängte, bemerken. Er nahm plötzlich die Pfeife aus den Zähnen und stellte sich gerade vor ihn hin, während er, der Felix, just das neue bunte Seidentuch um den blitzblanken Hemdkragen band.

„Felix," sagte Tobias.

„Was ist?" murrte er zurück.

„Es wäre besser, daß du dabliebest."

„Nun warum jetzt? Es fällt mir doch gar nicht ein!" Als Felix das sagte, wußte er wohl, was dem andern auf dem Herzen und schon auf der Zunge lag.

„Nun so, wenn du doch gehst, laß das Russi-Mädchen aus dem Spiel, wenn es dort sein sollte," redete der sonderbare Warner auf ihn ein.

Und da, weil er just mit Herausputzen zu Ende gekommen war, murmelte er ein ärgerliches „Ach, blas mir" hin, wendete sich Hals über Kopf nach der Tür und stürmte mit hochrotem Gesicht davon. Und alles nur, weil ihm das Herz im Leibe zitterte, daß ihn noch irgend etwas oder irgend einer zurückhalten könnte.

Felix hatte nun, was er gewollt, aber es war ihm doch übel zumute.

Sein Gewissen kam erst zur Ruhe, als er drüben

den Russi und seine Töchter bemerkte. Eine wunderbar sieghafte Laune faßte ihn dann plötzlich. Seine Augen blitzten. Den Hut hatte er beiseite geworfen; er zog sich das Kragentüchlein zurecht, das aus der dunkeln Weste hervorleuchtete und die Mädchen in der ganzen Stube zöckelte.*)

Dann stand er auf und bahnte sich einen schnurgeraden Weg zum Tisch des Russi hinüber. Dieser stand an einem Nebentisch mit einem Bauern im Gespräch.

„Ist es erlaubt?" fragte Felix die jüngere der Russi-Mädchen.

Pia, die zum erstenmal zum Tanz ging und ihn mit glänzenden Augen schon von weitem angeblitzt hatte, als könnte er keine andre fragen kommen, stand, als die Einladung an sie erging, mit freudiger Hast von ihrem Stuhle auf und legte ihre Hand in die seine.

Des Russis Töchter hatten die Trauer abgelegt. Es war leicht zu erraten, daß die Burschen sich um sie drängen würden. Auch Josepha wurde gleich nach der Schwester weggeholt; so kam es, daß Russi nicht darauf achtete, wer seine Mädchen zum Tanz führte.

Als Felix mit Pia in den Flur trat, war im Gedränge nur ein schrittweises Vorwärtskommen. Es war deshalb nichts Erstaunliches, daß der Bursche, um sein Mädchen nicht zu verlieren, ihm den Arm fest um die schlanke Hüfte legte.

Die Pia sah zum Anbeißen aus. Sie trug ein dunkelblaues einfaches Kleid, die Haut des Halses stach weiß davon ab, und das wellige Haar schien sich dunkler denn sonst um den schön geformten Kopf und über die gerade Stirn zu legen. Der Mund

---

*) zöckeln = anziehen.

war klein; über der zierlichen Stumpfnase lugten die blauen Augen unter schwarzen Brauen hervor, wie Blumen aus verborgenem Wiesendunkel. Sie schauten im Flur mit einem strahlenden Blick in die des Felix.

Sie errötete, als der Bursche den Blick bedeutungsvoll erwiderte, und als er ihre Hand preßte, schrak sie leise von ihm zurück. Dann betraten sie die Stube, wo getanzt wurde. Felix legte den Arm fester um das Mädchen und erwies sich als guter Tänzer. Pia vergaß, ihm seiner allzu großen Vertraulichkeit halber zu zürnen. Als der Tanz endete und er, ihre Hand in der seinen pressend, um einen weiteren bat, nickte sie nur mit dem Kopfe und blieb an seiner Seite. Felix zog sie in eine Ecke, wo sie vor neugierigen Blicken aus den Wirtsstuben sicherer waren. Dann stellte er sich vor sie hin und zwang sie, ihm ins Gesicht zu sehen.

„Weißt, daß ich schon lange nach dir ausgeschaut habe?" sagte er, und seine Stimme zitterte so sonderbar, daß es ihr zu Herzen ging. „Kennst mich nicht, gelt?" fragte er dann.

„Ihr seid keiner vom Weiler," sagte das Mädchen scheu, aber sie nahm die Hand nicht aus der seinen.

„Ich bin der Felix Furrer vom Hochfluhhof da oben," wies der Bursche über seine Schulter zurück in der Richtung nach Fruttnellen.

Pia fuhr zusammen und spähte erschreckt nach der Tür.

„Was hast? Reut es dich, daß du mir noch einen Tanz versprochen hast?" fragte der Felix ungeduldig.

„Nein — nein — aber der Vater — wenn er sieht, daß ich mit Euch tanze!"

Felix begriff, aber er verstand zu schmeicheln. „Dein Vater und mein Großvater sind im Streit, du hast recht. Aber ich — habe ich dir etwas zuleid getan, Mädchen? Und tust mir nicht den Gefallen? Ich — ich bin ja doch nur wegen dir gekommen!“

Die Pia konnte nicht wissen, daß ihr der Bub seit Wochen schon nachstrich. Die Erklärung war plötzlich. Sie schaute ihn halb ängstlich und mißtrauisch, halb liebevoll an. Dann hob die Musik wieder an, und sie schmiegten sich aneinander, ein wenig fester schon, ein wenig vertrauter und wußten selber nicht, wie rasch ihre Vertraulichkeit wuchs. Als sie nach einer Weile außer Atem innehielten, senkte Pia die Augen.

„Schau mich an,“ flüsterte Felix.

Sie schauten einander an; ihre Blicke hatten etwas Scheues.

„Gibst mir noch einen Tanz?“ fragte der Felix.

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Später?“ drängte er.

„Nein, nein,“ stammelte sie und wollte weg von ihm.

Er hielt ihre Hand fest.

„Einen einzigen,“ bat er. „Ich will mit keinem andern Mädchen mehr tanzen, ich will nur warten, bis du wieder hierher kommst und noch einmal mit mir antrittst.“

Das Mädchen schwieg noch immer und fror vor Angst, daß man sie rufe.

„Willst, willst es mir zulieb tun?“ bettelte der Felix.

„Ja,“ quälte sie da die Gewährung leise hervor und riß sich los. Mit glühroten Wangen lief sie in die Wirtsstube zurück und an des Vaters Tisch.

Der Russi war eben aufgestanden, nach dem Mädchen zu sehen, die Josepha saß mit ernstem Gesicht dort, aber die Pia nahm sich gewaltig zusammen, lachte und meinte: sie habe sich halb zu Tode getanzt.

„Mit wem?“ fragte der Russi.

„Mit einem, den ich gar nicht gekannt habe.“

Sie schrak heimlich zusammen; sie hatte dem Vater die erste Lüge gesagt. Als sie sich neben ihn setzte, legte sie wie zur Abbitte die Hand auf seine breite, auf den Tisch sich stützende Faust.

„Hat denn der dich nicht an den Tisch zurückbringen können?“ warf der Russi trocken ein.

Da log das Mädchen in heißer Erregung zum zweitenmal. „In dem Gedräng! Ich bin von ihm losgekommen und so bin ich halt allein hierher gelaufen.“

Russi achtete kaum mehr auf den Bescheid. Er bemerkte einen andern Bekannten und stand auf, ihn zu begrüßen.

„Uebertreibt es nicht, Mädchen,“ mahnte er die beiden im Davongehen.

„Pia,“ sagte Josepha plötzlich, als er außer Hörweite war. Ihre Augen blickten halb in Zorn, halb in Trauer.

Die Jüngere sah verlegen zu ihr hinüber.

„Du weißt doch, wer er gewesen ist, so gut wie ich,“ sagte Josepha.

„Kennst du ihn denn?“ Sie war blaß geworden.

„Ja, vom Sehen,“ er ist der Bruder von dem, der einmal beim Vater war, von dem Hochfluhhofbuben.“

Pia hing den Kopf.

„Nimm dich in acht, wenn es der Vater erfährt, er versteht keinen Spaß, was die angeht.“

Da stand das jüngere Mädchen fast jäh auf. Ihre Augen füllten sich. „Ich will heim,“ drängte sie leise, aber in atemloser Erregung, ich will nicht hier bleiben.“

„Sei vernünftig,“ redete Josepha auf sie ein und zog sie auf den Stuhl zurück. Eine kurze Weile saßen sie schweigend nebeneinander, aber schon standen die Burschen wieder dicht um sie herum. Die Tanzaufforderungen regneten auf sie ein. Sie gingen wie ein bewundertes Schmuckstück aus der einen Hand in die andre. Was Wunder, daß auch der Felix Pia noch einmal fand! Es mochte Trotz sein, daß sie abermals mit ihm tanzte. Sie war jetzt blaß, ihre Augen glänzten, und ihre Brust flog in raschen Atemzügen. Die Finger der beiden waren verstrickt, sie lehnten fest aneinander.

„Hast mich gern?“ flüsterte Felix plötzlich mit heißem Atem inmitten des Gedränges.

Sie gab keine Antwort, drängte sich aber enger und wie ein nestelnder Vogel an seine Brust. Sie hatten sich der Tür genähert, die nach dem Flur führte.

„Wenn ich manchmal beim Zunachten an euer Haus komme und es ganz heimlich sein kann, willst mir dann eine Hand geben kommen?“ fragte Felix wiederum ganz heimlich.

Pia brachte die Worte nicht heraus.

„Sag ja, sag's doch,“ bettelte er.

Da stammelte sie ein hastiges „Ja“.

Und sie tanzten an der Tür vorüber.

„Pia,“ sagte da der Russi. Seine Hand griff zwischen das Paar hinein und zog das Mädchen mit einem unwiderstehlichen Griff aus der Tür.

Felix stand wie angedonnert. Wo war der hergekommen? Das Blut stieg ihm in die Schläfen,

einen Augenblick gelüstete ihn nach Streit und Lärm, dann warf er den Kopf auf, als wollte er sagen: ‚Du bist mir noch viel zu wenig, Steinhauer!‘ strich nach seinem Platze hinüber, nahm seinen Hut und verließ Stube und Haus.

Der Russi führte seine Tochter an seinen Tisch zurück. Sein Gesicht war weißer als das des erschrockenen Mädchens.

„Wenn ich dich noch einmal mit einem von denen zusammensehe, so schlage ich dich vor allen Leuten, daß dir die Mucken vergehen.“

Pia beugte sich vornüber, ihre Finger knüllten das weiße Nastüchlein im Schoß, zwei Tropfen fielen aus ihren Augen auf ihre Hände.

„Hast gehört?“ barschte der Russi.

Das Mädchen zitterte. „Ja, Vater, sagte sie, aber ihre Lippen waren aufeinandergepreßt und um den harten Mund spielte ein verborgener Trotz.

Es war nicht lange danach, daß der Russi mit seinen Töchtern das Tanzhaus verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Indessen stieg Felix bedächtig seinem Heimweg nach. Schon gleich vor dem Hause, als die Nachtluft ihm den Kopf kühlte, verging ihm der Trotz. Auf der Räfisbachbrücke dachte er ans Umkehren, so lag ihm schon das Heimweh nach Pia im Herzen, aber nach einiger Ueberlegung stieg er bergan. Die Leidenschaft brannte in ihm und verwirrte ihm den Kopf. Er war immer ein Mädchennarr gewesen, und ein- oder zweimal hatte er bei seinen Liebschaften auch schon an etwas mehr als an Spielerei gedacht, aber diesmal — so sann er in sich hinein —, diesmal ging es ums Glück. Und gerade diesmal, da ganze Berge im Wege standen! Schnaufend blieb er einen Augenblick stehen. Mitternacht war vorüber. Es wehte frostig aus dem Tale herauf, und einzelne Nebelfetzen krochen an den Bergen hinan, rissen sich an den Spitzen der Tannen auf, wie Schleier über spitze Pfähle gezogen, und gesellten sich gleich grauem Rauch zu den weißen Wolken, die still und schwer am Himmel standen. Hie und da blitzte ein Sternschein zwischen dem Gewölk hervor, aber es war ein so völlig verlorenes Licht, daß das Auge den Stern nicht fand, wenn es ihn suchte. Mit seinem

von Wein und Liebe dumpfen Kopf und seinem geplagten Herzen schleppte sich Felix mühsam und allmählich dem Hofe zu. Die Kirchenuhr, die immer ging, aber nie richtig und manchmal die Stunden schlug, wenn sie kaum zur Hälfte verronnen waren, tat einen Schlag, als er unter der Haustür stand. Langsam und rasselnd holte es aus und schlug und tönte lange und voll nach; es war, als setzte ein Vogel an und schwänge sich in stillem, gleichmäßigem Gleiten talzu gerade in die immer höher quellenden Dämpfe und Nebel hinein.

Felix zog den Hut ab und fuhr sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Es wurde ihm schwül, als er so dastand, als könnte im Hause noch einer wach sein, der ihn ausfrüge. Endlich drückte er sorglich auf die Klinke und trat hinein. Drinnen zog er die Schuhe aus und schlich sich wie ein Dieb über die Treppe hinauf in die Kammer. Auch die Kammertür tat er behutsam auf, und während er an sein Bett trat, lauschte er scharf nach dem Lager des Tobias hinüber. Es wurde ihm leichter, als er seine ruhigen Atemzüge zu hören glaubte. Aber als er sich des Rockes entledigt hatte und es wagte, nach dem Bruder sich umzusehen, saß der aufrecht in seinem Bett und bot ihm ein ruhiges:

„Grüß dich, Felix! Bist schon zurück?“

Felix erwiderte unwirsch den Gruß. „Bist du noch wach?“ fragte er ungeduldig.

Da blitzte ein Streichholz auf und Tobias entzündete eine neben seinem Bette stehende Kerze.

„Ich habe auf dich gewartet,“ sagte er.

Felix trat halb in die Stube hinaus. Der Zorn schüttelte ihn. „Daß du keine Predigt anhebst, oder beim Eid, ich laufe wieder davon.“

Tobias schaute ihn sonderbar an. „Ich will dir nicht mehr predigen," sagte er. Es klang, als wäre er mit sich zu Rate gegangen und hätte einen Entschluß gefaßt, der einer früheren Ansicht widersprach. „Ich will dich nur etwas fragen," vollendete er.

„So frag," murrte der Felix.

„Du hast mit dem Russi-Mädchen getanzt?"

„Geht das dich etwas an?"

„Wenn du mir auch keinen Bescheid gibst, ich weiß doch, daß du es gesehen hast. Ist — ist — es dir Ernst mit der Pia?"

„Aber sicher," fuhr es dem Felix heraus. „Aber. zuerst muß ich wissen, ob sie mich will," fügte er gedehnter hinzu.

„Das ist nicht das erste, was du zu wissen brauchst," sagte der Tobias. Ein braver Bursche kommt sicher an, wenn er will. Aber wenn je etwas daraus werden soll, dann mußt Geduld haben, viel Geduld, sonst verdirbst alles. Und das habe ich dir sagen wollen: Nimm dich zusammen! Ueberstürz es nicht! Und — und ich will dir helfen, wenn ich kann!"

„Ich habe gemeint — du hast getan als wolltest du mir dawider sein," sagte der Felix mißtrauisch.

„Wenn ich tun wollte, wie mich der Verstand heißt, müßte ich," sagte sinnend der Tobias, „aber dem Mädchen ist nichts nachzusagen —, daß sein Vater und der Großvater einander nicht mögen, ist ein schlimmer Zufall — darum, wenn dir's Ernst ist, rede ich dir's nicht länger aus, aber viel Mut wirst noch brauchen, bis es durchgesetzt hast. Und darum, und weil wir doch im Grund immer gut zusammengestanden sind, will ich dir helfen, so viel ich kann.

Aber laß Zeit, laß die Sache reif werden, — hast gehört?"

Dem Felix schlug die Laune um.

„Ich will schon Geduld haben und dankt' dir auch, und — wenn du nur wüßtest, was das Mädchen für eines ist!" plapperte er daher. Und während er sich auszog und ins Bett kroch, hörte er nicht auf, des Russi-Mädchens Lob zu singen.

Tobias ließ das Geschwätz über sich ergehen. Er hatte die Kerze gelöscht und redete nichts dazwischen. Nur einmal fragte er gleichgültig: „Ist das ältere, das blonde, auch dort gewesen?" Und als Felix bejahte, lag er wieder ruhig da, bis jener über seinem eignen Gerede eingeschlafen war. Da tat er einen tiefen Atemzug und die Augen an die niedere Diele gerichtet, die inmitten der Dunkelheit in ihrem weißgelben Holze herunterschimmerte, durchdachte er noch einmal das, was ihm seit des Felix Fortgehen am Abend im Kopf um- und umgegangen war.

Seit dem Besuche bei dem Russi war ein Zwiespalt in seinem Innern. Er war des Versprechens eingedenk, das er dem Präses gegeben, und das ihm, seit er jenen Gang nach dem Weiler getan hatte, ungeheuerlich erschien. Seit jenem Besuche vermochte er sich des Eindrucks nicht zu erwehren, daß der Russi ein Ehrenmann sei, und daß, wenn auch nicht alles, so doch ein gut Teil des Rechtes in dem Jahrzehnte alten Hader zwischen ihm und dem Hochfluhhöfler auf seiner Seite sein müsse. Noch mehr, es drängte ihn etwas diesem Russi nahe, etwas, von dem er sich nicht Rechenschaft zu geben vermochte, — war es der bloße Instinkt, der einem manche Menschen nach ihrem Aeußern und ihrem Wesen nach wenigen Augenblicken der Bekanntschaft wert macht, war es

die Achtung nur für den Mann, der aus sich selber so viel geworden war?

Aber da war noch ein zweites. Als er damals von der Russi-Josepha weggegangen, dachte er sich nicht viel von dem Zusammentreffen. Die Nähe des Mädchens hatte ihm wohl getan wie die warme Sonne. Einen Augenblick lang, als er ihr beim Fortgehen die Hand gedrückt hatte, war ihm etwas heiß aufgewallt im Innern, und sein Blick hatte mehr gesagt, als er sich selbst bewußt gewesen war. Aber seine Treue gegen den Großvater war zu groß, als daß er seine Gefühle nicht gezügelt, und seine Art zu ernst, als daß er sich von einer plötzlichen Leidenschaft hätte den Kopf verwirren lassen. So schlug er sich denn das Mädchen aus dem Sinn und nahm sich allen Ernstes vor, auch Felix von seiner Narrheit zu heilen. Aber der war kränker, als er gemeint hatte. Der Bursche war wie in einem Fieber, tat seine Arbeit faul, zerstreut nnd nur halb und lief in einer Woche öfter nach dem Weiler als sonst im ganzen Jahr. Und alle Barschheit und aller Spott, die er ihn kosten ließ, waren nur wie Oel ins Feuer. Vor wenigen Stunden nun, da Felix an die Weiler Kirchweih gerannt war, hatte er ihn zum letztenmal rauh angelassen, aber in der Frist bis zu seiner Wiederkehr vollzog sich in ihm, dem Tobias, eine Wandlung.

Kaum hatte der Jüngere die gemeinsame Kammer verlassen, so kam ein Sinnen über ihn. Er vergegenwärtigte sich das Russi-Mädchen, die Pia, und den Felix, und sagte sich, daß es im Grunde nichts Unerhörtes und nichts Sträfliches sei, wenn zwei junge, ansehnliche Leute wie die zwei einander gern bekamen. Als sein Herz sich aber so gegen die

zwei sänftigte, tauchte das Bild der Josepha vor ihm auf, gerade so, wie er sie damals hatte vor sich sitzen sehen. Und je mehr er an Josepha dachte, desto mehr mußte er dem Felix recht geben, daß er ihre Schwester gern mochte; und je mehr er die Liebe des Felix begriff, desto plötzlicher und mächtiger begann sich sein Herz für die Josepha zu erwärmen. Es geschah ihm unbewußt, daß in dieser Nacht aus der Erinnerung heraus und an der Leidenschaft des Felix heranwachsend, eine Liebe in ihm gedieh, die der ältesten Russi-Tochter galt. Als er dann nach der Heimkehr des Felix diesem seine Hilfe anbot, geschah es zwar noch nicht mit dem Bewußtsein, daß er am eignen Glücke mitbaue, wenn er dem Felix das seine erreichen half, wohl aber hatte er sich selber die Ueberzeugung abgewonnen, in hartem innerem Streit, daß er dem Großvater die Treue nicht breche, wenn er inskünftig auch scheinbar und heimlich wider ihn sei, da es ja, außer dem Siege der einen oder andern Partei, noch ein zweites gebe: die Versöhnung. Und Tobias begann sich mit lockenden Farben zu malen, daß die Alten in den Jungen nach all der Zeit eine Brücke finden würden, um zusammenzukommen und Freunde zu werden. Er fand, daß Männer von der wetterfesten Art und dem Ansehen des Hochfluhhöflers und des Russi zu Freunden schon gezeichnet seien. —

Wäre der kommende Tag nicht so spät gewesen, so möchte er den Tobias noch wach gefunden haben. Der junge Bauer vom Hochfluhhof hatte eine Stunde Schlafes gehabt, als er sein Tagwerk wieder begann, aber es sah es ihm keiner an, und er ging mit einem Gesicht dahinter, das hell und ruhig war, wie bei einem, dem etwas Frohes begegnet ist. Ueber dem

Frühstück begegnete sein Blick dem des Felix; der mochte daraus etwas wie Ermutigung und neue Mahnung zur Geduld lesen.

Scheinbar geduldete sich auch der Felix von da an. Die beiden Brüder sprachen tage- und wochenlang nicht mehr miteinander von dem, was ihnen am Herzen lag, und jeder ging seinen eignen Weg. Nun mochte freilich den Felix der seine öfter auf heimliche Seiten führen, denn er war auf dem Hofe zu sehr entbehrlich, und es fiel zu wenig auf, wenn er fehlte, als daß ein heimlicher Gang zum Weiler des Abends oder des Nachts bemerkt worden wäre. Tobias, der auf den Gütern schaltete und waltete und nicht die kleinste seiner Pflichten versäumte, sah endlich, daß der Jüngere sich dermaßen die Zeit des Wartens vertrieb. Und von da an hatte er für ihn manchmal ein: „Nimm dich in acht, Bub,“ oder ein „langsam, langsam, Hitziger,“ wie man ein allzu feuriges Roß streichelnd und liebevoll besänftigt.

Derweilen wechselte der feuchte Herbst zum Winter. Eines Tages kamen die Nebel wie grauer, kalter Qualm eines riesigen Talfeuers bergzu gefahren und verschlangen gleich einer unbändig schwellenden Flut Hütten und Wald und Felsen, und als in ihrem Grau die Welt versunken war, da taten sich die Falten der fahlen Hülle auf und eine Saat weißer Flocken erging daraus. Das währte drei Tage und drei Nächte lang.

Als am Morgen des vierten der Ratsherr Furrer vor seine Haustür trat, um einen Gang zum Pfarrherrn hinüber zu tun, reichte ihm der Schnee bis an die breite Brust. Der Alte reckte sich, und seine Augen blitzten. Die Untätigkeit der letzten Tage hatte

ihn verstimmt, und ein Druck, von dem er nicht wußte, was er bedeute, hatte ihn wider sich selbst und alle Welt aufgebracht. So empfand er den Widerstand, den ihm die Schneemassen boten, wie eine Wohltat, und er warf sich mit seinen mächtigen Gliedern hinein wie ein froher Schwimmer in die Meerflut. Der Wind pfiff über die blendenden Mauern und trug in Wirbeln weißen Staub hoch in die Luft, er warf den nadelscharfen dem Alten ins Gesicht und peitschte ihm Stirn und Wangen, aber der Furrer warf die Knie auf, watete, biß die Zähne zusammen und bahnte sich Weg. Ein paar Knechte, die ihn sahen, steckten die Köpfe zusammen. „Keinen Hund möchte man hinausjagen, und gerade heute läuft er da hinüber. Wenn er will, dann soll sich das Wetter bescheiden!"

Am Abend desselben Tages tat noch einer aus dem Hochfluhhof einen unnützen Weg, doch der tat ihn verstohlen, daß ihn niemand sah, und tat ihn erst, als es längst dunkel geworden war und er sicher sein konnte, daß niemand mehr nach ihm fragen würde. Felix arbeitete sich in stockdunkler Nacht über den Weilerweg hinab. Es war ein halsbrecherisches Beginnen, eine Narrheit, die im ganzen Dorf niemand eingefallen wäre, aber just weil keiner an die Möglichkeit dachte, darum tat es der Felix. Der Wind hatte aufgehört, die Nebel lagen nicht mehr so tief, sondern wölbten sich, eine dunkelgraublaue Glocke, über dem Tal, und es war totenstill. Zuweilen schwirrte noch eine Flocke aus dem Nebel herab und schimmerte fahl vor den Augen des talwärts Tappenden. Der trug die hohen Schafwollgamaschen und festes, schweres Gewand aus Eigengewebe; über den Kopf hatte er die Gugkappe gezogen.

So hastete er über den pfadlosen Weg hinab, mit Armen und Beinen sich eine Straße bahnend. Der Schweiß rann ihm unter der gestrickten Kappe hervor, und sein Atem ging in so wilden Stößen, daß er manchmal innehalten mußte. Stand er alsdann halb versunken im Schnee, daß ihm die heiße Brust an die kalte Decke arbeitete, dann legte er die Hand an die Brusttasche seines Rockes und ließ ein Papier unter seinem Griffe knistern; er hatte eine sonderbare Angst, es möchte ihm verloren gehen. Der Zettel hatte ihn heute auf den Weg gebracht, und des Russis Mädchen, die Pia, hatte ihn ihm zugesteckt in der Weiler Kapelle, dahin jüngst die Fruttneller mit den Weilern zusammen einen Bittgang getan.

Felix und Pia waren einig, kaum mit Worten, denn wenn sie zusammenkamen, geschah es in Hast und Angst und sie fanden zum Reden nicht Muße, weil ihre Lippen andres zu tun hatten. Aber einig waren sie geworden kaum acht Tage nach dem Kirchweihtanz. Da schritt eines Tages Felix am hellen Tag zu Fuß nach Neudorf hinunter, ein Geschäft zu tun und schaute an des Russis Haus fast die Fenster ein nach der Pia. Und sah sie nicht. Aber wo die Straße aus den Weilerhütten gen Jentschi bog, kam sie ihm plötzlich und allein entgegen. Er grüßte, und sie wurden beide rot und blaß in demselben Augenblick. Die Hütten waren zu nah und die Straße zu belebt, als daß er hätte bei ihr stillstehen dürfen, aber er fand Zeit, ihr ein paar Worte zuzuraunen, von denen er selber nicht wußte, wie er sie plötzlich wagte: „Ich komme auf dem Heimweg erst wenn's Nacht ist vorbei."

Noch nie war dem Felix der Weg nach Neudorf so weit erschienen und noch nie hatte ihn der Tag

so lang gedeucht. Als er aber beim Eindämmern im Intschiwald stand, klopfte ihm das Herz, als hätte er einen Gang zum Richtplatz vor. Dennoch wartete er, bis er keine Hand mehr vor Augen sah, dann erst schritt er aus dem Walde und dem Weiler zu. Er schlenderte bis zum Hause des Russi und pfiff leise eins vor sich hin, nur für sich; was konnte er dafür, daß das Mädchen es hörte! Und dann standen sie für einen Augenblick an der Hausecke beisammen. Sie sprachen kein Wort, aber die Hände fanden sich und sie umklammerten sich, und die Liebe kam über sie gierig und wild. Seitdem waren sie einig ohne Worte. Seitdem hatten sie noch zweimal sich zusammengefunden, und doch hungerten sie nacheinander und hielten die Tage für Ewigkeiten. Und jetzt hatte Pia dem Felix geschrieben — das erste Wort, das zwischen ihnen ging — „am Montag wird der Vater fort sein!“

Auf diesen Montag war der große Schnee gefallen und darum zwang sich Felix eigensinnig durch die Schranke, die zwischen Fruttnellen und die Weilerhäuser gelegt war.

Sein Haar war feucht und er keuchte, als er endlich die Räfisbachbrücke überschritt und sich an das Haus des Russi stahl, die wenigen Hütten vermeidend, deren Scheiben einen Lichtschein auf seinen Weg geworfen hätten. In der Wohnstube des Steinhauers brannte Licht. Felix duckte sich, umging das Haus und schlich unter das Schlafstubenfenster der drei Mädchen. Dort pfiff er leise, wie er es jenes erste Mal getan hatte, und lauschte danach mit verhaltenem Atem. Eine Weile verging, während welcher ihm das Herz toll an die Rippen schlug. Dann pfiff er wieder. Ein leises Türknarren klang an sein Ohr, dann glitt

etwas um die Hausecke, und die Pia fuhr ihm an den Hals.

„O mein Gott,“ seufzte sie einmal, während die Leidenschaft ihre Leiber frösteln machte und sie sich wie mit Klammern hielten.

„Wie lang wir jetzt einander nicht gesehen haben,“ flüsterte Felix. Es zitterte nur so von Mund zum Ohr und ihr Atem ging heiß ineinander.

Dann raunte es einmal hin und einmal wieder.

„Hast mich auch wirklich gern?“

„Und du mich auch?“

„Aber sicher?“

Endlich bog Pia den Kopf etwas zurück. Der Felix fühlte, wie die weichen Arme um seinen Leib sich nestelten, als drohte ihm eine Gefahr, vor der sie ihn zurückziehen wollte.

„Herr Jesus, daß du bei dem Wetter gekommen bist! Hast denn nicht daran gedacht, daß du verunglücken könntest!“

Felix wollte antworten. Da klang von der Haustüre her eine helle Stimme:

„Pia, wo bist? Was tust denn so lang da draußen?“

„Die Josepha,“ stammelte Pia und bebte wie ein Laub. Dann zwang sie aus verschnürrter Kehle die Antwort heraus: „Ich komme, ich komme gleich!“

Sie wand sich los, sie wagte keine Liebkosung mehr. Mit unsicherem Schritt ging sie nach der Haustür. Josepha war nicht mehr dort. So schlich sie in den Flur, die Finger verspreizt, mit fliegendem Atem und fiebernd vor Erregung und Angst. Sie wollte die Tür der Schlafstube erreichen, aber aus der offenen Wohnstubentür fiel der helle Lichtschein in den Flur, und Josepha stand unter der Hängelampe und sah nach ihr hin, so konnte sie nicht anders, sie mußte zu ihr

hineingehen. Josepha stand da, hoch und schlank in ihrem alten Trauerrock, und die ausdrucksvollen Augen schauten Pia voll Schrecken an.

„Der — der vom Hochfluhhof ist draußen gewesen,“ sagte sie gerade heraus.

Da taumelte jene mit gefalteten Händen an sie heran. „Sag es dem Vater nicht,“ bettelte sie mit fast unverständlicher Stimme.

„Herr, mein Gott, Pia, was tust! Habe ich dir nicht gesagt, daß du mit dem nichts haben sollst, mit dem am wenigsten?“ Sie stockte und fragte dann: „Ist es das erste Mal?“

„Nein,“ stammelte die andre. Und dann fuhr sie wild auf: „Wenn es der Vater erfährt, tue ich mir ein Leides an.“

„Versprichst mir, daß du es nie mehr tun willst?“ fragte die Josepha.

Pia senkte den Kopf, drehte sich halb ab und stammelte endlich ein „Nein“ in sich hinein.

Die Josepha seufzte und schritt der Nebenstube zu. „Ich rede dir nicht mehr darein, Mädchen, aber wenn du nicht hören willst — es gibt ein Unglück!“

„Erzählst es dem Vater?“ fragte Pia, als die Schwester auf der Schwelle stand.

„Ich will sehen, was ich tun werde,“ sagte Josepha langsam und mit dem Ernst einer Alten.

Pia verbiß trotzig die Lippen, ein verzweifeltes Licht glühte in ihren Augen auf; dann warf sie sich am Tische nieder und legte den Kopf auf die über die Tischplatte geworfenen Arme.

Indessen erkämpfte sich der Furrer-Felix den harten Heimweg durch den Schnee.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Josepha war ihres Vaters Stütze und Stolz. Seit die Kathrine, seine Mutter, ihm nicht mehr zur Seite stand, war sein ältestes Mädchen an ihre Stelle getreten, nicht als Vertraute, denn der Russi war sonderbar schweigsam über die meisten Dinge geworden, aber als Helferin im Haushalt und Geschäft. Sie hatte eine stille Art, die dem rastlosen Mann wohl tat, wie kühler Schatten dem von der Sonne Gepeinigten. Sie erfaßte rasch und war geschickt zu mehr als nur fraulichen Pflichten. Nach und nach lud der Russi seine Schreibereien auf sie ab, und wenn er verreiste, verkehrte sie in seinem Namen mit den Arbeitern. Nicht, daß ihm seine beiden andern Mädchen weniger gegolten hätten! Es war eine große Anhänglichkeit zwischen ihm und seinen Töchtern und es war immer ein friedliches und sonniges Hausen der vier gewesen. Wenn Russi vom harten Tagwerk, von allerlei Unmuße des Geschäftes ermattet oder verstimmt, in sein Haus trat, dann wußte er, daß er dort drei fand, die an ihm hingen und ihn über alles hochhielten, und seine Mädchen scheuchten ihm Aerger und Sorgen hinweg, solange er bei ihnen war.

Jetzt bangte und zagte Josepha, weil der Friede

nicht mehr sicher stand und jeder Tag ihn stören konnte. Und sie kannte den Vater zu wohl, um nicht vor diesem Tag zu zittern. Hätte er nicht gerade in dieser Zeit viel in Geschäften von zu Hause fort sein müssen und sich nicht täglich auf seiner Stube eingeschlossen, wo er an weiß Gott was für neuen Plänen sann, ohne je ein Wort zu verraten, so müßte er die Angst und Sorge in seines ältesten Mädchens Zügen gelesen und die Scheu und den heimlichen Trotz im Wesen seiner zweiten Tochter bemerkt haben.

Josepha zerbrach sich den Kopf, wie sie das Unheil ablenke. Daß sie Pia nicht zu meistern vermöge, das sah sie wohl ein; es war keiner, der über das Mädchen Macht hatte, als der Vater. Aber so schweigsam der war, sie hatte längst gesehen, daß der Haß wider die vom Hochfluhhof fast mächtiger war als alles, was ihn bewegte; darum bebte sie davor zurück, ihm der Schwester Liebschaft zu verraten und seinen Zorn wider sie wachzurufen.

In diesen Tagen fiel ihr auf, wie der Vater den Furrer-Tobias von der Feindschaft gegen die Fruttneller gleichsam auszunehmen schien; sie wußte nicht, weshalb, aber sie glaubte, in der der seinen verwandten Schafferart den Schlüssel zu finden. Und an den Tobias dachte sie letzlich zuweilen, wenn sie einen suchte, der Pia und dem verliebten Narren, dem Furrer-Felix, die Köpfe zurecht setzen sollte.

Tobias und Josepha waren in ihrer Bekanntschaft seit dem ersten Zusammentreffen nicht viel weiter gekommen. Wohl hatte sie ihr Weg zuweilen zusammengeführt, denn die Weilerhütten bildeten zu sehr den Schlüssel zum Fruttnellertal, als daß Tobias nicht zeitweise hinab und vorbei gekommen wäre. Einmal sah er Josepha vor dem Hause stehen, riß den

Filz vom Kopf und tauschte ein „Gut Tag" dafür von ihr ein, ein andermal begegnete er ihr an der Straße, sagte ein paar Worte, wie man sie hinredet, wenn man freundlich sein möchte und um das zu Sagende verlegen ist, und ein drittes Mal traf er sie, als sie oben zu Fruttnellen just aus des blinden Columban Nagers Hütte kam. Da — weil doch niemand in der Nähe war, der darob hätte staunen oder sich ärgern können — begnügte er sich nicht mit dem „Gut Tag", sondern bot ihr mit einem „Bist du auch da heroben, Mädchen?" die Hand zum Gruß. Und es war sonderbar, daß sie, nachdem Josepha ihre Finger in die seinen gelegt, sich beide mit ruhigen, großen Blicken treulich und froh anschauten, als wären sie seit langen Jahren Kameraden und als wäre es natürlich, daß einer vom Hochfluhhof und des Russis Tochter beieinander standen.

An dieses letzte Zusammentreffen erinnerte sich Josepha, wenn letzlich ihr immer wieder der Gedanke kommen wollte, daß Tobias vielleicht noch helfen könnte, ehe der Vater hinter Pias schlimme Liebschaft kam. Und als sie es hin und her erwogen hatte, ging sie mit verbissenen Zähnen an das, was ein größeres Wagnis als die Heimlichkeiten der Schwester war.

Es war eines Samstags, als Tobias mit zwei Knechten aus dem Germsbergwald kam, wo sie am Holz geschafft hatten. Tobias, der noch mit einem Weiler Bauern zu geschäften hatte, sandte die Knechte voraus und tat sein Geschäft ab, und als er aus dem etwas seitab liegenden Hause des Bauern trat und ein paar Schritte gegangen war, sah er im Halbdunkel des schnell zur Rüste gehenden Tages die

Josepha an einem Gaden stehen, links und rechts spähen, ob niemand sie beobachtete, und hörte, als er sich näherte, wie sie hastig die Worte vor sich hinsagte, die ihm galten: „Tut, als redete ich nicht mit Euch, geht langsam vorbei. Ich habe etwas auf dem Herzen, was Euren Bruder angeht und — und meine Schwester! Ich muß mit Euch reden, es gibt ein Unglück über kurz oder lang, wenn nichts getan wird. Und so — ich wallfahrte morgen nachmittag zur Sankt Antönien-Kapelle im Intschiwald. Könnt Ihr mich dort treffen?"

„Ja," sagte der Tobias ohne Besinnen und hatte sich trotz seines Staunens in der Gewalt, daß er nicht zur Rechten und nicht zur Linken schaute, sondern ruhig vorüberschritt.

Folgenden Tages, als der Präses ausgegangen war, Felix sich vom Tisch weg verlaufen hatte, ohne daß eines wußte, wohin, und als nur noch Tobias und seine Mutter, die Rosi, in der Wohnstube beisammen saßen, erhob sich auch jener und schickte sich zum Fortgehen an.

„Gehst du auch?" murmelte Rosi und verschluckte einen Seufzer. Das Weib, das eine verdorbene Jugend gehabt hatte und in dessen Gesicht die letzten guten Jahre die Sorgenstriche von damals nicht zu glätten vermocht hatten, fühlte sich einsam seit einiger Zeit. Die Söhne waren herangewachsen, den älteren nahm seine Arbeit über Gebühr in Anspruch, und der jüngere lief in seiner Mußezeit andern Dingen nach, so hatten sie beide wenig Worte mehr für die Mutter übrig und in allerjüngster Zeit — so deuchte es Rosi — fast keine mehr; es war, als hätten sie nach außen etwas zu suchen und hätten nicht Ruhe mehr im Hause.

„Gehst du auch?“ hatte die an Liebe Darbende gefragt, und ihr Gesicht trug jenen weinerlichen Zug, den schwache Menschen an sich haben, wenn sie sich zurückgesetzt fühlen.

Tobias stülpte seinen Hut auf den Kopf und sah sie ernsthaft und gerade an.

„Ich habe einen wichtigen Gang, Mutter.“

Da sah er eine Feuchte in ihren Augen blitzen, und zwei Tropfen, die sie umsonst noch mit der Hand an den Wimpern zu zerdrücken versuchte, fielen in die seidene Staatsschürze.

„Schicket zur Hofer-Vroni, sie soll zu Euch herüberkommen, daß Euch der Sonntag nicht zu lang wird,“ sagte Tobias. Und er bückte sich zu ihr hinab, nahm sie in die Arme und tat, was er seit vielen Jahren nicht mehr getan hatte, er küßte sie auf die runzelige Stirn. Sie sah ihn an, als er sich aufrichtete, und drängte mit Gewalt die Tränen zurück.

„Mutter,“ sagte er scherzhaft, „tut nicht so heimweherisch, es fehlt Euch doch nichts, und erwachsene Buben können Euch nicht alleweil an der Schürze hängen.“

Und als er ihr zunickte und sagte: „Also beschickt die Vroni und blast nicht Trübsal allein,“ und als er dann mit einem „Ade“ der Tür zuschritt, maß sie seine hohe, sehnige Gestalt mit den Blicken und mußte dabei denken, was für ein Mann der „Heimliche“ und Verschüpfte geworden war! Und sie konnte sich nicht helfen, daß sie stolz auf ihn war. Als sie aber weiter grübelte, kam ihr der zu Sinn, von dem der Tobias seine Mannesart hatte, und der Russi und das ganze Unglück ihrer jungen Tage suchte sie heim an diesem Sonntagnachmittag, bis sie vergaß, die Hofer-Vroni zu rufen und nichts

zu tun wußte, als zu flennen und zu flennen und sich, in dem altgewordenen Leide wühlend, zu verbittern.

Es war ein stürmischer Tag. Weiße Wolken segelten über den blauen Himmel, wie Schiffe mit geblähten Tüchern vor wildem Wind gehen. Der Wind war rauh und fuhr dem Tobias in Stößen ins Genick, während er weilerwärts stieg. Er durchschritt hastig die Hüttenstraße, da und dort hockten die Bauern, Pfeifen schmauchend, auf den Steintreppen ihrer Hütten, vor einem der Wirtshäuser trieben ein paar überwinternde Welsche auf der Schneestraße ihr Bocciaspiel. Das Haus des Russi lag wie ausgestorben, aber dann sah er die beiden jüngeren Mädchen mit einer Bäuerin an einer der Nachbarhütten zusammenstehen. Russi mußte fort sein; und Tobias wußte, daß er Sonntags in Geschäften zu reisen pflegte. Ganz am Ende des Hüttenhaufens hielt ihn ein neugieriger Bauer auf: Wohin er wolle so im Sturmschritt?

„Nach Neudorf," gab Tobias Bescheid und das Blut schoß ihm danach heiß zu Kopfe, denn er war keiner von denen, welche Notlügen mit Behagen tun.

Der Bauer machte Miene, ihn länger zu stellen, aber er bot ihm das „Gut Tag" und schritt fürbaß, als läge sein Wegziel wirklich unten im Landeshauptort.

Die Tannenreihen des Jutschiwaldes nahmen ihn auf. Die Straße durchzog den Wald und schimmerte fahl aus dem Düster der Bäume, die zu beiden Seiten aufragten und von deren Aesten der Sturm den letzten Schnee zu Boden warf. Als er sich vor neugierigen Blicken sicher wußte, verlangsamte er seine Schritte. Erst jetzt fand er Ruhe, zu überdenken, was werden sollte. Sicherlich war die Josepha

dem Felix hinter die Schliche gekommen, und sie wollte, daß er den und sein Mädchen auseinanderbringe! Leichter gewünscht als getan! Er war fürs Zusammengehen eher als für das andre. Das wollte er der Josepha sagen! Plötzlich fiel ihm wieder ein, was ihm in der Nacht das Blut erregt und ihn nicht hatte schlafen lassen: er sollte die Josepha allein an der verlorenen Kapelle treffen. Das Herz schlug ihm, so ruhig er sonst war und so sehr er sich in der Gewalt hatte.

Ein Zischen und Peitschen fallenden Wassers unterbrach ihn in seinem Sinnen. Die Straße machte waldeinwärts einen Bogen, einen dicht bewaldeten Felsen umgehend, der wie eine sperrende Wand sich jäh vor dem fürbaß Schreitenden erhob. Eine Brücke lenkte zur Rechten ab. Unter der schoß ein wildes Wasser senkrecht in die Tiefe, dem weiter zur Linken fließenden Näfisbach zu. Das Wasser kam hoch vom Berg herab, von dem jener Felsen ein in der Urzeit losgebrochener Teil schien. Eiszapfen hingen in dem engen Bett herab, blaue Eisschalen wölbten sich über Blöcken und Steinen, und hoch oben, wo das Wasser aus dem Tannendunkel sprang, leuchtete für eine kurze Weile die Sonne, hellte das Schwarzgrün der Bäume, glänzte auf dem Schnee zu ihren Füßen und blitzte in den Eisfesseln des Baches. Der Blick aus dem frostbehangenen Walde zur Höhe war wie derjenige aus finsterem Verließ zu lichtverklärtem Turmfenster.

Der Tobias überschritt die Brücke, und drüben von der Straße sich abwendend, begann er einen am Felsen anklimmenden Fußpfad hinaufzusteigen. Dieser war nur wenig zertreten, es suchten nicht viele um diese Zeit den Sankt Antöni heim.

Tobias setzte den schwerbeschuhten Fuß fest in

den gierenden Schnee und klomm stetig hinan. Graue Mauern sahen vor ihm durch das Gestämme, ein roher, kleinfensteriger Bau, von weitem zu sehen wie die Ruine einer Burg. Das war die Kapelle des heiligen Antonius. Sie war keine Ruine, nur ein unfreundlich ernstes Viermauerwerk, auf dem das moosüberwobene Schindeldach ruhte. Ein rostiges Gitter schloß statt der Tür den Kapellenraum. Ein Vorhof von gepflasterten Steinen lag davor, den ein hölzernes, von zwei Säulen getragenes Dach überwölbte. Ein Mäuerlein schloß den Vorhof wider die westliche offene Seite ab, und wer an diese Mauer trat, der sah abgrundtief hinab über eine jähe Wand. Unten brauste der breite Räfisbach. Felsen stiegen auf hüben und drüben, wie Türme hier, wie Mauer und Burgwall dort, dazwischen standen die knorrigen Wettertannen, wurzelte das Buschwerk und hing der Schnee und das Eis, der Greisenschmuck im Winterangesicht der Welt. Blickte man aber auf, so leuchteten die weißen Berge über schwarzem Tannengrund.

Tobias trat langsam unter den Tannen hervor. Am Gittertor drüben lehnte Josepha in dunkelm Wintergewand, nach Bauernart ein Tuch um Schultern und Kopf geschlungen, die Hände in gestrickten Handschuhen, — die Fruttneller Mädchen selber konnten nicht einfacher gehen.

Als er auf die Steine des Vorhofs trat, wandte sie ihm das Gesicht zu. Sie tat zwei hastige Schritte ihm entgegen.

„Tag und Dank, daß Ihr gekommen seid!“

Tobias schaute über sie hinaus nach dem jenseitigen Berg, als könnte von dort her sie jemand belauschen. Aber nur der Wind zog drüben an den Felsen einen langen Ton.

„Tag," grüßte er dann zurück und bot Josepha die Hand hin, in die sie die ihre legte. Als sie es tat, fiel ihr zum erstenmal ein, wie sonderbar und befremdlich dieses heimliche Zusammenkommen sei. Sie errötete, und für einen Augenblick fehlten ihr die Worte; dann aber fiel ihr Blick auf den Tobias, der ruhig neben ihr stand, und das Vertrauen zu ihm besiegte ihre Scheu.

„Die Angst hat mich zu Euch getrieben, Tobias Furrer. Verdenkt es mir nicht."

Er stand und schwieg. Verlegenheit kam ihn wieder an in des Mädchens Nähe, und jene Linkischheit, die bei ihrem ersten Zusammentreffen an ihm gewesen war, verließ ihn auch jetzt nicht.

„Wisset Ihr, daß Euer Bruder, der Felix, mit meiner Schwester geht?" fragte die Josepha plötzlich.

„Ja," entgegnete er und schaute sie zum erstenmal an.

Seine Antwort befremdete sie.

„Ihr wißt es und bleibt so ruhig dabei? Und wißt doch auch, daß mein Vater und der Hochfluhhöfler —"

„Ja, ja, nickte Tobias, „und zuerst habe ich auch gedacht, daß die zwei Narren seien, der Felix und — und — deine Schwester, Mädchen, — aber —"

„Es muß ein Ende nehmen zwischen den beiden," unterbrach ihn Josepha in heißer Hast. „Alle Tage wird die Gefahr größer. Und wenn der Vater von der Sache erführe — die Pia ist ihm lieb —, es würde ihm einen Schlag geben —, aber — mein Gott, ich weiß nicht, was er ihr antäte!"

„So schwer verhaßt ist dem Russi alles, was vom Hochfluhhof kommt?" fragte Tobias.

Ein Schauer überlief des Mädchens Leib. „Ich

weiß nicht, was es ist, aber — aber — wenn er mir auch kaum je ein Wort gesagt hat — der Vater haßt die Fruttneller und am meisten — zum Töten — den Präses!"

„Schlimm ist es freilich," sagte Tobias. „Was sie nur haben miteinander? — Was ist deine Meinung, Mädchen? Wie willst die zwei Narren, den Felix und deine Schwester, gescheit machen?"

„Es muß etwas geschehen! Ratet Ihr mir doch! Hätte ich einen Ausweg gewußt, so hätte ich Euch doch nicht daher gerufen! Vermögt Ihr denn nichts über den Felix? Auf Euch wird er doch hören, wenn Ihr ihm sagt, wohin er es treibt, wenn Ihr ihm droht, daß Ihr mit dem Präses redet, und wenn Ihr ihm vorstellt, daß er — die Pia um Ehre und Heimat bringen wird!"

Tobias wurde auf einmal der feste und sichere Bursche wieder, der das Hochfluhhofgut leitete und des Präses getreue Stütze war. Er legte die Finger um des Mädchens Handgelenk und zog es ganz nahe an das Kapellengitter, wo der Wind nicht hinkam und es still war. Von dem Altar im Innern ging eine Weihe aus und kam auch über sie, wie sie beieinander standen. Josepha staunte den Buben an, er erschien hoch und voll Kraft, in seinem Gesicht zeichnete sich seltsam der schwarze Strich der zusammengewachsenen Brauen von der Stirn ab. Aber die Augen leuchteten die Josepha fast freudig an.

„Mußt nicht Angst haben, Mädchen! Zuerst habe ich auch dazwischenfahren wollen, wie der Felix mit deiner Schwester angefangen hat. Aber was nützt das Dareinreden, wenn zwei sich einmal recht gern haben? Wenn sie vernünftig sind und nichts überhetzen, wird schon noch ein Ausweg sein!"

„Zum Zusammenkommen, meint Ihr?"

„Ja."

Josepha schüttelte den Kopf und seufzte.

„Nicht, solang' die zwei am Leben sind, der Vater und Euer — der Präses."

„Laß nur Zeit, Mädchen! Es hat noch kein Krieg ewig gedauert und noch alle Streitenden sind einmal mürb und streitmüd geworden. Und wenn sie das sind, dann werden die ärgsten Feinde freigebig gegeneinander. Laß mich jetzt machen und habe Vertrauen zu mir und rede der Pia Geduld ein. Ich habe es mir ausgedacht und ich will Frieden machen zwischen dem Großvater und deinem Vater!"

„Schwer wird es schon gehen — recht schwer!" seufzte Josepha.

„Nur Geduld," tröstete Tobias. „Mit der Zeit wird es kommen. Die Hauptsache ist, daß sie still halten, die zwei."

Er hielt Josepha noch immer bei der Hand; eine Weile standen sie stumm nebeneinander. Das Mädchen wußte selber nicht, wie es sich nun doch getröstete. Des Burschen Sicherheit tat ihr wohl.

„Ja, so will ich jetzt heim," sagte sie endlich.

„Ein Stück weit können wir schon zusammengehen," meinte Tobias.

Da schritten sie unter den Stämmen davon und vergaßen, die Hände auseinanderzulösen. Tobias leitete und stützte das Mädchen, und als sie die breitere Straße erreichten, gingen sie nebeneinander hin. Die Tannen beugten sich noch immer unter dem Winde, und zu ihren Häupten ging das große, seltsame Rauschen. Nach und nach geschah es, daß Tobias seine Finger fester um die des Mädchens schloß. Der Zufall wollte, daß niemand ihnen in den Weg lief und sie auseinandertrieb. Erst als sie die freie, ver-

schneite Matte durch die Bäume schimmern sahen, blieb Josepha ganz erschrocken stehen.

„Jetzt muß eines warten, bis das andre fort ist,“ sagte sie halblaut.

„Geh du,“ erwiderte der Tobias. Aber er hielt sie noch fest und stellte sich gerade vor sie hin.

„Mädchen!“ sagte er und wußte nicht weiter.

Josepha sah zu ihm auf. Es war ein langer Blick, und er ging für eine noch längere Rede.

„Wenn ich dem Großvater den Frieden abgewinne und er gibt dem Felix deine Schwester, was würdest sagen, wenn ich dann auch noch von dir und von mir reden täte?“

Die Josepha drückte seine Hand. „Ihr werdet es am besten wissen, ob es sein kann,“ sagte sie still.

Dann gingen sie auseinander, Josepha schritt hastig den Weilerhütten zu und Tobias trat tiefer in den Wald zurück.

Und obgleich sie sich so wenig gesagt hatten, wußte von da an jedes von ihnen, daß es auf des andern Treue zählen konnte, mochte es durch alle Nöte und zum schlimmsten Ende gehen. —

Kurze Zeit danach, an einem Sonntag, hatten die Fruttneller Weiber einen heißen Anlaß zum Zusammenstehen und Reden. Es war lange nichts Neues geschehen, der Winter grub die Fruttneller ein wie die Murmeltiere, und seit die Arbeit im Fluhwandsteinbruch ruhte und der Russi ruhig in seinen vier Steinwänden im Weiler hauste, war auch zum Lästern wenig Grund. Aber heute liefen die Zungen, fuchtelten die Fäuste und glärten die Augen: seit einer Stunde saß der Russi allein unter den Bauern im Ochsen und tat, als wären sie seine besten Freunde.

„Einen Liter nach dem andern läßt er kommen,“

wußte am Hause des Mattli-Xaveri, des ehemaligen Waisenvogts, ein Weib zu berichten, das eben aus dem Ochsen kam. „Und er hockt am Tisch bei den Gemeinderäten und erzählt ihnen, weiß der Himmel was. Und sie hören mit offenen Mäulern zu!"

„Geh doch und sag es dem Präses," riet ihr ein Mädchen.

„Ja, beim Eid, ich will," und davon trottete die Geifernde.

Im Ochsen saß der Russi unter den Bauern. Die Stube war voll Menschen, voll Stallgeruch, der den Kühbauern auch am Sonntag in den Kleidern hockte, und voll Tabakrauch.

Russi saß oben an einem langen Tisch, eine kleine Flasche Wein vor sich und ein halbvolles Glas, die beide bewiesen, daß er kein Trinker war, denn seit einer Stunde hatte sich ihr Inhalt kaum vermindert. Zuerst hatte nur der dicke Ochsenwirt bei ihm gesessen, und die nach und nach eintretenden Gäste fanden die beiden Männer in einem angelegentlichen Gespräch, das stockte, als die Stube sich zu füllen begann. Aber allmählich lockte der Wirt einen Bauern nach dem andern an den Tisch des Russi und gerade die einflußreichsten. Und jeden grüßte der Russi aufstehend mit einem Handdruck und murmelte etwas, was sie nicht verstanden, was aber so wie „alte Bekanntschaft erneuern" klang und etwas, was sie sehr wohl begriffen: „So kommt, nehmt auch ein Glas mit uns." Dann rückten sie Tische zusammen und es wurde der Wein aufgetischt, von dem die Weiber zu berichten gewußt hatten. Schließlich wurde der Russi zum Mittelpunkt der ganzen Stube, alles gaffte nach ihm und wunderte sich. Manchmal stand er auf, stieß mit dem und mit jenem an, hatte für den und

für jenen einen Witz oder einen Scherz. Dann wieder saß er ganz fest, den Kopf leicht gebeugt, die Augen am Glase, daran er nur nippte, und erzählte zum besten aller Anwesenden Dinge, die sie interessierten, andre, die sie belustigten, am meisten solche, die ihnen schmeichelten. Er sprach alles ruhig und beinahe treuherzig vor sich hin; den Fruttnellern wurden die Köpfe wirr ob seiner Zutunlichkeit. Jeder, dem er die Hand drückte, fühlte etwas wie Versöhnlichkeit ihm gegenüber, und jedem, dem er Wein zahlte, fiel es ein, die Bekanntschaft mit dem geldschweren Mann könne eigentlich für ihn eine Ehre sein. So gediehen die Dinge zu einer großen und allgemeinen Minne, als der Gemeindeschreiber eintrat und von dem Ochsenwirt mit einem dem Russi zugeworfenen „Jetzt kommt er!“ empfangen wurde. Gleichzeitig erhob sich dieser und begrüßte den im Bewußtsein seiner Amtswürde gemessen ihm die Hand reichenden, langen, kropfigen Schreiber.

Der Wirt war nach einer kleinen Nebenstube hinübergegangen, von wo er nach einer Weile zurückkam, um den im Gespräche beieinanderstehenden Männern, dem Russi und dem Schreiber, mit einem „So, ihr Herren, wenn's gefällig wäre,“ nach eben jenem Zimmer hinüberzuwinken.

Die Tür schloß sich hinter den dreien. In der Wirtsstube glotzten die Gäste einander an. Was hatten die für Geschäfte? Was wollte der Russi? Was hatte er mit dem Gemeindeschreiber zu tun?

Die Kellnerin trat jetzt eben wieder ein, die eine Weile gefehlt hatte; über sie fielen die Neugierigen her.

Was sie wohl Geheimes hätten da drinnen, die drei?

Marie, die Kellnerin, die in jeder Hand einen

Liter hielt, hob an zu berichten, was sie wußte, und begann damit, zu sagen, daß sie nichts wisse.

„Was sollte der Ochsenwirt mir erzählen? Zu tun hat er schon lang' mit dem Russi und ein halbes Dutzendmal ist er schon bei ihm unten im Weiler gewesen! Vielleicht will er sich in Stein aushauen lassen oder bestellt sich sein Grabmal!"

Sie kicherte hämisch. Des Ochsenwirts Brot schmeckte ihr nicht mehr, seit der ihr vorgestern den Dienst aufgesagt hatte. Dann meinte sie weiter, sich vertraulich zu den am langen Tisch hockenden Bauern neigend: „Vielleicht will er auch etwas andres von dem Russi, der Ochsenwirt! Der Russi hat Geld, und das hilft dem Meister vielleicht wieder auf die Beine."

Die Bauern wiegten die Köpfe. Das war's! Der Ochsenwirt stand schlecht, und der Russi half ihm! Da und dort fuhren zwei Köpfe zusammen, die Neuigkeit mit geheimer Weisheit breit zu dreschen. Da und dort pfropfte auch einer die Hände in die Taschen und bohrte die Augen sinnend in die Tischplatte vor sich. Wenn der Russi Geld auslieh, den wollte er sich merken, da war wieder einer, wenn er selber auf die Bettelfahrt ging.

Um ein weniges später kamen die drei Männer aus der Nebenstube zurück. Der Gemeindeschreiber machte ein Gesicht, so lang und so feierlich, wie der Landammann, wenn er mit dem abgedroschenen „Getreue, liebe Landsleute" die Landsgemeinde eröffnete. Dennoch ließ er sich mit steifer Höflichkeit herbei, neben dem Russi Platz zu nehmen, der ihm eigenhändig einschenkte und ihn anzustoßen einlud.

„Auf gute Geschäfte, Herr," sagte der Schreiber mit sauersüßer Miene.

Den Ochsenwirt schien etwas zu drücken, er hatte

einen roten Kopf, machte sich noch eine kleine Weile in der Stube zu schaffen und verschwand dann plötzlich. Der Russi trug ein andres Gesicht zur Schau als vorhin; es war einem, als sähe man es arbeiten hinter seiner Stirn, während er dasaß, dem Schreiber ein paar karge Worte gönnte und dann plötzlich wieder nach der Kellnerin rief und sie dem oder jenem Bauern einschenken hieß, der just sein Glas leer hatte. Nach einer Weile räusperte er sich, hieß die Tischnachbarn trinken, recht trinken, bestellte neues Getränk für sie und nahm dann aufstehend seinen Hut vom Nagel.

„Ich muß jetzt heim, Herren," sagte er, daß es jeder in der Stube verstand und jeder ihm zuhörte. Und es war drollig zu sehen, wie ihnen der Respekt in die Glieder gefahren war. „Es hat mich gefreut, mit euch ein Glas zu trinken. Vielleicht sehen wir uns jetzt hie und da einmal!"

Und mit einem „Guten Tag" im Hinausgehen verließ er sie.

Während er zur Tür schritt und als sich diese schloß, stockte alle Unterhaltung in der Stube. Der Gemeindeschreiber hob sein Glas, sah hinein, als suche er nach Fliegen, und schielte dabei seitwärts nach den erwartungsvoll nach ihm stierenden Bauern.

„Wißt ihr, was er hier getan hat, was er hat wollen?" wandte er sich dann mit halblauter Stimme den Stubeninsassen zu.

Mäuler und Augen klafften weit.

„Er hat den Ochsen gekauft," sagte der Schreiber gewichtigen Tones.

Das Gewirr der Reden wuchs zum unerhörten Durcheinander. Die halb singenden Stimmen schrillten in allen Höhen.

„Was will er damit? Will er selber wirten?

Bekommt er nicht genug an seinen Steinen?" fragte es durcheinander.

„Das Haus und alles Land und was drin und drauf ist! Und das Geld bar auf den Tisch! So würde noch mancher verkaufen," sagte der Schreiber.

„Ja, beim Eid, das würde er," echote ein Schuldenbäuerlein.

Dann ging das Fragen und Raten von neuem an.

„Des Jos-Marielis Land und Hüttli hat er auch," wußte der Gemeindeschreiber weiter zu berichten. „Mit dem hat er schon gestern im Weiler abgemacht."

Das Gespräch artete fast zum Aufruhr aus.

„Der muß ja unerhört reich sein," hieß es jetzt, und die Stimmung war auf dem Wege zwischen Neid und Bewunderung. Weiter dachte in dem Augenblicke keiner, auch an den alten Haß nicht.

Da stand auf einmal der Präses in der Tür, hoch, breitstämmig und gerade. Es war, als hätte jeder seine Maulschelle dahin, so verdutzt saßen die Bauern. Der Alte zog den Hut von dem mächtigen weißen Kopf, fuhr sich mit der Hand langsam von den fahl leuchtenden Brauen aufwärts über die Stirn und fragte: „Ist er schon fort, der — der da unten vom Weiler?"

Der Gemeindeschreiber stand auf, rieb die Hände, um die Verlegenheit zu bemänteln, und rang nach seiner ihm über einem Knieschlottern abhanden gekommenen Würde.

„Noch nicht lang' ist er weggegangen! Ist er Euch nicht begegnet?" fragte er.

„Dann würde ich nicht fragen," gab der Präses kalt zurück und stand noch immer hochaufgerichtet in der Tür. Sein Blick ging flackernd, fast verächtlich von einem Gesicht zum andern.

„So, hat er euch also zu trinken gezahlt,“ sagte er mit zuckender Lippe, „und ihr — habt es angenommen!“

„He nun, warum nicht?“ grollte einer hinter einem andern hervor. „Der Wein ist gut, wer ihn gezahlt hat, geht mich und einen andern einen Dreck an!“

Der Furrer kreuzte die Arme über seiner dunkeln Sonntagsweste. „Er fängt es gescheit an, heillos fein fängt er es an,“ höhnte er. „Zuerst zieht er den Pfarrer ein, jetzt euch! Das Schmieren versteht er! Und Schmieren und Salben hilft allenthalben, das bezeugt ihr jetzt wieder! Eure ganze Ehre ist euch feil, wenn einer recht mit Fünffränklern klimpert!“

„Oho!“ Ein paar Bauern hoben zu murren an. „Der Teufel mag streiten jahraus und -ein. Macht Ihr Eure Händel allein mit ihm ab. Uns ist er lang recht, der Russi. Und jetzt wird man ihn dann wohl hereinlassen müssen, wenn er auf den Ochsen kommt.“

„Wieso?“ fragte der Furrer und war bleich.

„Er hat den Ochsen gekauft. Sie haben just den Vertrag unterzeichnet,“ gab der Gemeindeschreiber Auskunft.

Der Präses trat an den Tisch, wo Russi gesessen hatte. Sein Gesicht war grau und hart wie Stein. „Wein!“ murrte er die Kellnerin an. Dann sah er den Schreiber an. „Ist das wahr? Hat er den Ochsen gekauft?“

„Ich habe just die Unterschriften beglaubigen müssen,“ antwortete der andre.

„So?“ sagte der Präses, und es klang, als ginge etwas in ihm entzwei. Dann aber brach er los.

„O ihr Narren, ihr! Seid ihr blind, daß ihr noch nicht seht? Seid ihr so stockdumm, daß ihr noch nichts merkt von dem, was der Russi im Sinn hat?

Hunderte von Jahren lang, eine undenkliche Zeit ist hier oben ein Tal gewesen, das keinen andern Herrn gehabt hat als seine eignen Bauern, kein Fremder hat hier mitzureden, sogar die eigne Landesregierung hat wenig zu sagen gehabt! Und die Fruttneller sind stolz gewesen auf ihr Herrenrecht im eignen Haus und haben es gehütet wie das Höchste und Schönste. Und die Fruttneller sind zufrieden und glücklich gewesen dabei! Wo die Fremden hinkommen, wo der Lärm und das Getriebe der Geldschacherer, der Spekulanten, ja nur der vergnügungshungrigen, reichen Bummler hereinbricht in ein Tal, da geht der einsässige Bauer zugrund, da wird er langsam zum Knecht herabgedrückt oder gar ausgerottet. Darum hat es zu Fruttnellen immer geheißen: Türen zu gegen alles Fremde; darum sind wir wider die Bahn gestanden, die noch keinem Fruttneller Nutzen gebracht hat; darum haben wir die Welschen verjagt, wie sie haben sich heimisch machen wollen hier oben. Und jetzt" — die Stimme des alten Mannes schwoll, daß sie es weit auf der Straße hören konnten —, „jetzt habt ihr einem die Türen aufgetan! Wißt ihr, was der Russi will? Eine Rechnung hat er auszugleichen mit euch so gut wie mit mir! Es sind noch ein paar unter euch, die wissen, wie er verjagt worden ist, und er ist kein Vergeßlicher! Jetzt reißt er euch die alten Türen auf! — Wirten, meint ihr, würde er auf dem Ochsen? Ja, als ob er so dumm wäre! Einen Fremden wird er auf dieses Wirtshaus setzen, mit einem fangt er an, und mehr werden nachkommen. Der Russi, bei Ehr' und Seligkeit, und so wahr ich dastehe, er bringt euch die Fremden ins Dorf. Und das habt ihr heute angestellt, Ihr, Gemeindeschreiber, der Ochsenwirt, der geldblinde Nol,

und ihr alle, die ihr dem Russi geschmeichelt habt! Pfui, sage ich, pfui! Jetzt helft noch und rettet, wenn noch etwas zu helfen ist, ihr Narren!"

Der Präses hielt inne. Er spannte beide Hände krampfhaft um die Lehne eines Stuhles, daß er der furchtbaren Erregung Herr werde, die seinen Leib schüttelte. Dann legte er mit zitternden Fingern ein Geldstück auf den Tisch, das den unberührten Wein bezahlte, und verließ mit jähen Schritten die Stube und das Haus.

Die Bauern hockten betroffen an ihren Tischen. Eine schwüle Stille herrschte, man konnte hören, wie sie an ihren Pfeifen sogen, so still war es geworden. Dann drückte sich einer hinaus, der zunächst der Tür saß. Von einer Wand her sprach ein andrer mit sonderbar scheuer, schwerer Stimme: „Er hat recht, beim Eid."

„Der hat es euch gesagt!" spottete die Kellnerin, die bisher an den Ofen gelehnt gestanden und sich nicht zu reden getraut hatte.

Aber die Bauern waren nicht aufgelegt, Spott hinzunehmen.

„Nimm dein Geld und halt das Maul, Reff!" fuhr einer sie an.

Dann trat jeder an sie heran, zahlte und ging. An dem Tage verlor der Ochse seine gesamte Kundsame.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Als das Frühjahr kam, merkten die Fruttneller, was der Russi im Sinne trug. Zu Ostern ging der Ochsenwirt von Haus und Hof und ein fremder Wirt zog ein. Ein Herrenwirt, wie sie sagten. Er kam nicht allein. Er brachte eine Menge Arbeiter mit, die begannen, an dem alten Wirtshaus herumzumauern, zu zimmern, zu schreinern und zu malen, daß ein neuer Bau, ein Herrenbau daraus wurde. Auf des Jos-Marielis Land, hinter dem Ochsen, erstand eine Scheune mit großer Stallung, die nicht nur für Rindvieh gemeint sein konnte.

Die Fruttneller standen, gafften und staunten und fragten, was werden solle. Vielleicht war es die Scheu vor des Steinhauers Energie, vielleicht die Ehrfurcht vor seinem Gelde, die keinen an den alten Trotz mehr denken ließ, mit dem sie einst sich aller Eindringlinge erwehrt hatten. Keinen, auch den Pfarrer nicht! Den hatte jüngst eine neue Gabe des Russi zu dem Spruche gebracht: der Steinhauer sei ein gottesfürchtiger Mann, dem Ehre und Achtung gebühre.

Nur einer dachte an Widerstand. Der Präses legte darum sein Amt zu Fruttnellen nicht nieder, obwohl er sah, wie seine Macht bröckelte. Wenn er

am Ochsen vorüberging, so schaute er an dem neuen, fremden Bauwerk empor, und der Zorn schwoll in ihm. Und er stählte seinen Trotz an dem Anblick, wenn dieser noch des Stählens bedurft hätte. —

Vierzehn Tage nach Ostern saß Russi in seiner Wohnstube im Weiler und sichtete Briefe und Pläne. Die neue Arbeit hob an. Der Föhn und die Sonne regierten im Tal. Der Steinbruch lag frei. Die Welschen fingen an, sich einzustellen. Soeben war der Giacomo dagewesen, die ersten Weisungen für die morgen zu beginnende Arbeit hinzunehmen. Russi saß und arbeitete und sah aus, als wollte auch über ihn noch einmal ein Frühling kommen, so sehr spiegelten sich Kraft und Wille auf seiner Stirn, in seinem ganzen Gesicht, in jeder seiner Bewegungen. Ihm gegenüber am Tische saß Josepha und schrieb in einem großen Buche. Eine leichte Blässe lag auf ihrem Gesicht und eine frauliche Reife war über ihren Zügen; diese hatten die alte, ernste Ruhe, und die Augen blickten klar und offen wie immer.

Ein schlarpender Schritt im Hausflur und ein täppisches Pochen an der Tür störten die beiden.

„Ja," murrte der Russi unwirsch. Aber es hätte seiner Einladung nicht bedurft, der Besucher schob schon die Tür einwärts und torkelte über die Schwelle.

Der Russi bekam mit allerlei Gesindel zu tun, sonst hätte der Gast das Mädchen und ihn erschrecken mögen. Der Mann stand in Fetzen, auf unsicheren Knien in der Stube und erfüllte sie mit einem ekelhaften Fuselgeruch. Die Farbe seiner Kleidung war nicht mehr erkennbar; sie war ein einziges Schmutzgelb von den Schultern, wo die Rocknähte klafften, bis an die in löcherigen Schuhen steckenden nackten

Füße, auf welche die Fransen der zerfetzten Hose niederhingen. Aus den Aermeln, von denen der eine nur noch bis zum Ellbogen reichte, schauten rotblaue Arme und Fäuste, deren Haut die Kälte gesprengt hatte, als hätte man sie über und über mit Nadeln geritzt. Das Gesicht war kupferfarben; das verwahrloste blonde Haar schien fast weiß dagegen. Russi heftete den Blick fest auf das Gesicht: die verschwommenen Züge zeugten noch jetzt von einstiger Regelmäßigkeit, die gerötete Nase hatte einen Bau wie die, auf welche junge Mädchen stolz sind, aber aus den triefenden blauen Augen lugten alle Laster, und der blonde Bart, der Oberlippe, Kinn und Wangen bedeckte, verbarg den Ausdruck einer grenzenlosen Verworfenheit nicht, der um den Mund gezeichnet war.

„Tag," grüßte der Fremde und berührte seinen schäbigen Filz.

„Was wollt Ihr?" fragte der Russi scharf.

„Kennt Ihr mich nicht mehr, Christen Russi?" fragte der andre mit einem abermaligen Hutrücken.

Der Russi stemmte die Fäuste auf den Tisch und bohrte, sich erhebend, die Augen fester in das Gesicht des Verkommenen. Plötzlich zuckte ein Erschrecken durch seine wetterharten Züge.

„Du bist der Nager-Leni?" fragte er.

Der andre lachte; es war noch genau jenes hämische Nachuntenziehen der Lippe, wie es der Bub an sich gehabt hatte.

„Ja, beim Eid, der bin ich!"

„Woher kommst?" Wo hast dich herumgetrieben?" fragte der Russi.

Die Frage schien dem andern unbequem. Er kratzte den Hut langsam völlig vom Kopfe, drehte die Augen seitwärts und sagte: „Das geht schließlich keinen

etwas an. Daß ich nicht aus dem Paradies komme und auch gerade kein Millionär bin, wirst — werdet Ihr schon sehen."

Der Russi hatte sich völlig aufgerichtet und trat hart an ihn heran. Wenn er den Meister herauskehrte, dann ahnte keiner, daß er selber einmal ein Knecht gewesen war.

„Was suchst hier?" sagte er.

Der Nager wiegte den Körper von einem Bein aufs andre, die herrische Art schien ihn einzuschüchtern.

„Hunger habe ich, und Arbeit suche ich! Und Ihr werdet wohl noch für einen Verdienst haben, wo so viele schaffen!"

„Du siehst nicht just denen gleich, die ich sonst einstelle," sagte Russi. Dann hieß er Josepha hinausgehen. Als das Mädchen die Stube verlassen hatte, sagte er: „Wenn einer deinem alten, blinden Vater sagte, wie du aussiehst, Lieni Nager!"

„Lebt der Alte noch?" warf der andre achselzuckend hin.

Der Zorn übernahm den Russi.

„Du scheinst ein Rechter geworden zu sein, du! Woher kommst? Heraus! Ich will es wissen! Und will wissen, wen ich einstelle."

Der andre zuckte unter jedem der lauten Worte, als ertrüge er sie nicht; verstockt drehte er dem Russi halb den Rücken und schwieg.

Da schlug ihm dieser die Hand auf die Schulter: „Ich will dir sagen, woher du kommst!" Er beugte sich näher zu ihm, und seine harten Finger preßten die Schultern wie in Eisenklammern. „Aus dem Zuchthaus kommst du, Mensch!"

Der Nager schaute ihn scheu von unten herauf an. „Ihr könntet recht haben," murrte er mit verzerrtem Mund.

Da ging der Russi zu seinem Tisch zurück und setzte sich wieder. Er schaute geradeaus auf den Verlotterten.

„Dein Vater ist alt und weiß und blind. Und dein Vater ist ein Ehrenmann und ist der gläubigste Christ talauf und -ab. Sein Glaube ist gewesen, daß du doch noch ein Rechter geworden seiest und daß er dich noch einmal sehe. Und du kommst heim, ein Vierzigjähriger, Nutzloser, im Zuchthaus Gesessener! Willst wirklich zu ihm? Hast dich hier in seine Nähe getraut?"

„Wer sagt, daß ich zu ihm will? Ich habe kein Heimweh nach ihm," sprach der Lienhard rauh in sich hinein. „Arbeit will ich. Wenn Ihr keine habt, so sagt es!"

„Vielleicht wäre es das beste, wenn ich dich laufen ließe. Der geduldige alte Mann da oben zu Fruttnellen erführe wohl am wenigstens von dir!"

Russi sah noch einmal scharf nach dem Gesicht des andern. Da war es ihm, als sehe er den Hunger aus seinen Augen leuchten und etwas wie Angst davor, daß er ihn wegschicke.

„Du kannst dableiben," sagte er mit raschem Entschluß.

„Gut, Dank," sagte der Nager.

„Aber nur, wenn dich an das halten willst, was ich dir jetzt sage."

„Was?" Lienhard hob die Nase halb frech, halb ängstlich.

„Es braucht niemand zu wissen, wer du bist."

„Das paßt mir," entgegnete Lienhard.

„In Fruttnellen hast nichts zu suchen, mit keinem Schritt."

„Ich wüßte nicht, was."

„Ich nehme dich unter meine eigne Hand. Getrunken wird hier nicht, nur geschafft. Und es ist strenge Zucht bei mir. Richte dich danach!“

Der Nager murrte etwas Unverständliches.

„Wißt Ihr mir einen Unterschlupf?“ fragte er dann endlich.

Der Russi besann sich, dann sagte er: „Ich will dich nahe haben, um deines Vaters willen. Du kannst bei mir wohnen.“

Ins Nebenzimmer gehend, hieß er die Josepha dem Verkommenen eine Dachkammer richten. „Es darf niemand wissen, wer er ist, Kind,“ sagte er zu dem Mädchen, „aber wenn noch etwas an ihm zu retten ist, so muß es versucht sein, dem Alten zulieb. Hilf mir dazu, Mädchen.“

Josepha sah den Vater an, ihre Augen glänzten; sie sah, wie er ihr vertraute; ihr Geheimnis lastete auf ihr, und die Herzschwere trieb ihr das Wasser in die Augen. —

So kam der Nager-Lieni in des Russi Dienst und Haus. Seine bittere Not zeigte sich erst, als er heimisch zu werden begann. Er hatte gehungert und hatte einen verwüsteten Leib. Er nannte nichts sein eigen als die Fetzen, die er auf sich trug, und er war zu dem Russi gekommen, weil er an der Straße verendet wäre wie ein abgehetztes Roß. Er war frech und verbittert, aber sein schlimmstes Laster war sein Schnapsdurst. Und er hatte den Schnaps gefunden als Mittel, die letzten Erinnerungen an einstige Bravheit und sein Gewissen abzutöten. Langsam kam er zu Kräften und war nicht unwillig zur Arbeit. Er schaffte im Steinbruch. Die Wohltaten, die der Russi und seine Mädchen ihm antaten, ertrug er wie ein bissiger Hund. Er war nicht dankbar; wenn er

Geld in die Hände bekam, lief er in die Wirtschaften und vertrank es. Nachher war er ein Tier. Und als Russi ihm das Geld vorzuenthalten begann, trotzte er, wurde aufrührerisch und faul. Und aus dem Trotz wuchs rasch ein bitterer Haß gegen den, der seine schwere Hand auf ihm hielt.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Die Wasser und Wässerlein flossen im Gebirg. Es war, als sickerten sie aus tausend Wunden, welche die Speere der Sonne in die Leiber der Berge rissen. Auf der Gadenmatte am Hochfluhhof war der letzte Schnee, den trübe Tage der vorigen Woche geworfen hatten, von der Sonne wieder aufgesogen worden, aber auch hier vermochte der Grund die Feuchtigkeit nicht zu schlucken, und die dünnen Wässerlein rannen der Fluhwand zu und träufelten in zwanzig silbernen Schnüren über diese hinab.

Auf dieser Matte stand eines Tages der Hochfluhhöfler und suchte wie im Herbst die ganze Fläche ab, als jage er nach Maulwürfen. Als er hinter den Gaden kam und sich der Fluhwand näherte, wurde sein Gesicht finster und gewitterig. Er stampfte den Boden und prüfte seine Festigkeit, seine schweren Schuhe versanken tiefer als im Herbst und ließen Gumpen Wassers zurück, wenn er sie herauszog; dabei war es, als wandere der Boden und ziehe sich die Matte nach außen; in der Gadenmauer und im Mattengrund klaffte Riß an Riß.

Der Furrer stieß einen Ton aus, der wie ein Zähnefletschen und Murren war. Dann ging er mit großen Schritten nach dem Hofe hinüber, stieg nach

der Ratsstube hinauf, setzte sich hin und schrieb einen grollenden, groben Brief: die Klage wider den Steinbruchbesitzer Christen Russi. Als er ihn geschrieben hatte, trug sein Gesicht einen zufriedenen Ausdruck. Er erhob und reckte sich. Er hatte nach einer Handhabe gesucht, den Feind zu packen, nun war ihm der Anlaß wie eine Erlösung, der es endlich zur Schlacht bringen mußte, nachdem er Monate und Monate hatte zusehen müssen, wie der Russi Vorteil über Vorteil gewann. Er schlug eine Marke auf den Briefumschlag, trat an die Tür und rief nach einer Magd. Als sie kam, hieß er sie den Brief bestellen und verlangte nach Tobias. Er sei in den Ställen, wußte die Magd zu berichten. Da stieg der Furrer selbst hinunter und suchte seinen Helfer auf.

Eines der Pferde war krank, die zwischen dem Weiler und Fruttnellen den Saumdienst taten. Der Tobias war mit zwei Knechten bei ihm und hatte ihm Blut genommen. Er stand noch bei dem Tier, eine Schürze vorgebunden, die Hemdärmel an den nervigen Armen hochgestülpt, das Messer zwischen den Zähnen, und unterband den Blutschnitt. Er tat seine Arbeit rasch und mit geschickter Hand, wie es der Arzt nicht besser konnte; der Furrer konnte sich des Gedankens nicht erwehren, wie viel ihm der Bursche ersparte mit dieser Hand, mit dem klaren Kopfe und dem unermüdlichen Willen.

„Komm einen Augenblick heraus, wenn du fertig bist,“ sagte er.

Tobias nickte. Gleich danach standen sie vor dem Stalle beieinander.

„Was macht das Roß?“ fragte der Alte.

„Es wird es überhauen,“ gab Tobias Auskunft.

Dann blitzte ihn der Furrer unter seinen grauen

Haarbüscheln hervor an. „Jetzt habe ich den Russi eingeklagt.“

Tobias nahm sich zusammen, er tat einen langen, leis stockenden Atemzug. Dann sagte er:

„Die Gadenmatte ist nicht mehr sicher, ich habe es gesehen.“

„Die Matte nicht und der Gaden nicht,“ grollte der Furrer. „Das Vieh muß fort, und das Heu würde ich auch nicht mehr dort lassen.“

„Der Stafelgaden wird fertig bis übermorgen, der Seppetöni hat das Schindeln schon angefangen. Dann ziehen wir über,“ sagte Tobias ruhig.

Der Präses stierte zu Boden. Seine Fäuste waren geballt. „Aus dem eignen Land vertreibt er einen, der Hudel, der! Aber jetzt ist es genug, so wahr ich Furrer heiße. Jetzt will ich an ihn kommen!“

„Ihr habt ihn verklagt, Großvater? Ist die Klage schon fort?“ fragte der Tobias.

„Ja, warum?“ Der Alte wandte sich mit einem Ruck nach dem Frager.

„Weil ich glaube, daß sie nicht viel nützt,“ sagte Tobias bescheiden, aber voll Ueberzeugung.

„So — bin ich etwa nicht im Recht?“

„Wohl, wohl, im Recht seid Ihr schon, aber der Russi nicht im Unrecht!“

„Wieso?“

„Weil das Stück von der Gadenmatte so wie so einmal hätte abstürzen müssen. Es ist zu viel Wasser in dem Land und zu wenig Halt von unten. Und dann — das Rutschland gehört nicht mehr zum Bruch. Es liegt daneben und ist Lehmwand, dort drückt es hinaus. Der Russi wird nicht viel dafür können.“

„So, warum hat es denn gehalten, bis der Hudel

gekommen ist und im Berg zu wühlen und zu graben angefangen hat?"

„Zufall," sagte Tobias, „ich wollte, Ihr hättet die Klage nicht eingegeben, Ihr macht Euch nur Verdruß damit."

„Das will ich noch sehen! Es ist nicht nur das, es gibt noch andres auszufechten mit dem — dem da unten, und beim Eid, jetzt heißt es: er oder ich!"

Der Furrer schritt zornig hinweg.

Einen Augenblick lang war es dem Tobias, als sollte er ihn zurückrufen und ihm beichten; es drängte ihn, zum Frieden zu reden und zu gestehen, warum ihm am Frieden liege, aber dann schien ihm die Gelegenheit zu schlecht gewählt und er schwieg.

Von da an war offener Krieg zwischen dem Furrer und Russi. Der Hochfluhhöfler hatte dem letzteren einen Prozeß angehängt.

Während Woche sich an Woche reihte, krebste die Streitsache vorwärts. Hohe Herren kamen von Neudorf mit wichtigen Mienen, goldenen Brillen und schwarzen Mappen. Insgesamt suchten sie die Gadenmatte ab, traten auch an die Fluhwand hin, doch nicht gar nahe, denn hohe Herren haben ein teures Leben. Danach kehrten sie bei dem Hochfluhhöfler ein und ließen sich bewirten, stiegen dann zum Russi hinab und ließen sich wieder bewirten und reisten mit geheimnisvollen Gesichtern ab. Vier Wochen später fällte das Neudorfer Gericht seinen Spruch.

Der Hochfluhhöfler erhielt den Bericht eines Abends, während er mit seinen Leuten in der Wohnstube saß. Er zog die Brauen in die Höhe und nahm die Brille aus dem Futteral. Langsam riß er den Amtsbrief auf. Aller Augen ruhten auf ihm und jedes zog den Atem ein, so sehr wußte es, wie das Papier für den Alten

Wert hatte. Dann sahen sie, wie sein Gesicht zuckte und aschig wurde. Er stand auf und ging nach dem Ratszimmer hinüber. Als er nicht zurückkam, folgte ihm Tobias. Der Alte stand noch mit dem Rücken gegen die Tür; er mußte, wie er hereingekommen war, mitten in der Stube stehen geblieben sein.

„Was ist, Großvater?“ fragte Tobias.

„Verloren,“ sagte der Furrer. „Ich hätte es mir denken können, es ist keine Gerechtigkeit mehr da unten, die Fremden sind Meister in Neudorf. Aber es ist noch nicht fertig. Ich gehe ans Obergericht.“

„Laßt es sein, das ist doch zu verschmerzen. Eine feste Mauer und die Matte ist sicher. Wenn's auch ein paar Tausend kostet, Ihr vermöget es ja!“

Der Furrer wendete sich mit flammrotem Gesicht dem Tobias zu. „Rede mir nicht darein, das verstehst nicht. Ich weiß, was ich tue.“

Danach gingen sie schweigend zur Stube zurück.

Von da an war an dem Präses eine wilde Unstetigkeit. Die steinerne Ruhe seiner guten Tage ging ihm verloren; der Wille, dem Russi und seinen Plänen Schranken zu setzen, trieb ihn wie einen von schwerer Schuld Gepeinigten umher. Alles, was er tat, geschah in nervöser Hast. Während er dermaßen sich aufrieb, brachte fast jeder Tag neuen Grund und neue Nahrung für seinen Zorn und seinen Haß. Der Gadenmatt-Prozeß lag vor Obergericht. Der Furrer ging ein über das andre Mal nach Neudorf und wandte allen Einfluß auf, der noch immer nicht gering war. Der Entscheid stand erst in Wochen zu erwarten. —

Inzwischen war das Ochsenwirtshaus zu einem fast städtisch sauberen Bau geworden und auf einmal hieß es zu Fruttnellen, der Wirt erwarte fremde Gäste,

die sich zu wochenlangem Aufenthalte bei ihm angemeldet hätten. Schon ein paar Tage später führte der Russi selber eine Familie nach dem Gasthause, von der es hieß, daß sie ihm befreundet sei. Mit Sommerbeginn saßen dem neuen Ochsenwirt schon an die zwanzig Kurgäste im Haus, welche die reine, kräftige Luft und die Stille des Bergdorfes, auch seine Windgeschütztheit nicht genug zu rühmen wußten.

Und zu dieser Zeit ging den Fruttnellern ein dickes Amtspaket zu. Nachdem der Präses es durchstöbert hatte, ließ er schon am folgenden Morgen seine Gemeinderäte zusammenrufen. Sie kamen in aller Hast und voll Neugier, was sich ereignen wolle, da solch ein Sturmgeläut sie herbeirief. Der Präses saß aufrecht und steif in seinem Stuhl und hatte den Aktenstoß vor sich liegen. Seine Hände strichen darüber, während er trocken und eintönig ein „Gut Tag“ nach dem andern erwiderte, mit dem ihn die Eintretenden begrüßten. Als sie aber alle saßen und ihn und einander mit Unbehagen anglotzten, begann er ihnen mit heiserer Stimme auseinanderzusetzen, es liege ein Vertrag vor, wonach dem Russi gestattet werde, den bisherigen Saumweg vom Weiler nach dem Fruttnellerdorf auf Fahrstraßenbreite zu erweitern. Pläne und Berechnungen lägen fertig da, zu Neudorf hätten sie Ja und Amen gesagt, und sie, die Fruttneller, seien nur noch zum Schein aufgefordert worden, sich über das Projekt auszusprechen.

Acht Tage nach dieser Sitzung tagte die Dorfgemeine auf der freien Matte am Kirchhügel. Eine bleiche Sonne stand über Fruttnellen; zuweilen verschwand ihr Schein ganz hinter grauen Wolken, die Männer standen im Ring auf der frisch geschnittenen Matte und der Furrer stand in ihrer Mitte.

Als er, der fast ein Menschenalter lang die Geschicke seines kleinen Heimattales gelenkt hatte, sich im Kreise umsah, gab es ihm einen Stich ins Herz. Der Ring war mager und lückenhaft; es war kaum die Hälfte der stimmfähigen Männer erschienen. Dennoch hob er zu reden an und redete mit dem Feuer seiner besten Tage, beschwor die Fruttneller, an die alten, guten Zeiten zu denken, da sie allein hier oben daheim gesessen, und an die alten Ueberlieferungen und Schwüre, wonach kein Fremder sollte Eingang finden ins Tal, damit nichts die Zufriedenheit und das stille, bescheidene Glück desselben störe. Der Präses redete, daß den harten Bauern die Züge zuckten. Seine hellen Augen leuchteten unter den Brauenbüscheln und zwangen auch die zu ihm zurück, die von dem Gelde des Russi schon halb geblendet waren. Als er endlich hochaufatmend still schwieg, da traten alte Mannen aus dem Ring, gingen zu ihm hin und legten die rauhen Hände in die seinen, und die Jungen schrien: „Abstimmen! Abstimmen!“ Es war kein einziger, der sich zum Worte wider den Präses gemeldet hätte. So wurde denn abgestimmt und beschlossen, daß Fruttnellen Einsprache erheben solle gegen die Pläne des Russi, und daß fürder alles geschehen solle, um dem Steinhauer und seinen Leuten auch den Fruttnellerboden wieder zu entreißen, den sie schon gewonnen hatten.

An diesem Gemeindetage war es, daß Tobias, welcher der Versammlung aus dem Wege gegangen war und deshalb angegeben hatte, er habe im Gewüest an einem dem Furrer zugehörigen Mattenrain zu tun, auf dem Heimwege an die Nagerhütte kam und eben die Russi-Josepha aus dem Dorfe heraufsteigen sah. Er wußte, daß das Mädchen den

blinden Columban aufsuchte, es kam allwöchentlich herauf zu ihm.

Sie hatten einander lange nicht gesprochen. Seit ihrem Zusammentreffen an des heiligen Antöni Kapelle hatten sie sich ein einziges Mal getroffen und da war ihnen versagt gewesen, miteinander zu reden. Nun drängte dem Tobias jäh alles Blut zu Herzen, und ohne Besinnen stieg er selber zu des Nagers Stube hinauf, so ein Zusammentreffen erzwingend, das, ob auch mit einem Blinden als Zeugen, doch ein heimliches zu nennen war.

Als Tobias zu Columban in die Stube trat, saß dieser am Tische, hatte eine Bibel vor sich liegen und hielt die gefalteten Hände darüber gelegt, so wie ein Kind, das seine Aufgabe lernt. Columban lernte aus seinem Herzen; was in dem Buche stand, stand auch in seinem Innern, er bedurfte seiner Augen nicht mehr. Er legte aber seine Hände auf das Buch, weil ihm war, als halte er einer Gefährtin Hand.

Der Nager war sehr alt geworden, er war nur noch der Schatten des unscheinbaren Mannes, der er gewesen war, aber sein Kopf bot ein ehrwürdiges Bild, wie ein von großer Künstlerhand gemaltes Heiligenhaupt. Er trug sein Schafwollgewand; seine Hände, die aus den schweren Aermeln lugten, waren wie die eines Knaben, schmal und schmächtig geworden.

„Wer kommt?“ fragte der Alte, als Tobias über die Schwelle trat.

„Ich bin's, der Tobias. Gut Tag, Lehrer.“

„Gut Tag, Bub, kommst auch wieder einmal?“

Der Alte streckte die Hand über den Tisch hin, mit einer Art froher Hast, und Tobias ergriff sie, rückte einen Stuhl zum Tisch und setzte sich.

„Ihr habt recht, ich bin lange nicht mehr hier

gewesen, aber man kann nicht immer, wie man will; es ist viel zu tun daheim, und der Großvater kann nicht auf alles schauen."

„Ja, ja," nickte der Alte nachdenklich, es sind strenge Zeiten, für den Präses gar, gar für den Präses. Aber der Krieg tut nicht gut, er sollte Frieden machen! Was nützt das Trotzen und Schaffen und Wollen? Der Herrgott macht am Ende doch alles, wie er will!"

Tobias hörte nicht auf die Worte des Lehrers. Auf der Treppe und im Flur wurde ein Schritt laut. Jetzt pochte es. Der Nager erbleichte.

„Es — es kommt jemand — du, Tobias — vielleicht — es ist des Christen Russis Mädchen."

Tobias rief das einladende „Ja" und Josepha trat ein.

Sie fuhr zurück, als sie ihn erblickte, sie hatte ihn nicht heraufgehen sehen.

„Gut Tag," stammelte sie.

Tobias stand auf und trat auf sie zu. Sie hatten noch nie so offen die Hände zusammengelegt. Der Blinde tastete sich am Tische entlang, ein Zittern verriet, wie verwirrt er über das Zusammentreffen war.

„Guten Tag, Josepha," sagte er, „willst — willst in die Küche gehen — bis —"

Tobias trat an ihn heran und führte ihn sacht nach seinem Stuhl zurück. „Laßt es nur hier, das Mädchen! Ihr müßt nicht meinen, daß wir auch einander feind sein müssen, weil unsre Alten einander nicht mögen. Wir haben einander noch nichts zuleid getan und tun uns nichts zuleid."

Josepha tat einen Schritt vor und stand neben dem Tobias.

Das Gesicht des Blinden leuchtete.

„Das Streiten führt zu keinem guten Ende,“ sagte Josepha.

Tobias legte den Arm um sie, und sie lehnte sich an ihn. Zum ersten Male und so andächtig, als küßte er das Allerheiligste am Altar, legte er die Lippen auf die zu ihm erhobenen des Mädchens. Sie hatten keine Scheu vor dem Blinden, und sie taten es kaum im Bewußtsein, daß sie es heimlich taten; es war ihnen eher, als wüßte der Alte um alles.

Der sagte indessen mit von Bewegung zitternder Stimme:

„Ihr habt recht, ihr Jungen, das Streiten hilft nichts! Dein Vater ist ein braver Mann, Russi-Mädchen, er hat es weit gebracht, er hat es wollen weit bringen, und ein starker Wille kommt weit! Aber er will mehr und mehr, und er vergißt, daß sein Wille nicht einzig ist. Und der Präses ist ein Rechter, so gut wie der Russi. Was der Präses gewollt hat, hat lange allein gegolten zu Fruttnellen, aber, aber — er sollte denken, daß er alt ist, und daß bald einer zu ihm kommt, den kein Wille wegtreibt, wenn er in der Tür steht und sagt: ‚Komm mit, Furrer-Felix!‘ Wie sie nur so streiten mögen, dein Vater, Mädchen, und der Präses! Alles, was dein Vater will, geht gegen den Furrer, und der Furrer will nur, was gegen deinen Vater geht. So steht Wille gegen Wille, wie Block gegen Block in einer Matte. Keiner weicht. Und es braucht doch nur einen kleinen Ruck von des allmächtigen Herrgotts Hand, dann findet keiner den andern mehr, dann legt sich ein weiter Raum zwischen beide, ein hoher Unglücksberg oder ein kleines Grab. Was ist doch des Menschen trotziger Wille für ein törichtes Ding!“

Der Bursche und das Mädchen sahen den Alten an: es war ihnen, als hörten sie den Pfarrer ihnen zu Herzen predigen.

„Ihr habt recht, Lehrer," sagte Josepha und seufzte. Die Tränen standen ihr in den Augen. Tobias drückte sie fester an sich, als wollte er ihr Schutz für alle Zeiten sichern.

„Es ist recht von euch, daß ihr einander nichts nachtragt, ihr beiden," hob der Blinde wieder an, „es wäre nicht gut; gern haben solltet ihr einander wie Bruder und Schwester, der Herrgott will es. Streiten wäre nicht gut zwischen euch beiden!"

Wie Bruder und Schwester! Tobias und sein Mädchen blickten einander in die Augen. Als ob ihre Liebe nicht ganz anders wäre! Dann machte sich Josepha los und entnahm einem mitgebrachten Korbe Eßwaren, die sie dem Blinden in einen Wandschrank räumte.

„Der Vater läßt Euch grüßen, Lehrer," sagte sie, „und schickt Euch etwas Weniges." Ihre Stimme klang unsicher und erregt. Aber der Nager achtete nicht darauf.

„Gott vergelt es euch zu tausend Malen," sagte er.

Sie redeten noch hin und her. Die Josepha ordnete und schaffte und wandte sich dann nach der Küche. Tobias gab ihr ein Zeichen, daß er sie sprechen müsse, und als sie gegangen war, reichte er dem Nager die Hand zum Abschied.

„Behüt Euch Gott, Lehrer!"

Der Alte umspannte seine Rechte mit seinen beiden Händen.

„Bist ein braver Bub," sagte er. Dann ging der Tobias.

In der Küche fand er die Josepha, und da erst packte zum erstenmal die Leidenschaft sie beide, und sie vergeudeten die Zeit mit närrischem Getue. Nur in abgerissenen Worten brachte Tobias an, was er hatte sagen wollen.

Als der Nager verwundert und wohl annehmend, daß sie ohne Gruß davongegangen sei, nach Josepha rief, fuhren sie auseinander, und während das Mädchen zu Columban hineinging, schlich sich Tobias davon, heimlicher, als es seinem geraden Wesen zusagte, und den Kopf heiß und unklar, halb vor Sorge, halb vor Glück.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Der Präses erhielt an einem Tage zwei Schläge, die ihn schlimmer trafen als Beilhiebe auf den nackten Schädel, aber sie fällten ihn nicht. An einem und demselben Tage liefen die Nachrichten ein: die eine von des Furrers Advokaten, daß sein Prozeß vor dem Obergericht verloren, und die andre von den großen Neudorfer Herren, daß die Einsprache der Fruttneller wider des Russis Projekte kurzweg abgewiesen sei. Als der Präses die eine las, die von dem Verlust seines Prozesses, faltete er die Stirn, ballte die Faust und war entschlossen, seine Streitsache vor die letzte Instanz zu tragen. Als er die zweite überflog, kam ein Stöhnen aus den Tiefen seiner Brust, und er neigte sich zurück wie ein Gestorbener. Er fühlte sich müde, der Gedanke an die Weiterführung seines Prozesses war wie weggewischt. Aber nach und nach strömte die alte Kraft durch die schweren Glieder. Er erhob sich und schritt nach der Gadenmatte hinüber. Gedankenlos wanderte er über die Fluhwand hin und her, fast wie ein Schlafwandler, der auf gefährlichem Zinnenrand geht. Die Sprünge im Mattengrund hatten sich erweitert; selbst während er oben hin und her schritt, war das Knistern und Bröckeln im Erdreich neben der Wand zu hören. Er

ging hin bis an den Wald, der seine Matte säumte, dort faßte er eine Tanne und beugte sich über die Wand hinab. Unter ihm arbeiteten die Welschen des Russi-Christen. Das Klingen der Hämmer und Eisen war in seinen Ohren wie Hohngelächter. Er fühlte etwas wie Ohnmacht, und das Gefühl erschütterte den gewalttätigen, willensmächtigen Mann bis ins Innerste. Jede Fiber bebte an seinem Leibe, ein grenzenloser Zorn stieg in ihm auf und schoß ihm mit einem Blutstrom zu Häupten. Er knirschte mit den Zähnen und bohrte die Nägel in die Handflächen seiner Fäuste, während er in den Bruch hinabstarrte.

Und auf einmal stand einer hinter ihm in den Waldstämmen.

„Kennt Ihr mich noch, Präses?"

Der Furrer erschrak, beinahe wäre er vornüber gestürzt, aber er richtete sich an der Tanne empor und maß den zerlumpten und verkommenen Burschen, der vor ihm stand, und dem man auf hundert Schritte den Schnapssäufer ansah.

„Ihr kennt mich nicht mehr," grinste der Nager-Lienhard.

„Nicht, daß ich wüßte," sagte der Furrer und richtete sich steif auf.

Der Nager trat näher.

„Ich bin des Lehrers Lienhard," raunte er. „Ihr wißt es wohl noch, ich habe Euch einmal einen Dienst geleistet, gegen den da unten, den — den — der Teufel hole ihn! Er ist Knecht gewesen, ein armseliger Knecht, und jetzt hält er seine Arbeiter wie Hunde."

„Just weit scheinst es nicht gebracht zu haben," sagte der Furrer.

Der Nager hörte nicht. Seine Triefaugen glänzten,

er war betrunken oder es saß ihm der Wahnsinn im Genick.

„Ja, ja, gelt, Ihr haßt den da unten auch, den Christen!“ flüsterte er heimlich und doch so, daß jedes Wort klar verständlich war. „O, was das für einer ist! Mit dem Messer könnte ich ihm den Leib aufreißen, langsam, daß er schriee wie ein Stier im Verrecken! Gelt, Ihr haßt ihn auch, den!“

Der Furrer stand starr an einen Baum gelehnt. „Mach, daß du weiter kommst, du bist voll,“ sagte er kalt.

Aber Lienhard krallte die Finger um sein Handgelenk.

„Kommt, kommt, ich muß Euch etwas zeigen.“

Er riß den Ueberraschten vorwärts zwischen den Tannen hindurch und vor bis an den Rand des Steinbruchs. Buschwerk verbarg sie, aber zwischen diesem hatten sie Ausblick auf die Arbeitenden in der Tiefe. Neben ihnen lag ein gewaltiger Steinblock, er hing am jäh abfallenden Moosgrund, und es war, als hielten nur die Moose ihn vor dem Hinabrollen.

„Seht Ihr, da unten steht er alle Tage, da gerade unten, wo sie den Stein aus der Tiefe brechen, da steht er jetzt immer, er ist wie die Uhr, alle Tage steht er da! Und wenn nun einer da oben — den Stein ganz leis vorwärts brächte! Was — was — zahlt Ihr, Präses? Das gewinnt Euch alle Prozesse, die Ihr noch mit dem habt anfangen wollen! Ich — ich — tu' es für Euch — für Euch und für mich — ich tu' es billig. Was — was meint Ihr? Dann hätten die Frutneller wieder Ruh', gelt?“

Der Furrer trat zwischen die Bäume zurück. Er wollte denken, aber der sonst so klare Kopf versagte. Und doch arbeitete sein Hirn. Es fiel ihm alles

ein, was ihm der Russi zuleid getan hatte, von der Zeit, da er noch sein Knecht gewesen war, bis zu diesen letzten Jahren. Seine eigne Ohnmacht kam ihm wieder zu Sinn, bedrängte ihn, machte ihn zornig, brachte ihn zur Wut. Er kam herein nach Fruttnellen, der Russi; es gab keine Wand mehr, die ihn hielt! Und hier war einer, der noch eine Wand wußte!

„Gelt, Ihr wolltet es gerne," begann der Lienhard wieder, „Ihr sähet es schon mit Freuden, Ihr wollt es nur nicht sagen, weil — weil, wenn es auskäme, — haha! Aber Ihr braucht nicht zu reden! Wenn Ihr nicht ‚nein' sagt, so werdet Ihr nachher schon an mich denken, wenn ich einen kleinen Lohn möchte. Was meint Ihr, Präses? Hat er es nicht an Euch verdient, der Russi! Und soll ich es tun? Sagt nicht ‚nein' und es ist so gut wie ein Auftrag!" Der Nager lauerte herauf, er torkelte heran, seine Hände waren wie Krallen gehoben, als stoße er schon den Stein. Und der Furrer stand noch immer wie eine Bildsäule und in seinem Hirn hämmerte es.

„Soll ich?" zischte der Nager. Er wartete. Dann lachte er. „Ja, jetzt soll ich, haha," und wie ein leibhaftiger Narr fuhr er herum und glitt durch die Tannen davon. Da fuhr der Furrer mit der Hand nach dem Hemde, riß es auf am Halse, als hätte es ihn geengt, und als müßte er schreien. Er tat einen Schritt dem Nager nach und stand und griff sich mit beiden Händen an die Stirn. Dann wandte er sich und schritt dem Hofe zu. Er stierte zu Boden im Schreiten und sagte sich etwas vor, was er selber nicht glaubte: Er ist ein Narr, und — und — er wird es nicht tun.

Zwei Tage danach tat es der Nager.

Der frühe Morgen lag über den Bergen: ein grauer, regnerischer Himmel, aber rings über den Stöcken und Firnen das goldne Frühleuchten. Russi, der ein Frühaufsteher war, gab im Bruch die Weisungen für die Tagesarbeit seiner Leute. Er hielt Pläne und Skizzen in seinen Händen und schrieb sich allerlei in sein Notizbuch. Er stieg umher, keine Stelle war, die er übersah, kein Arbeiter, dessen Werk er nicht mit scharfem Blicke gemustert hätte. Ganz zuletzt trat er mit Giacomo in die Vertiefung nahe an der Wand, wo sie einen Block geschnitten hatten, den sie auf Bodenhöhe zu ziehen sich anschickten. Der Fels griff hier tief in die Erde hinab, und sie gruben sich hinein in das Gestein wie die Ameisen unter ihren Hügel. Zwei Arbeiter waren beschäftigt, ein Sprengloch zu bohren. Russi und Giacomo standen neben ihnen, und der letztere sprach dem Meister davon, wie der Stein sich schneiden werde. Da dröhnte über ihren Häuptern ein dumpfer Schlag.

„Santa Maria!" kreischte Giacomo auf.

Russi warf seine Arme aus und preßte die Männer und sich selbst nahe an die starr aufsteigende Wand. Steinsplitter regneten auf sie nieder, und ein Fels tat, von der Wand über ihnen abspringend, einen Satz und schlug mitten im Bruche nieder, riß ein Loch und noch eines und legte sich endlich, ein paar sich ihm entgegenstemmende behauene Steine zerschmetternd, am äußersten Ende des Arbeitsplatzes nieder. Hinter dem Stein war noch etwas herniedergeflogen, es hatte ausgesehen wie ein Bündel Kleider, und wie ein Bündel Kleider lag es dort auf den Granitsplittern. Die Arbeiter waren rings auseinandergestoben, es war niemand verletzt; nur dem Giacomo rann Blut aus einer Schramme, die ihm ein

Steinstück gerissen. Russi war der erste, der den Schrecken abschüttelte, er trat auf den Platz hinaus und sah nach der Höhe und sah, daß da oben sich nur ein einzelner Brocken gelöst haben konnte. Da ließ der Schrei eines Arbeiters ihn sich umsehen. Einige der Männer waren auf das Kleiderbündel zugegangen; als der Russi hinblickte, sah er, wie sie den zerschmetterten Leib eines Menschen daraus hervorschälten. Im nächsten Augenblick stand er bei ihnen. Es gab nichts zu staunen und nichts zu fragen: obgleich das Gesicht unkenntlich war, wußte er, daß der Nager-Lienhard es war, der dalag. Und urplötzlich, irgendwie, als hätte es ihm jemand eingeflüstert, wußte er auch, daß der Stein sich nicht von selber gelöst hatte.

Die Arbeiter standen mit fahlen Gesichtern um den Leichnam. Einer schielte nach der Höhe, von welcher der Block gestürzt war.

„Padrone, der Stein ist für Euch gemeint gewesen," sagte er mit vom Schrecken noch unsicherer Stimme.

Da schoß dem Russi die Erinnerung an den Blinden durch den Kopf, der auf seinen Bub wartete. Es war ihm, als könnte er den Schimpf, das Zeichen des Mörders nicht auf dem Toten lassen.

„Unsinn," sagte er barsch, „der Stein hätte nicht nur mich, sondern auch die drei andern getroffen! Ich habe den Burschen selber dieser Tage die Tannen da oben schlagen heißen; es ist ihm ein Unglück geschehen."

Der rauhe und überzeugte Ton tat seine Wirkung; die Welschen ließen das Grübeln; es war auch nichts Neues, daß einer vom Handwerk starb, in den großen Brüchen geschah manches Unglück.

Russi befahl, den Toten auf eine Steinbahre zu legen, und hieß sie ihn nach seinem Hause schaffen. So zerfetzt war der Leib des Gestürzten, daß sie nicht nach Leben in demselben zu forschen brauchten.

Desselben Tages um die Mittagszeit führte Josepha den blinden Lehrer von Fruttnellen zum Weiler hinab.

„Hol ihn," hatte der Vater sie geheißen. „Sag ihm, sein Bub sei heimgekommen, aber krank, schwer krank; er solle herabkommen zu ihm."

Josepha hatte ihren Auftrag wohl ausgeführt. Die Fruttneller starrten ihnen nach, wie sie aus dem Dorfe schritten, das schlanke Mädchen und der schneeweiße, gebückte und schmächtige Mann, dessen Arm in dem der Josepha hing, und der doch mit zitternder Hast, nach Art fast der Kinder, die einer Freude entgegendrängen, die ihn Stützende vorwärts zog.

Als sie den Weiler erreichten, faßte Josepha des Alten Arm fester. „Geht langsamer, Lehrer, Ihr erregt Euch zu stark, und — er ist schwer krank, der Lienhard!"

Der Alte wendete das bleiche Gesicht ihr zu, als wollte er etwas fragen, dann schloß er die dürren Finger ineinander, murmelte etwas vor sich hin, das wie ein Gebet klang, und ließ sich ergeben nach dem Hause des Russi führen.

Der Steinhauer stand wartend im Flur, als sie herankamen. Eine Schar Neugieriger umlagerte das Haus. Sie raunten und redeten untereinander, aber der Lehrer schien sie nicht zu hören. Sein Gesicht war, als wäre er noch sehend, dem Hause zugewendet, wo sein Bub lag.

„So seid Ihr da, Lehrer," sagte der Russi, als

sie in den Flur traten. Er nahm die Hände des Alten in seine beiden eignen und hielt ihn im Flur fest.

„Ihr seid immer fromm und gefaßt gewesen, Lehrer,“ sagte er leise.

Der Nager hob seine Lider und öffnete die trüben Augen; sie glänzten, weil das Wasser sich darin sammelte.

„Ich weiß es, er ist tot,“ sagte er.

Da nahm ihn der Russi bei der Hand und führte ihn über die Schwelle der Wohnstube.

„Der Lienhard ist schon seit mancher Woche bei uns,“ sagte er.

Der Lehrer fuhr auf.

„Er hat arbeiten wollen und verdienen und hat nicht wollen gefragt sein, warum er vorher nicht verdient habe,“ sagte der Russi klar und ruhig. Er stand wie ein Arzt neben einem Kranken und gab dem Alten das Gift mit derselben Vorsicht ein.

Der Kopf sank dem Lehrer auf die Brust. „So — er — er hat kein gutes Leben geführt, bis er hierher kam,“ murmelte er.

„Wo ist er?“ fragte er dann, als der Russi ihn langsam in die Stube leitete.

Diese war ausgeräumt, ein Bett stand inmitten, das von brennenden Kerzen umgeben war. Zwei alte Weiber saßen zu Häupten desselben; sie beteten, aber Russi winkte ihnen Schweigen zu, als er mit dem Lehrer eintrat. Der Nager-Lienhard lag auf dem Bette, das Haupt mit einem Tuche verhüllt, die unverletzten Hände über die Brust gefaltet.

Russi führte den Lehrer zu einem Stuhl, der neben dem Bette stand.

„Ihr seid neben ihm,“ sagte er leise und löste

die eine der Hände und vereinigte sie mit denen des Greises.

Der zuckte zusammen und schloß die Finger fest um das kalte Glied. „Bub, Bub, bist da, Bub?“ flüsterte er.

„Laß mich sein Gesicht fühlen,“ bat er den Russi.

Da neigte sich dieser ganz zu ihm. „Ihr könnt es nicht berühren, der Lienhard ist — verunglückt.“

Wieder knickte die Gestalt des Alten ein. Und plötzlich fragte er: „Ist er ehrlich gestorben?“

Da legte Russi die Hand auf die des Lehrers und des Toten und sagte ein helles, beteuerndes „Ja“. Wie er es sagte, leuchtete aus seinem Gesicht die ganze Kraft seines Wesens, so als hätte er mit Gewalt alles in sich zu diesem „Ja“ zusammengenommen. Josepha aber, die unweit des Bettes stand, wußte, daß der Vater gelogen hatte, der sonst die Geradheit selber war.

Ueber den Columban Nager kam es wie eine Erlösung. Er neigte das Gesicht tief auf das Bett und legte es an die kalte Hand, die er hielt. Er blieb eine Weile so und flüsterte vor sich hin; keiner verstand, was er sagte. Als er nach einer Weile sich aufrichtete, sprach er lauter, als hätte er alles um sich her vergessen.

„Hast mir ihn noch einmal hergebracht, lieber Herrgott, meinen Bub! Jetzt will ich dir ihn lassen. Nimm ihn jetzt und leit ihn, wohin du halt meinst!“ Und er hob die Hand des Lienhard und legte sie so auf die Decke, als lege er sie in eine andre Hand, und starrte mit seinen glanzlosen Augen über das Bett hin.

Er sah des Herrgotts goldenen Faden niederhängen und meinte zu wissen, daß der den Toten von dannen zu leiten warte.

Der Lehrer blieb an dem Abend im Hause des Russi und blieb am folgenden Tag. Am dritten Tag wollten sie den Lienhard begraben.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Es war ein heißer, brutiger Tag. Das graue Gewölk zerteilte sich da und dort, eine stechende Sonne brach dann hervor und warf auf den Leichenzug, der vom Weiler nach der Fruttneller Kapelle zog, einen grellen Schein, der auch die Augen derer zum Niedersehen zwang, die es nicht lassen konnten, neugierig umherzugaffen, während sie im Geleite des Todes gingen.

Der Nager-Lienhard hatte ein kleines Geleite. Der Russi schritt hinter dem Sarge an der Seite des Lehrers, den er leitete und stützte, der Furrer-Tobias und ein paar andre, die noch nicht vergessen hatten, daß der Gestorbene ein Fruttnellerkind und der Bub des Lehrers gewesen war, gingen hinter ihm. Auch ein paar Welsche hatten sich angeschlossen, und hinter des Russis Töchtern schritten eine Anzahl Weiber. Die Weiber von Fruttnellen verstanden das Weinen, bei dem reichlich Wasser fließt und doch das Herz nicht weh tut, und sie schwemmten den Lienhard redlich mit ihren Tränen zu Grab.

Die Feier war bald vorüber, nachdem sie auf dem Kirchhügel angekommen waren. Der Hochwürdige machte wenig Umstände, denn er liebte die Dunsthitze nicht, die über dem Friedhof lag.

Des Russis Mädchen schritten hinter dem Hochwürdigen vom Friedhof hinweg. Der Blinde stand noch mit gefalteten Händen am Grabe und murmelte seine Gebete mit jener fremden Inbrunst, die zuweilen im Wesen alter Menschen ist, die selber schon zu den Ueberzähligen gehören.

„Wollen wir gehen, Lehrer?“ fragte endlich Russi und legte seine Hand auf die des andern.

Der Nager nickte, einen Augenblick trugen seine Züge den Ausdruck wortlosen Jammers, dann kam die Ergebenheit über ihn, die allezeit wie ein milder Sonnenschein über seinem Leben gewesen war, und er faßte die führende Hand des Russi.

In diesem Augenblick trat Tobias an die beiden heran, der etwas abseits wartend gestanden hatte. Er grüßte den Russi, wie er jeden gegrüßt haben würde, und sagte dem Columban ein leises: „Gott tröst Euch!“

Der Nager kannte seine Stimme, er reichte ihm die ledige Hand, und wie er so stand, das lebendige Bindeglied der beiden, schien der Gedanke, welche Hände er hielt, ihn plötzlich zu durchblitzen. Er gab keine frei und so hatten die Fruttneller das seltsame Schauspiel, daß einer aus dem Hochfluhhof und der Russi fast Seite an Seite ihre Gasse durchschritten.

Und als sie die beiden nebeneinander sahen, da ging zum erstenmal zu Fruttnellen wieder das Gewisper von einer alten Geschichte, die zu vermelden wußte, daß der Russi und der Tobias vom Hochfluhhof sich näher ständen, als irgend einem für viele, viele Jahre eingefallen war.

„Nehmt Ihr den Lehrer mit Euch?“ fragte Tobias den Russi.

Der sah ihn an und hatte eine leise Unruhe im Gesicht.

„Ja," sagte er; es war, als sagte er gern mehr, er hatte eine fremde Art dem Tobias gegenüber. „Warum?" fragte er dann.

„Weil ich ihn sonst zu mir genommen hätte; er soll nicht allein sitzen und an das sinnen, was ihm leid tut," sagte der Tobias.

„Guter Bub, du, guter Bub," murmelte der Lehrer. „Ihr macht viel zu viel Wesens wegen mir Altem," sagte er dann laut, für beide gemeint.

Indessen waren die sonderbaren drei in die Nähe des Hochfluhhofes gekommen. Da tönte von der Gadenmatte deutlich ein Steinbröckeln und Schlagen, ein Krachen und Stöhnen herüber, wie ein Berg ächzt und stöhnt, ehe er an seiner Brust ein Granitband sprengt.

„Was ist das?" fragte der Lehrer und blieb stehen.

„Die Gadenmatte schafft wieder," sagte der Tobias und sah den Russi an. Der hatte die Lippen geschlossen, sein Gesicht war hart. Er sprach nicht.

„Ich will hinüber," sagte der Tobias und drückte dem Nager die Hand. Von dem Russi wandte er sich mit einem Kopfnicken.

Auf einmal bog drüben der Präses um die Hausecke. Er war in Hembärmeln, die Alltagsweste hing ihm offen über die Achseln, und an seiner Hemdbrust waren die Knöpfe losgesprengt. Sein bleiches Gesicht war in Schweiß gebadet und das weiße Haar klebte ihm an der Stirn. Seine Hände und die bis zum Ellbogen nackten Arme waren vom Lehm beschmutzt; er sah aus, als hätte er im Kot gewühlt.

Als er den Russi erblickte, fuhren seine Brauen zusammen, er trat vollends in die Straße hinaus und stand, als gelte es einen Ringkampf.

Tobias trat auf ihn zu; er legte die Hand auf

seinen Arm, als fürchte er das Zusammentreffen. Da kam wieder das Knattern und Poltern von der Gadenmatte, und es war, als ächzten Spieren und Balken dazwischen hinein.

„Hörst's?“ sagte der Präses aus keuchender Brust „hörst's, Russi-Christen?“

Der Russi blieb stehen. Sein Gesicht zuckte nicht. Aber in seinen Augen blitzte ein sonderbares Licht auf wie von wilder Freude und stolzer Genugtuung.

Plötzlich sagte der Furrer: „Kommt mit mir herauf. Ich habe zu reden mit dir!“

Russi sah auf den Blinden und zögerte. „Wollen wir dem einen Besuch machen?“ sagte er zu diesem. „Was er zu sagen hat, könnt Ihr auch hören und braucht hier nicht zu warten.“

Er führte den Columban dem Furrer nach in die Wohnstube hinauf.

Der Furrer saß schon hinter seinem Tisch und hielt sich mit beiden Händen an der Tischplatte; er sah aus wie einer, der sich selber fesselt, um seinem Feind nicht an den Hals fahren zu können.

Der Russi leitete den Lehrer nach einem Stuhl am Fenster. Dann war es, als hätten die beiden Männer den Alten ganz vergessen. Ihre Blicke hafteten ineinander, wie Feuer ineinander brennt, und einer wie der andre reckte sich höher empor, als müßten sie Leib an Leib widereinander fahren; die Erinnerung mochte in beiden wach sein, wie sie vor vielen Jahren einander in derselben Stube gegenübergestanden hatten. Tobias war ihnen nachgekommen; er stand, an das Büfett gelehnt, zwischen ihnen, sein Gesicht war so farblos wie die Gesichter der Streitenden und seine Gestalt zitterte vor Erregung. Es war

ihm, als wäre mit einem Schlag die Stunde da, in der alles aufgedeckt werden mußte, auch das, was zwischen den Töchtern des Russi, dem Felix und ihm selber war. Wie er dastand, die Hände an das Büfettbrett gelegt, eine hohe, in harter bäuerischer Arbeit gestählte Gestalt, und wie die scharfen Brauen aus seinem bleichen Gesicht hervorstachen, war er dem Russi so gleich, daß sie vor niemand die Verwandtschaft zu leugnen vermocht hätten.

Einen Augenblick war es ganz still zwischen den Männern.

Auf einmal sagte der Präses, dem Russi zugewandt: „Ich muß dich fragen, du, wie lang das noch gehen soll?"

Er zwang sich gewaltsam zur Ruhe, aber der Zorn bebte doch in jedem leisen Wort.

„Was?" fragte Russi. Er hatte den Hut auf einen Tisch gelegt. Seine Hände hielten leicht die Lehne eines der plumpen Stühle. Einmal fuhr er sich durch den ergrauenden Bart. Sonst war kaum ein Zeichen an ihm, daß er erregt war.

„Da drüben fällt mir der Gaden zusammen. Unten im Weiler wühlst du in den Berg hinein, meinen Berg. Am Weilerweg schaffen deine Taglöhner und machen eine Straße aus dem, der jahrhundertelang für die Frutneller gut genug gewesen ist. Da oben drängen sich deine Fremden herein ins Dorf, die eingebildeten Gecken, von deren Weibern die Fruttneller Mädchen lernen in bunten Fähnchen herumzulaufen wie die Jahrmarktsaffen. Ist es nun bald genug? Oder hast noch andres im Sinn? Ich muß dich einmal fragen, damit man weiß, was man sich von dir zu versehen hat. Gehst auf Geld aus und hast dir gerade das Tal zur Grube ausersehen, in der du

graben willst? Und bleibt da auch noch Platz für uns Alte, Ureingesessene, oder müssen wir gehen, wenn du kommen willst, du großmächtiger Christen Russi, du? Gib mir einmal Antwort, hast genug an dem, was du jetzt getan und erreicht hast? Oder nicht?"

„Nein."

Der Russi zuckte mit keiner Miene, als er das sagte. Aber der Präses hatte wie zum Sprung angesetzt, langsam zwang er sich und blieb sitzen. Dann fuhr er fort:

„Du arbeitest heimlich, Russi! Du schleichst wie ein Dieb im Dunkel herum und bei Tag erst sehen die Leute, was du ihnen gestohlen hast. Wo hast das gelernt, daß man armen, dummen Bauern ihr Land abhandelt und ihr Gut, alles, was sie ernährt, um ein paar armselige Batzen? Wo hast den Wucher so gut gelernt?"

„Was ich gekauft habe, habe ich mit gutem Gelde gut bezahlt," sagte der Russi hell und scharf. Aber er lächelte noch immer und bewahrte die Ruhe.

„So rede aus, wenn du kein elender Schleicher bist, keiner, der das Licht zu scheuen braucht! Rede heraus, was wir noch zu erwarten haben von dir, was du noch alles willst, bis du satt bist, du Vielfraß, der du den Leuten die Häuser zusammenzerrst und den Boden unter den Füßen wegziehst! Rede heraus, wenn du dich getraust!"

Da flammte auch der Russi aus seiner Gelassenheit auf.

„Daß du noch fragen magst, Hochfluhhöfler, was ich hier suche! Daß du noch tun magst, als wüßtest nicht, warum ich immer näher heraufkomme in dein Dorf, das fast ein Herrenreich für dich gewesen ist! An deinem Gaden und deiner Matte da drüben bin

ich nicht schuldig, obgleich ich dir schon zu der Zeit, wie ich meinen Bruch gekauft habe, hätte sagen können, daß das Wasser dir dein Land verdirbt und daß dein Gaden nicht sicher steht. Aber an allem andern bin ich schuldig und will ich schuldig sein. Dir und den Fruttnellern zuleide! Hörst, Ratsherr Furrer, dir zuleide und den Fruttnellern! Und so schlecht ist dein Gedächtnis nicht, daß du nicht wüßtest, warum ich euch zuleide das tue, zu dem ich mein ganzes Leben brauche und bei dem ich alles wieder aufs Spiel setze, was ich mir erworben habe. Gelt, du weißt es noch, du?"

„Brauchst nicht zu fragen, wir kennen einander! Ich will nur wissen, was du noch weiter von den Fruttnellern willst!"

„Von ihnen und von dir! Es gilt immer noch euch beiden! Ich will euer Tal aufreißen, daß es so offen ist, wie es vorher verschlossen gewesen ist. Und ich will in eure Schlupfwinkel so viel fremdes Volk schicken, daß ihr selber nicht mehr Platz habt, und daß euch angst und bang wird in eurer Scheuheit, will euch stören in eurem Halbschlaf, wie man die Murmeltiere herausräuchert. Jetzt wird die Straße vom Weiler heraufgeführt, — glaubst, sie bleibt stehen im Dorf? Nein, die kommt weiter, die muß hinein ins Tal, ins Gewüest, an die Siebenspitzen heran und über den Fällipaß hinaus ins Oberland. Und in ein paar Jahren muß es wimmeln von fremdem Volk in dem Dorf da! Aber das ist nicht alles! Der Fruttnellenbach hat Kraft für zwanzig Fabriken, und daß Fabriken heraufkommen, dafür will ich sorgen, wenn das Tal offen ist. Und daß der Fruttneller Granit bekannt wird, dafür stehe ich, glaub es mir nur! Und ist er's, so soll da im Tal an

jede Wand ein Bruch! Ich selber locke die Konkurrenz herein! So muß das Tal voll werden von Fremden, so voll, daß sich der Fruttneller selber nicht mehr zurechtfindet! Und wenn ihr dann nicht mehr heimisch seid und eure Kinder nicht mehr kennt, weil sie von den Fremden so viel gelernt haben, daß sie keine Fruttneller mehr sind, dann hat der Russi euch den Bescheid gegeben! Dir, weil du mir mein Mädchen gestohlen hast, weil du mir allen Schimpf angetan hast, den einer einem antun kann, und den Fruttnellern für alles, was sie der Mutter selig und mir angehabt haben in deinem Namen und in deinem Dienst!"

„Hahaha! Red nur! Bist ein Ries'! Oder wer bist, daß du meinst, du könntest das alles?!"

„Ich will, und wenn ich will, so muß es durch! Hast noch nicht Beweis genug, daß zustand kommt, was ich wirklich will?"

„Aber das soll nicht, beim Herrgott soll es nicht!"

„Seid nur gegen mich! Es hilft euch nichts! Der Anfang ist gemacht, und du hältst mich nicht mehr auf mit deinem Haufen folgsamer Bauern!"

Der Russi schien gewachsen. Seine schwarzen Augen leuchteten, und sein Gesicht war jung unter dem grauen Haar. In diesem Augenblick war ein unsäglicher Triumph in seinem Herzen; mit diesem Augenblick zahlte er Jahrzehnte heim und nahm sich Entgelt für das, was er in der Jugend verloren hatte.

Der Furrer war von seinem Stuhl aufgestanden und trat hinter dem Tisch hervor. Sein Gesicht war verzerrt. Er kannte sich selbst nicht mehr. Er tat den Mund auf und wollte reden. Da fuhr die Tür zurück und Rosi kam hereingestürzt.

Der Gaden ist hin; er steht schon ganz schief,

und just ist ein Stück von der Matte hinunter und —"

Sie stockte. Sie hatte den Russi erkannt und sah die beiden Männer einander mit Blicken messen, die nichts Gutes bedeuteten. Sie fuhr zusammen. Der neue Schrecken war größer als der, der sie hereingebracht hatte.

„Was — was — habt ihr miteinander?" stammelte sie atemlos. Sie ging zu Tobias hinüber und klammerte sich an seinen Arm. „Was haben sie? Was tut er hier? Halte sie auseinander! Jesus, Bub!"

Sie stotterte noch in ohnmächtiger Angst an den Tobias hin, als der Präses, der kaum auf das Weib und seine Nachricht geachtet hatte, dicht an den Russi herantrat und ihm die Finger in den Arm schlug, als ob er ihn schütteln wollte.

„Du meinst, es halte dich keiner auf! Bist du so ganz sicher? Bist sicher, daß dich der Tod nicht aufhält? Was dem einen fehlt, kann dem andern gelingen! Nimm dich in acht, Russi-Christen, der nächste Stein könnte besser treffen!"

„Haha, seid Ihr dahinter gestanden!? Fast habe ich es gedacht!" schrie Russi und schüttelte sich mit einem Ruck vom Griffe des andern frei.

Da trat Tobias zwischen die Erregten. Er hatte lange gezögert und nach Worten gesucht. Nun packte es ihn auf einmal und riß ihn mit sich fort, daß er aufdecken mußte, was in ihm war, als könnte er den Frieden von irgendwo herunterreißen zwischen die zwei, wenn er ihnen alles gestand.

„Still! Ich habe auch noch etwas zu sagen!" sagte er und es war in seinem Wesen eine solche Ruhe und Kraft, daß der Präses beiseite trat, als

wollte er ihm auch hier an seiner Statt zu handeln überlassen, und der Russi die Arme übereinanderlegte und gewaltsam den Gleichmut zurückgewann.

„Was steht ihr wie die Stiere gegeneinander und verbraucht eure beste Kraft, um einander zu schaden! Ihr könntet so wohl die besten Freunde sein, wie ihr die ärgsten Feinde seid! Und was könnte aus dem Fruttnellen werden, wenn ihr zwei euch zusammentätet, um aus ihm etwas zu machen! Muß denn alles, was Ihr tut, den Fruttnellern zum Schaden sein, Russi? Könntet Ihr nicht Eure Pläne ausführen und damit auch den armen Bauern einen Segen ins Dorf bringen? Könntet Ihr nicht mit dem Großvater zusammengehen? Ihr seid zwei, vor denen jeder den Hut abzieht, zwei, vor denen ich Respekt habe wie jeder hier herum, aber glaubt ihr nicht, daß die Leute noch einmal so hoch von euch denken müßten, wenn sie sähen, daß von zwei Biedermännern auch einer den andern gelten läßt und daß ihr Frieden zusammen habt!"

Der Furrer hatte mit hellem Erstaunen zugehört. „Laß das Geschwätz, Bub, das verstehst du nicht!" fuhr er jetzt rauh dem Tobias in die Rede.

Der aber wandte sich mit aufgeworfenem Kopf gegen ihn.

„Treibt den Trotz nicht zu weit, Großvater!" sagte er. „Ihr seid nicht allein in der Welt, ihr zwei Streitsüchtigen, es sind doch noch andre um euch, denen ihr das Leben vergällt mit eurem Streiten. Glaubt Ihr, Russi, daß Eure Mädchen es gern hören, wie ihr Vater darauf ausgeht, in Fruttnellen Schaden zu tun, so viel er kann, — und Ihr, Großvater, meint Ihr, die Mutter und der Felix und ich freuten uns darüber, wie Ihr Euch das Alter mit dem Zorn in Euch verderbt?"

„Schweig, du hast da nicht dreinzureden!" warf der Furrer lauter und barscher dazwischen.

Russi stand noch immer mit untergeschlagenen Armen und schaute den Tobias an; seine Augen hatten einen fast warmen Schein. Dann aber sagte er: „Den Haß, der mit einem groß und alt geworden ist, kann keiner mit ein paar Worten auslöschen."

„So — kann es keiner, wirklich keiner?" Tobias verlor seine Selbstbeherrschung. „So wißt ihr zwei, mit all eurem Streiten und eurem unbändigen Haß habt ihr es doch nicht hindern können, daß zwischen eure Häuser sich heimlich eine Schnur gesponnen hat, die ihr nicht mehr zerreißen sollt, so wahr uns Gott helfe! Das Liebhaben geht denselben Weg wie der Haß, und es ist vom Hochfluhhof in Euer Haus gegangen, Russi! Seit mancher Woche sind der Felix und ich versprochen mit Euren zwei Mädchen, im geheimen, aber ebenso fest, als hätte uns der Pfarrer gesegnet! Und kein Mensch und kein Herrgott soll uns mehr voneinander —"

Ein Schrei unterbrach ihn. Die Rosi, seine Mutter, wankte und sank auf einen Stuhl, als ginge es zum Sterben. Russi hatte keinen Tropfen Blutes mehr im Gesicht, er wollte reden, aber die Worte versagten ihm. Nur der Präses stand wie ein Baum. Und der wußte, was er zu sagen hatte.

„Schweigst endlich oder nicht, du Halbnarr, du! Was willst du von Liebhaben reden und von Friedemachen! Du hast nichts zu sagen hier, verstehst! Und nichts zu trotzen! Du hast kein Recht, weil du nicht auf der Welt bist zu recht. Ein ‚Heimlicher' bist, — dich wird wohl keiner zum Schwiegersohn wollen!"

Des Alten Gesicht war wie Stein. Jeder Schimpf, den er dem Buben antat, war ihm wie ein Schlag

ins eigne Gesicht. Jetzt erst, da er ihm das Schlimmste antat, fühlte er, daß ihm noch keiner so lieb gewesen war in seinem Leben wie just der. Aber er wollte dem Buben mit einem Schnitt das Geschwür ausschneiden, das ihm gewachsen war.

Tobias trat bis an das Büfett zurück. Er legte eine unsichere Hand auf das Brett und schaute den Alten mit einem flackernden Blick aus seinem weißen Gesicht an.

„Ich weiß," begann er mit scheuer Stimme, als drücke ihn eine ungeheure Scham. „Es ist einmal so gewesen, daß sie mich den ‚Heimlichen' geheißen haben, und — und — damals hat es geheißen — Ihr — Ihr könntet mich nicht leiden — Groß — Präses! Ich habe Euch dann immer aus Weges gehen müssen. Aber — dann habt Ihr mich selber zu dem gemacht, was ich jetzt bin, und ich — ich muß schon recht dumm sein —, aber es ist mir gewesen, als möchtet Ihr mich gern und — vertrautet mir viel — und —"

Er stockte in unbeschreiblicher Scheu und hob beide Hände, als taste er nach etwas. Dann bat er: „So — so — sagt mir in Gottes Namen, — wer — wer — bin ich?"

„Ein unehrliches Kind!" sagte der Furrer laut.

Tobias zuckte zusammen und ermannte sich wieder. Er sah den Russi an. Das — das — wird der Josepha, Eurem Mädchen — weh tun, wenn es — das hört. Es ist keines, das nach Aeußerem fragt. Es — ich glaube fast — es wird mich auch so noch gern haben, ich bin ja kein Schlechter, habe nichts Schlechtes angestellt, darum, wie ich die Josepha kenne — wird es ihr weh tun — und — sie wird nicht von mir wollen!"

Er sprach noch im vorigen scheuen Tone, aber er schien an seinen eignen Worten zu erstarken. „Und," schloß er rascher, fast freudig, „wenn sie mir treu bleibt, so — warum nicht, ich weiß mir schon ein Auskommen, ihr und mir! — Vielleicht — euch allen zum Trotz — halten wir doch zusammen!"

„Du — und deine Schwester!"

Das kreischte die Rosi in die Stube und floh wie gepeischt hinaus.

In diesem Augenblick kam ein Krachen und Splittern und Brechen von der Gadenmatte herüber. Eine Staubwolke wirbelte bis an die Fenster der Hochfluhhofstube, und dann folgte ein Donnern wie von einer stürzenden Lawine.

„Der Gaden ist hinunter," sagte der Blinde, der von seinem Stuhl emporgefahren war und mit gefalteten Händen hinüberlauschte.

„So mag denn alles zum Teufel gehen!" schrie der Präses und tat einen Schritt dem Russi entgegen, als wolle er an ihn. Aber auf einmal schaute er den Tobias an, scheu, von der Seite, und dann stockte er, seine aufrechte Gestalt knickte ein, wie ein Stöhnen kam es aus seiner Brust; er ging zu seinem Stuhl zurück und ließ sich schwer darauf nieder.

Tobias lehnte am braunhölzernen Büfett; er sah aus, als wäre ihm ein Messer in den Leib gefahren, und er hielt sich nur mühsam aufrecht. Eine Stille kam über die Stube und dauerte minutenlang. Russi hatte den Kopf gesenkt, seine Zähne nagten die Unterlippe, und langsam verlor seine Haltung das Selbstbewußtsein und die Siegeszuversicht. Der Blinde tastete am Fenster und wagte nicht zu reden.

Endlich hob Tobias die schweren Lider und sah

den Russi an mit Augen, die fast so erstorben schienen wie die des Columban, sah den Russi an und dann den Präses. Beide vermieden seinen Blick.

„Habt ihr darum so viel Jahre hindurch einander Feindschaft getragen, daß ihr zwei elend machen könntet, die nicht schuld sind! Was — haben — wir euch — zuleid getan, ihr zwei Uebergescheiten, ihr!“

Keiner der beiden sprach. Der Präses saß mit finsterem Gesicht, ein fahles Licht stahl sich durchs Fenster und traf seinen Kopf und seine Stirn mit den dichten, weißen Brauen. Er schien alt in dem Lichte. Des Russis Lippen zuckten, seine Brust hob und senkte sich in raschen Atemzügen. Er ertrug den Blick des Tobias nicht. Und plötzlich hob er die Hände gegen den Blinden, als winke er ihm, zu kommen, und sagte mit sonderbar gebrochener Stimme:

„Eure Fäden, Lehrer, Eure Herrgottsfäden! Ihr habt recht! Das, wie es jetzt ausgeht, habe ich nicht vorbesonnen gehabt!“

Und ging zu dem Nager, legte seine Hand in die seine und führte ihn der Tür zu. Und just, als er sie schließen wollte, richtete Tobias sich mit plötzlicher Anstrengung auf und sagte laut und hart:

„Mit der Josepha rede ich, hast gehört, keiner als ich.“

Russi nickte, dann ging er mit dem Blinden. Auch Tobias ging hinaus und stieg mit schweren Schritten nach seiner Kammer. Der Präses saß und regte sich nicht.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Tobias kam aus der Ratsstube. Er hatte mit dem Präses gesprochen. Sein Gang war aufrecht und fest; es war keine Schwäche an ihm. Er hatte Feiertagsgewand an und trug den Filz; er hatte einen Gang vor. Wie er ging und stand war er an des Nager-Lienis Leiche gewesen, wie er ging und stand, kam er von einer andern Gruft, aber da war er allein Totengräber und Toter gewesen, er hatte den Tobias vom Hochfluhhof begraben. Der Tobias, der noch war, war reisefertig, der ging fort und ging nur noch Abschied nehmen.

„Behüt Euch Gott, Mutter!“

Rosi stand in der Kirchentür mit einem seltsamen Gesicht. Sie schämte sich, schämte sich vor dem eignen Blut, dessen Leben verfehlt war ihretwegen, und dann zerriß ihr der Kummer das Herz, daß der Bub ging, der brave, der gerade. Aber sie wagte kein Wort dawider zu sagen. Sie legte eine Hand in die seine und flennte und trocknete den Tränenbach mit der Schürze.

„Behüt Euch Gott! Ihr müßt auf bessere Tage hoffen. Sie werden schon wieder kommen, wenn — wenn ich aus dem Wege bin!“

Er drückte ihre Hand und ließ sie fallen. Dann ging er.

Vor dem Hause stand der Felix, hemdärmelig, eine Axt in der Hand, am Hackstock.

Er warf das Beil zu Boden. Sein Gesicht glühte, und die Angst sprach aus den arbeitenden Zügen.

„Behüt dich Gott, Felix!"

Auch sie legten die Hände zusammen.

„Geh doch nicht, weiß Gott, geh doch nicht!" bettelte Felix.

„Was sollte ich noch hier tun?" Tobias sprach ganz ruhig und doch fand der andre kein Widerwort.

„Laß Zeit," begann Tobias wieder. „Mußt noch Geduld haben! Es ist nichts zu ertrotzen jetzt in den Tagen. Aber nach Jahr und Tag kannst die Pia holen. Er hat es mir versprochen."

„Der Groß—"

„Der Großvater!"

„Tobias!" Felix preßte die Lippen zusammen, aber das Schluchzen brach sie, er flennte hinaus wie ein Schulbub. „Tobias, bleib hier!"

„Behüt dich Gott!" Tobias schüttelte die Hände ab, die an der seinen hielten und ums Dableiben bettelten.

Er schritt ruhig zum Weiler hinunter.

Aber als er an des Russis Hand stand, tat er doch einen Atemzug, der seine ganze Gestalt erschütterte. Das Anpochen vergaß er. Er schritt geradeswegs in das Haus, in die Stube.

Des Russis Töchter saßen beim Morgenbrot, und der Vater saß bei ihnen und aß nicht. Seit gestern lastete die Sorge über eine sonderbare Veränderung in des Vaters Wesen auf seinen Töchtern. Sie hatten

bekümmerte Mienen, als der Tobias sie überfiel. Und just als dieser eintrat, tastete sich der Columban Nager von einer Nebenstube herüber und gesellte sich zu den Mädchen. Die fuhren von ihren Stühlen auf, als sie den jungen Bauern erkannten.

Tobias blieb nahe der Tür stehen, grüßte nicht und schien niemand zu sehen, als die Josepha. Die schaute er mit brennenden Augen an.

„Seppeli," sagte er.

Josepha wurde rot und dann bleich; sie blickte auf den Vater. Der hatte sich abgewendet und stützte den Kopf schwer in die Hand. Das Mädchen sah, daß er um des Tobias Kommen gewußt habe.

„Ich hätte ein Wort mir dir zu reden," sagte Tobias im vorigen Ton.

„Mit mir?"

„Mit dir — aber allein."

Wieder blickte das Mädchen auf den Vater. Der nickte und sagte: „Geh nur!"

Daraufhin ging Josepha zu Tobias, sah ihn groß und fragend an, und mitsammen traten sie in den Flur hinaus.

„Was ist?" fragte das Mädchen dort.

Es legte die Hände an den Rücken und lehnte sich an die Wand. Es wollte nicht zeigen, daß es zitterte.

„Ich will dir ade sagen!" sagte Tobias.

„Du — mir? Was — hat es gegeben? Warum willst fort?"

„Wir sind dem Felix im Weg und deiner Schwester, wir zwei. Wir müssen auseinander."

„Du wirst es schon wissen."

Die Josepha hob die Augen zu ihm auf und sah ihn voll großen Vertrauens an. „Ich traue dir so,

daß ich nicht fragen kann, wenn du sagst, es muß sein. Behüt dich Gott, Tobias!"

Sie legte ihm die Arme um den Hals und hob den Mund zu dem seinen ohne Scheu und ohne Leidenschaft, aber voll bebender Trauer.

Er hielt sie fest an sich. „Ich gehe einen weiten Weg, Mädchen, wir kommen nie mehr zusammen!"

„Du willst ganz von Fruttnellen fort, ganz? Aber warum denn du?"

„Weil — weil ich unehrlich bin auf der Welt und weil — Seppeli — weil —" Er beugte sich ganz nahe zu ihr und flüsterte ihr ins Ohr. Es währte eine kurze Weile, in der er eine lange Geschichte erzählte. Die Josepha stammelte ein „Mein Gott!" einmal und verlor die mutige Haltung und ließ sich von seinen Armen halten; ihr Kopf fiel wider seine Brust, dann weinte sie, Schauer überrannen ihren Leib, so gewaltig packte sie das Weh.

„Geh hinein! — Behüt dich Gott — Schwester!" sagte Tobias und schob sie sachte weg von sich.

„Bruder?" Sie sah ihn mit einem Blick an, in dem das Elend stand. Dann gewann sie urplötzlich Ruhe und Kraft.

„Ich komme mit dir," sagte sie.

Er schüttelte den Kopf. „Daß wir das Elend alle Tage vor Augen hätten!"

„Nur begleiten will ich dich."

„So komm," sagte er kurz.

Josepha ging nach ihrer Schlafstube. Als sie zurückkam, trug sie ein Kopftuch am Arme. Sie legte die Hand in die seine. So verließen sie zusammen das Haus.

Die Fruttneller sprachen noch Jahre danach von dem Morgen, an dem der Furrer-Tobias und des

reichen Russis Mädchen Hand in Hand durch ihr Dorf gezogen waren. Zwei hohe, schöne Leute, er dunkel und finsteren Gesichts, das Mädchen blond und mit einem Blick, so klar und still wie der Sonnenschein, der auf seinem Scheitel lag. Von den Lästerzungen des Dorfes wagte sich keine an die beiden, so ehrbar und stolz schritten sie nebeneinander.

Es war noch früh am Tag. Die Sonne schien durch die Gemsbergtannen. Ein Stück blauen Himmels wölbte sich über Fruttnellen. Die Hütten standen hell und freundlich auf der Höhe, die Kirche schimmerte weiß; das Gold, das droben aus den Tannen floß, brannte in ihren Scheiben. Das Fruttnellertal lag noch im Schatten. Ein warmer Westwind durchwehte es und über ihm war der Himmel von Wolken durchzogen. Sein Grund war ein silberiges Grau. Die Wolken waren wie düstere Inseln in einem toten Strom, ziehende Inseln; ihre Säume leuchteten rot vom Morgenglühen der Sonne, sie selber aber waren trüb, dunkel und zogen schwer dem blaueren Himmel entgegen, ihn langsam verdüsternd.

Der Tobias und das Mädchen redeten nicht, bis Fruttnellen weit hinter ihnen lag. Als sie an den Hochfluhhof gekommen waren, hatten sie ihre Schritte beschleunigt und ihre Häupter beiseite gewandt; aber es rief sie niemand an.

Vorher, noch im Weiler, hatte Josepha den Tobias gefragt: „Wohin willst du?“

„Ins Oberland.“

„Zwischen den Siebenspitzen durch?“

„Zwischen den Siebenspitzen.“

„Der Weg — Tobias — der Weg ist nicht sicher.“

Das Mädchen sah in jäher Angst zu ihm auf. Aber er erwiderte ihren Blick ruhig.

„Ich kann jetzt nicht unter die vielen Menschen," sagte er.

Jetzt zogen sie weit hinten im Fruttnellertal. Der Pfad wurde eng, steinig. Die Halden glichen einem Bergsturzgebiet, dermaßen waren sie mit Granitbrocken besät. Mitten in dem wüsten Grund, durch den der Fruttnellerbach, ein junges Sickerwasser, langsam talzu strebte, lagen die armseligen Gwüesthütten, wo die Hungerbauern wohnten, gegen die der ärmste Fruttneller ein Krösus war. Der Tobias und das Mädchen umgingen die Hütten und stiegen bergzu. Der Tag wurde heißer, obwohl der Himmel sich mehr und mehr umzog. Hoch oben an einer der Spitzen ging einmal eine Eislawine nieder, das donnerte zu ihnen nieder, als käme der Berg über sie. Sie sahen einander unwillkürlich an und wußten, daß sie den gleichen Gedanken gehegt hatten: wenn der Berg sie begrübe! Dann zogen sie am Ewigeishorn empor, einem schmalen, schwierigen Pfad, hoch über ihnen glänzte das fahle Berghaupt, an dem die Gletscher nie schwanden. Weiterhin führte sie ihr Weg über einer schaurigen Fluh. Die Wände traten näher zusammen und bildeten eine schwarze Schlucht. In verborgenen Tiefen ging ein Wasserbrodeln und es stieg kalt aus den Felsgründen auf.

Da blieb Tobias stehen und horchte hinab; er legte die Arme um des Mädchens Leib, und ihre Blicke suchten wieder einander.

„Kannst du es begreifen, daß wir Bruder und Schwester sind?" sagte Tobias. Sein Atem ging schwer.

„Sprich nicht davon," bat Josepha und drängte weiter.

Er hielt sie fest. „Das, was ich in mir habe,

für dich, ist keine Bruderliebe," stammelte er. Sein heißer Atem wehte an ihre Wange. Unter ihnen im Schlunde der Felsen lauerte der Tod. Dann blickten sie beide über den Abgrund hinaus.

„Es fände uns keiner," sagte Tobias ganz laut.

Aber plötzlich richteten sie sich auf, ihre Leiber schienen zu wachsen, die Leidenschaft war von ihnen abgefallen wie eine schmutzige Hülle. Hand in Hand schritten sie höher empor. Sie waren keine Schwächlinge; flüchtig war der Gedanke an das gemeinsame Untergehen in ihren Seelen gewesen, als sie sie überwunden hatten, waren sie wie zwei Geadelte. Sie stiegen unablässig und erreichten um die Mittagszeit die Paßhöhe. Der Fußsteig war kaum mehr erkennbar; er verlor sich in die Gletscher. Wie die sieben Warttürme einer Eisstadt ragten die Siebenspitzen rings um sie in den Himmel. Sie setzten sich auf einen Felsblock dicht nebeneinander.

„Was tust denn, wenn du drüben bist?" fragte Josepha, als sie eine Weile stumm gesessen hatten.

„Was weiß ich? Ich werde mich schon durchbringen."

„Und du kommst nicht mehr zurück?"

„Nie mehr! Sucht mich nur nie! Ihr findet mich doch nicht!

„Tobias!"

„Hab keine Angst, ich schaffe und bleibe ehrlich, die Arbeit macht gesund. Sie muß auch dich gesund machen, Mädchen! Und vergiß nicht, daß der Felix und Pia zusammen müssen! Der Großvater hat es versprochen. Du mußt es mit deinem — deinem Vater ausmachen. Du mußt sie zusammenbringen!"

Josepha nickte nur, und sie verstummten wieder auf eine lange Zeit.

Die Wolkenzüge, die aus Westen kamen und über den Firnen heraufquollen, wie schwerer Rauch einer fernen Brunst, wurden dichter und dichter. Der Tag wuchs zum Mittag. Tobias zog seine unförmige Taschenuhr, eine, die der Präses getragen und ihm verehrt hatte.

„Es ist Zeit, daß du an den Heimweg denkst, Mädchen,“ meinte er.

Josepha schrak zusammen.

„Laß mich noch bei dir, — Bruder,“ sagte sie stockend und erschauerte.

Abermals saßen sie Hand in Hand, die Köpfe aneinander gelehnt und mit trüben Augen vor sich niederstarrend. Eine Stunde ging noch hin. Dann sah Josepha an den Himmel und sah ein Wetter über den Gletschern stehen.

„Jetzt mußt du gehen, sonst — Tobias, wenn dich das überfiele!“

„Laß nur, laß nur, es tut mir nichts!“

Sie standen auf. Das Leid überkam das Mädchen; es schluchzte auf und schlug die Stirn an des Tobias Schulter. Der stand ganz gerade und fest, und es zuckte nur mächtig in seinem düsteren Gesicht.

„Helf' dir der Herrgott, Seppeli! Bleib auch gesund! Und — und — nimm es nicht allzu schwer! Ich — will an dich denken, Tags meines Lebens!“

Er legte die harten Hände an ihren Kopf und preßte den Mund auf ihre Stirn. Dabei geschah es, daß zwei karge Tropfen von seinen Wimpern fielen.

Es muß ans Leben gehen, bis ein Bergbauer flennt!

Josepha konnte nicht reden, aber sie wandte sich gehorsam und ging den Weg zurück. Tobias stieg in die Gletscher. Aus der Tiefe blickte das

Mädchen noch einmal nach dem Burschen aus. Es war ihr, als sehe sie dicht unter einer schwarzen Wolke einen Punkt im Eis, der sich bewegte. Sie winkte mit dem Sacktuch. Aber Nebel kam über das Eis gefahren und verschlang, was sie gesehen hatte.

*

Es war Nacht, als Josepha heimkam. Sie hatte nicht geeilt und war sterbensmüde. Russi saß allein in der Wohnstube. Er hatte auf sie gewartet. Er wäre bis zum Morgen gesessen, wenn sie nicht gekommen wäre. Sein Blick leuchtete auf, ihr Kommen erlöste ihn von einer dunkeln Angst.

„So bist wieder da!“ sagte er und tat einen tiefen Atemzug.

„Grüß Gott, Vater!“ erwiderte das Mädchen.

„Du bist mit ihm gegangen?“ fragte er.

Sie bejahte. Dann sah sie ihn mit großen Augen an: „Er kommt nie wieder heim!“

Dem Russi sank der Kopf auf die Brust. Das war nun das Ende! Ein Leben lang hatte er gearbeitet und sich keine Ruhe gegönnt und was war erreicht? Das Elend für den Schuldlosen! Er ächzte.

Da nützte Josepha die Zeit. Er läßt Euch sagen, Ihr sollt an Pia und seinem Bruder gut machen, Vater!“

Russi fuhr auf und starrte dann wieder vor sich hin.

„Ich habe da nicht allein zu reden,“ sagte er endlich.

„Der Furrer hat es versprochen, daß sie zusammen sollen.“

Eine Weile schwieg er noch. Es war nicht leicht, alles in einem Leben Errungene aus der Hand zu geben. Plötzlich nahm er sich mächtig zusammen

und erhob sich. „Ich will ihnen nicht im Wege stehen — später."

„Ich danke Euch, Vater!"

Josepha ging der Nebenstube zu.

Da sah sie der Russi mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an. „Und du — mein — armes Mädchen . . ."

Die Tränen sprangen ihr in die Augen. Das Weinen kam wie ein Sturm über sie. Sie tat ein paar taumelnde Schritte ihm entgegen. „Ihr müßt auch jemand haben, Vater!"

Er biß die Zähne zusammen und rang wider die Weichheit, die ihn ankam. Und fühlte sich klein und warf alle Pläne und alles Wollen eines Lebens von sich in einer einzigen Stunde!

Dreißigstes Kapitel

Zwischen den „Wellerhütten“ und Fruttnellen fahren sie mit Wagen. Die Straße ist fertig, und die Fruttneller zürnen nicht, daß sie die schweren Gabellasten los sind. Die gefürchtete Fremdenflut ist ausgeblieben, obwohl die Bresche klafft, die der Russi in das vermauerte Tal gerissen hat. Der fremde Wirt vom „Ochsen“ ist schon wieder fort aus dem Dorfe, der Russi hat einen stillen Fruttneller darauf gesetzt, der die Fremden willkommen heißt, wenn einer oder der andre sich ins Tal verirrt und sich sonst mit dem Zuspruch der Dorfgenossen begnügt.

Auch Russi ist genügsam geworden. „Auf einmal ist er alt,“ sagten die Fruttneller.

Freilich, er arbeitet in seinem Bruch, bricht Steine und damit Geld wie vordem, aber es ist im Tale keiner, der weniger von sich reden macht. Josepha und er halten Haus, und das jüngste Mädchen wächst neben ihnen auf. Vor der Josepha ziehen die Fruttneller den Hut so tief wie vor dem Landammann und wissen selber nicht warum. Das Mädchen geht herum, groß und mit einem Gesicht, hell wie der heitere Tag; es hat eine ruhige, in aller Bescheidenheit so überlegene Art, daß die Bauern sich vor ihr wie vor etwas Höherem ducken. Das ist die Ueber-

legenheit der heimlichen Kreuzträger, die ihre große Last mit lächelndem Munde schleppen, während allen übrigen die alltägliche Bürde schon verdrießliche Gesichter macht.

Josepha hat dem Hochfluhhof einen neuen Herrn und dem neuen Hochfluhhofbauer ein Weib gegeben. Der Tag jährte sich, daß der Tobias aus dem Tal gegangen war, da ging das Mädchen zum Präses von Fruttnellen, der den Titel zum letztenmal trug, denn am nächsten Tage ging seine Amtstätigkeit zu Ende; er hatte in der letzten Gemeindeversammlung seine Würde niedergelegt.

„Es ist der Wille des Tobias gewesen, daß ich Euch frage, ob Ihr an Euer Versprechen denkt, daß der Felix und meine Schwester ein Paar werden sollen."

Das hatte sie vor dem Präses zu reden.

Der richtete seine schwere Gestalt aus dem Stuhle auf, wo er weniger aufrecht denn früher gesessen, wendete ihr den klugen, schneeweißen Kopf zu und sagte:

„Was ich versprochen habe, Mädchen, das halte ich! Hättest dir den Gang sparen können! Der Felix weiß Bescheid auf dem Gut. Ich kann gehen. Und ich will gehen!"

Derweilen war auf der Seelialp in aller Stille ein Holzhaus erstanden; „halb aus der Welt stände es," sagten die, die es plötzlich entdeckten. Aber es stand der Sonne um so näher. Dahin, als es fertig war, verzog eines Tages der allmächtige Präses.

„Er ist sich begraben gegangen," sagten die Fruttneller.

In dieser Zeit kam Pia als Frau auf den Hochfluhhof. Es war eine stille Heirat. Felix trug

Trauer, denn vier Wochen vorher hatten sie seine Mutter begraben, das müdeste und sterbensfroheste Weib, das lange im Tal gewesen war.

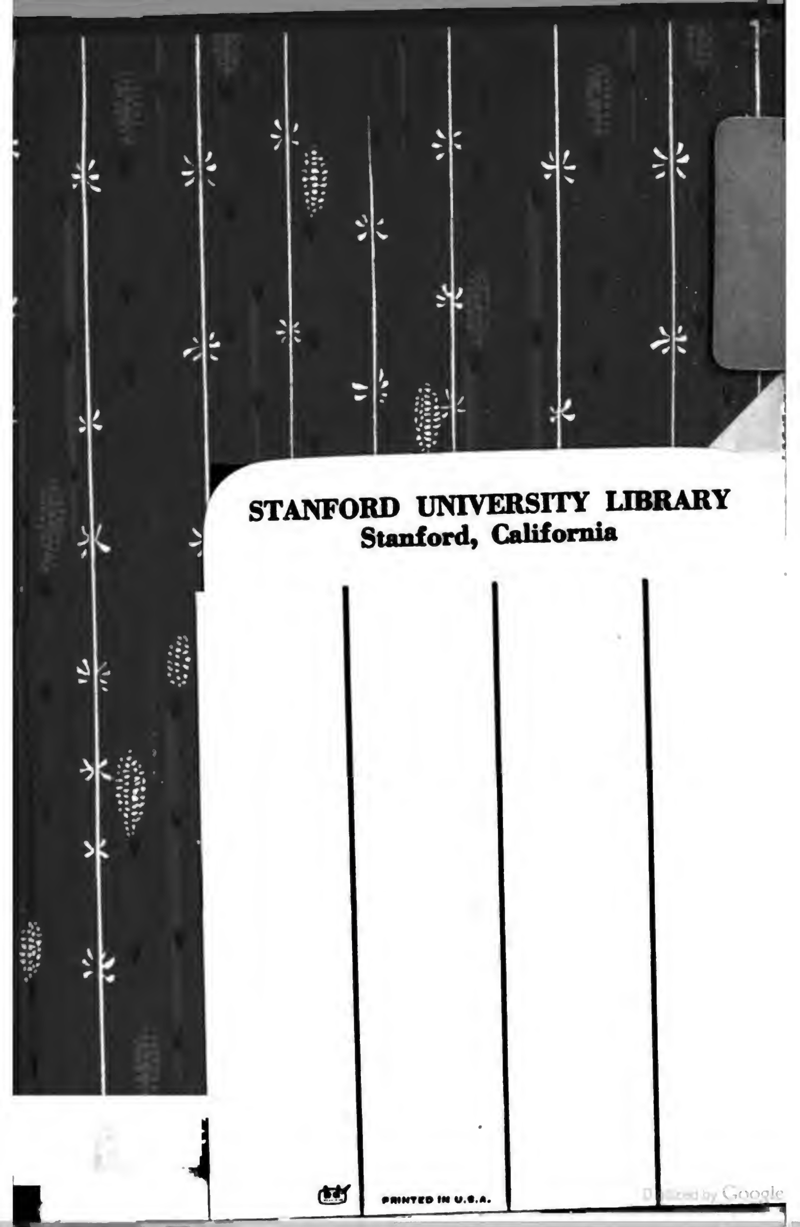
Der Felix und die Pia sind ein schaffiges Paar trotz ihrer jungen Jahre; die Leidenschaft ist aus ihrem Leben gegangen; der Bauer lernt das Wirtschaften und vergißt, nach Dingen zu schauen, die neben der Arbeit liegen, und die Pia spart und haust wie nur eine im Dorf.

Im Seelialphaus sitzt der Furrer. Er hat es nicht gern, wenn ihn viele besuchen; er ist menschenscheu geworden. Aber wenn der Felix hinaufsteigt — und das ist jeden zweiten Sonntag —, dann hat er dieselbe Frage, die noch vor dem Gruß kommt, zu hören: „Hast du nichts gehört? Meinst, kommt er nicht wieder?"

Und Felix hat immer dieselbe Antwort; von dem Tobias hört keiner, und sie haben ihn auch im Oberland nicht erfragt.

Einer ist zu Fruttnellen so allein wie der Furrer auf seiner Alp. Der Russi hat ihn für ganz zu sich nehmen wollen, aber der blinde Columban Nager will nicht aus seiner Stube gehen, weil er darin auch mit seinen toten Augen sieht. Er sitzt und betet und denkt und lebt, sein Gesicht ist lederfarben und in tausend Runzeln gefurcht, aber noch immer liegt der unzerstörbare Sonnenschein der Zufriedenheit darüber. Nur zuweilen — die Josepha hat ihn gehört — flüstert er in sich hinein von einem Faden, der wohl des Herrgotts Händen entglitten sei, also, daß er, der Nager, überzählig und vergessen zurückbleibe in einer fremden, jungen Welt.




STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
Stanford, California
PRINTED IN U.S.A.

